

Inhaltsverzeichnis

15. Jahrgang 1934

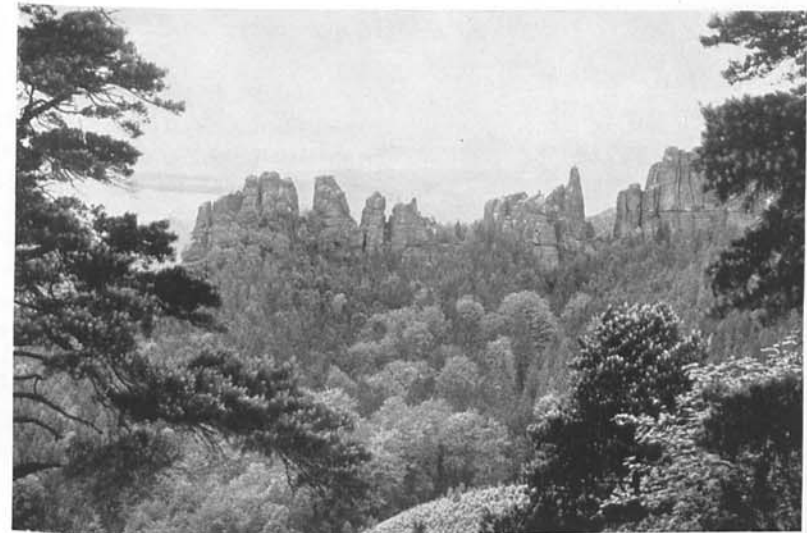
Gedichte

	Seite		Seite
Rudolf Fehrmann		Fred Gottschald	
Den Heimatbergen	1	Ein Tautröpflein am grünen Zweig .	50
Paul Großmann		Dort wo die Quelle rauscht ins Tal	50
Gleitenden Fußes	10	Georg Habicht	
K. W. Streit		Ich habe gesucht	50
Söhn	12	K. W. Streit	
g. k.		Am Grab des Bergkameraden . . .	51
Klettern	13	Fans Moldenhauer	
K. W. Streit		Der Bergsteiger	59
Es wird Tag	23	F. Gerhardt	
Paul Großmann		Allein durch die Nacht	65
Trost der Erde	31	Waldemar Pfeilschmidt	
Albert Goldammer		Gipfelschau	74
An Straßen und Pfaden	33	Paul Großmann	
R. H. Viebach/Kurt Kämpfe		Ruf aus dem Grenzland	81
Bergsteigerliedl	48	P. v. W.	
Karl Emil Dittrich		Totenkirchl	104
Der junge Tag	49	F. Gerhardt	
Das Bündel	49	Die letzte Fahrt	124
Fred Gottschald		Hans Moldenhauer	
Wandlers Glück	50	Tanne im Schnee	137

Artikel

Willy Ehrlich		Fritz Müller-Partenkirchen	
Wandlung	2	Söhn	21
Hans Moldenhauer		J. Ch. Honegger	
Jahreswende	3	Verlorene Spuren	23
Heinz Weber		Hans Gebler	
Sehnsucht nach Raum	6	Die Geschichte eines Berges	26
J. Ch. Honegger		Herbert Seidel	
Was war das für ein Idiot	14	Große-Zinne-Nordwestpfeiler (Stößer- weg)	30
Willy Ehrlich		G. Hermann	
Der Nachsteiger	16	Ostern in Rübezahls Reich	34

	Seite		Seite
Konrad Haase		Walter Lange	
Erzgebirgs-Ostern	37	Auslandsdeutsche — Deutsche außer Landes	84
R. H. Viebach		Hans Gebler	
Beitrag zur Klettersprache	40	Im Tal der Meeräugen	86
Rudolf Kobach		Walter Kopplin	
Die Südwand	45	Bei den deutschen Siedlern in den Wald-Farparthen	89
F. P.		Dr. Ernst Heinrich	
Gedichte aus einem alten Gästebuch	48	An der Drau	91
W. Fritsche		Bernhard Faust	
Ein vergessener Gipfel	51	Kurzweilige Chronik für Alpinisten	93
R. Z.		F. Gerhard	
Elbefahrt	53	Die Südwand des Einsers	96
v. Tschammer und Osten		Fritz Müller-Partenkirchen	
An die deutschen Bergsteiger	57	Das große Schweigen	102
Paul Bauer		F. K. Benndorf	
Der deutsche Bergsteiger- und Wander- verband	58	Morgenanbruch in den Alpen	104
Albert Goldammer		J. Langer	
Das Tischbanner	60	Der Schlosserjahn und seine Heimat	105
R. Z.		Walter Martin	
Nächtliche Gelfahrten	63	Ein Wort an die deutsche Jugend	117
Hans Thumm		Fritz Rödiger	
Das Edelweiß	66	Biwak	120
Martin Wächtler		L.	
Bergsteiger-Sonnenwende	69	Teufschwanstein, das Märchenschloß	123
Herbert Seidel		Walter Lange	
Rauschenstein, Barthweg	71	Unseren Toten	125
Hans v. Schleebüрге		Fritz Müller-Partenkirchen	
Du mein Sächsisches Gelfengebirge	73	Die halbe Stunde	126
Heinz Weber		Eberhard Seifert	
Blick in den Großen Jschand	75	Das Wichtigste der Winter-Photo- graphie	129
E. Thomas-Langburkersdorf		Paul Großmann	
Wie's Dunnerwad'r mit'n Harmonoanne Schindluder trieb	78	Es weihnachtet	131
Gerhard Birnschein		Martin Wächtler	
Hinterwäldler	83	Weihnachtsbücher für den Bergsteiger	134
		Albert Goldammer	
		Nachdenkliches	138



phot. Dr. O. Schlenk, Radebeul-Dresden

Sächsisches Bergland

Den Heimatbergen

Rudolf Fehrmann

O du mein Heimatland
O du mein Bergesland
Dir gilt meines Herzens heiße Liebe ganz;
So oft mein Aug' dich sieht,
Werd' ich doch dein nie müd,
Immer rührt aufs neu mich deiner Schönheit Glanz.
Ward' mir wohl tausendmal
Des Tages Last zur Qual,
Schien so trüb das Leben, alles falscher Schein —
Kehrt ich dann heim zu dir
Ins stille Bergrevier,
Welchen tiefen, reichen Trost gabst du mir ein!
Auf lichtem Firnenthron
Stand ich, dem Tal entflohn,
Über's Gletscherhochland flog der trunkne Blick;
Doch aller stolzen Pracht
Der Alpen ungeacht
Kam mit alter Lieb' zur Heimat ich zurück.
O teures Heimatland,
O teures Felsenland,
Laß mich lang' dir noch in gläub'ger Andacht nah'n!
Solange deine Höh'n
In blaue Fernen seh'n,
Bleib ich dir mit ganzer Seele zugetan.

Wandlung

Willy Ehrlich

Morgen wollte ich mit ihr wandern, bergsteigen. Morgen wollte ich ihr, meinem Maidschele, die Berge meiner ganzen Liebe zeigen. Morgen sollte sie das erleben, was mir Erfüllung wurde, woran ich hing mit allen Fasern meines Herzens. Wie oft hatte ich ihr davon erzählt, mit fiebernden Augen, mit sich überstürzenden Worten. — Und heute — Sie wird nicht kommen! Nie mehr! — Ein Brief — ein Stück Papier — und doch ein Griff mit kalten, spitzen Fingern ins sehnende, heißpulsende Herz. Aus hoffendem Leuchten wurde graue Ode. Hoffnungslos stand der nackte Mensch, das eigene Ich in farbloser Kälte — untätig. Und ich wanderte allein! Ich sah nicht die Hütten im Grunde, die mir alle wohlbekannt. Ich wich aus, den Freunden und ihren Grüßen. Durch dichten Wald zog ich mich keuchend an den Ästen der Fichten weiter. Im schütterten, silbernen Buchenwald hastete ich vorwärts. Schluchten führten mich in stille Gründe hinab oder hinauf zu Felsenriffen. Es war kein Wandern mehr. Ich floh der Welt. Ich suchte. Ich wühlte in mir und wollte zerissenes zusammenhalten. Es war ein Hetzen — kein Gebetsein.

Auf weit über dem Tal thronender Felswand machte ich Halt. Ich sah das Land vor mir. Novembersonne kämpfte mit dem leichten Dunst der Täler. Ich sah welkenfern entrückt die bekannten Wände, die

Wandsluchten, die Türme und schroffen Berge. Und ich sah den Turm, der mir vor Jahren einmal höchstes Erlebnis im Kreise bester Freunde schenkte. Ich sah sie zu mir kommen, die Freunde. Ich hörte sie. Ich sah den Turm, den Weg, den wir damals stolz erzwingen. Ich fühlte die Wärme des Sommertags in mir. Mich packte wieder die große Sehnsucht. Sie rüttelte mich hoch. Und schneller als zuvor stieg ich zum Grund hinab. Ich eilte mit pochendem Herzen, mit verlangender Kraft zurück zu diesem Sommertag! Zu seiner Wärme!

Nicht die Gefahr und nicht den Gipfel suchte ich. Der Weg sollte mir Antwort geben, mit ihm wollte ich Zwiesprache halten, mit ihm und dem Erleben, das er mir einst schenkte. Ich wußte, ich schaffe den Weg nicht allein. Aber trotzdem stieg ich an. Das Seil, treuer Gefährte so mancher Bergfahrt, ich nahm es um mich. Langsam stieg ich hoch. Schritt für Schritt. Bald anschniegender, bald frei hinaustretend. Bis der Fels ein Halt gebot. Und dieses Halt weckte Trotz. Jetzt mußte der Gipfel mein werden, auf anderem Wege! Und dieser und noch einer! Heiß strömte es zum Herzen. Die Berge hatten den Menschen gefunden. Und hatten dem Ich die Wärme und Hülle wiedergegeben. Und hatten ihm die Kraft geweckt, zu kämpfen! Stark zu werden, den Sieg zu erringen oder die Niederlage zu ertragen.



Jahreswende

Hans Moldenhauer

I.

Im Anfang war das Heimweh. Die dumpfe Sehnsucht nach Freiheit, Licht, Höhe. Sie überfällt uns jäh, mitten im dunklen Winter. Sie steigt aus dem Unbewußten auf und formt sich zu zaghaftem Wunsch. Wird stark, heiß, übermächtig.

Vom Wunsch zum Willen ist nur mehr ein Schritt. Widerstände türmen sich zur feindlichen Mauer. Aber das Schicksal gönnt mir ein gnädiges Gewähren in schwerster Zeit. So wird aus dem Heimweh die große Erfüllung. — — —

Am letzten Tag des Jahres 1931 fahren wir über den verschneiten Schwarzwald: mein Gildenbruder Fred und ich. Wir freuen uns wie Kinder über die kurze Freiheit. Am Abend sind wir in Bregenz. Die Freunde erwarten uns am Bahnhof: Dr. Karl Bloedig, mein Bergvater, straff und frisch, ungebeugt von der Last seiner 73 reichen Lebensjahre. Daneben Adolf Buck, der treue Kamerad bei der Erstbesteigung der westlichen Totennadel, der Seilgefährte auf Leben und Tod im Schneesturm auf dem Piz Buin pitschen. Hünenhaft steht er da, ein breites Lachen auf den Lippen. Das gibt ein frohes Wiedersehen!

Die Stunden im Kreise warm verbundener Menschen entinnen schnell. Mitternacht. Es stirbt das alte, müde Jahr. Kerzenlicht erstrahlt. Der heiße Punsch dampft in den Schalen. Unser Vater, unser Freund spricht goldene Worte. Gläser klingen hell aneinander. Aus der Stadt herauf schwillt das Läuten der Glocken. Heilige Winternacht. Jahreswende!

II.

Früh am Neujahrmorgen fahren wir in die Berge. Adolf geht mit uns. Es ist noch

dunkel, als wir von Ranfweil aus die steilen Hänge zur Alpe Surr hinaufsteigen. Klirrender Frost. Wolkenziehen um den Säntis, aber auf den Schneeflächen des Alvier liegt schon ein Abglanz der kommenden Sonne. Eine Stunde später sind wir Nacht und Nebel entstiegen. Blauer Himmel überdacht ein Meer von Licht und Schnee. Jubelnd quillt in uns die Freude empor.

Dann schleifen wir Stunde um Stunde unsere Bretter durch sprühenden Pulverschnee. Im Takt steigen wir Meter um Meter. Es sinken die Täler, es sinkt der Wald. Auf den freien Halden des Alpwegkopfs gleiten wir beschwingt dem Berg entgegen. Hell strahlt er über dem weißen Land: der Hohe Frieschen, unser Ziel!

Nicht minder herzlich als das Wiedersehen mit lieben Menschen ist die Begrüßung der vertrauten Berge. Da wächst ein duftig blaues Horn zum blanken Himmel: die Jimba. Dort ragt ein Klotz, daneben starren Fühne Zinnen: die Sulzfluh und die Türme ob dem Gauerthal. Die Scesaplana blinkt in königlichem Eis. Und draußen, hoch über einem Meer von Wolken, bilden der Säntis und der Altmann eine starke Burg, davor die Kreuzberge wie Grenadiere Wache stehen. Wir ziehen weiter. Stampfen zur Tobspitze hinauf. Da steht der Frieschen dicht vor uns. Mit der riesigen Glucht seiner Wände und Rinnen. Schneefahnen wehen über den Graten, vom Sturm gepeitscht. Ein schöner Winterberg!

Aus dem eisigen Gipfelwind hinein in den sonnegefüllten Kessel der Salveralp. Jauchzend stürzen wir uns in die Schußfahrt. Durch rauchenden Schnee schießen die Bretter dahin; tief geduckt kauern wir in federner Hocke. Bis die Fahrt in sanfter Mulde verebbt.

Und wieder aufwärts, — zum Grefchenhaus. Langsam nehmen wir die Stufe. Die Lungen arbeiten schwer. Um vier Uhr abends werfen wir den Rucksack auf die Hüttenbank. Die Sonne versinkt. Im Abendlicht strahlt fleckenlos rein die Hohe Madonna. Das Nebelmeer glüht auf, und alle Berge leuchten. So geht in siegreicher Schönheit der erste Tag des jungen Jahres zu Ende.

Für uns noch nicht. — Mit den steigenden Schatten laufen wir um die Wette, — hinauf zum Gipfel. Es ist bitter kalt. Aber das schnelle Steigen erwärmt die Glieder, und in uns brennt die große Freude, mit der uns die letzten Schritte zum ersehnten Ziel beglücken. Ein sturmverblasener Steilhang heischt Arbeit und Vorsicht. Wir feuchen hinauf. Ein breiter Kamm leitet, sanft geschwungen, des Berges späte Gäste auf den stillen Gipfel.

Da stehen wir und frieren. Die Nacht bricht an. Schon brennen alle Sterne. Bläuliches Licht liegt über dem Schnee. Die Berge ragen schwarz und ernst in weiter Runde. Unsere Gipfelfreude ist schweigsam und doch hellleuchtend wie ein Stern. So viele Jahre habe ich um den Grefchen geworben. Geworben, nicht gekämpft! Der Grefchen ist kein Berg, der Wand und Grat dem Mann zu hartem Kampf entgegensetzt. Aber dem Wanderer schenkt er mit vollen Händen Ruhe, Frieden und Erhabenheit. Im Sich-bescheiden liegt alles Glück! — Mich hat der Grefchen lange warten lassen. Verwehrt seine Schönheit hinter Wolken, hinter Regen. Doch heute findet meine Liebe ihren Lohn: ein märchenhafter Tag, der in geweihter Nacht verflingt. Das Zelt der Sterne überdacht die Welt, auf derem fernen Gipfel ich mich finde, — beglückt, des Berges dankbarer Sohn.

III.

Bei völliger Nacht steigen wir ab. Am ver-eisten Hang hintastend mit geschulterten

Brettern. Das warme Licht der Hütte geleitet uns freundlich zu Tal. Mit starren Händen lösen wir die Bindung. Das Tageswerk ist vollbracht. Wir sind zufrieden. — Am Morgen kommt der Söhn. Die Berge werden bleich. Wolkenstreifen überziehen den Himmel. Wettersturz?

Wir fahren ab. Pfeifen hinein in die gewölbte Mulde der Salveralp, jagen von der Tobspitze tief hinab zur Alpe Gurr, schwingen die Wiesenhänge nach Rankweil hinunter. Der Taumel der Abfahrt ver-rauscht. Da wirbeln die ersten Flocken. Wir aber sitzen in warmer Stube und schlürfen den süßen Most. Unsere Augen schimmern müde und froh. Draußen fällt still der Schnee.

Abends steigen wir von Dornbirn zur Skihütte am Klausberg auf. Es soll ein Aus-flang sein und es wird ein Abenteuer. In dichten Schleiern senken sich die nassen Flocken. Wind stöhnt im Wald. Der Weg ist steil und lang. So wird dieser Anstieg ein Kampf gegen Müdigkeit und Wetter. In dunkler Nacht überqueren wir das Gschwender Joch und fahren langsam hinab zur Hütte. Man hat uns erwartet und reicht uns dampfenden Wachholdertee zum Empfang. Bald sind wir warm und trocken und zufrieden. Die Lampe wirft matten Schein. Ein traulicher Abend unter guten Freunden. Frohes Lachen klingt auf. Und draußen rüttelt der Söhn an den Läden. — Am anderen Morgen muß ich zurück in's Tal. Die Pflicht steht ebern vor dem Tor. Ein Meer von neuem Schnee hat in der Nacht die Erde übersflutet. — Ich rüste zum Aufbruch; Adolf wird mich begleiten. Aus Nebel und Schneetreiben erwacht ein grauer Tag. Wir wühlen zäh und verbissen eine Gasse durch die weiße Wüste. Im Trieb-schnee erlischt die einsame Spur.

Am verwächterten Gschwender Joch ist eine wuchtige Lawine abgegangen. Dort hat der Tod unseren Weg gekreuzt.



Neblicher Morgen

Phot. K. Hajek, Prag

Aus den Agfa-Photoblättern

Sinnend verharre ich auf der Paßhöhe. Der Sturm orgelt über Wäldern und Graten. Er hüllt mich in ein flatterndes Kleid ver-wehenden Schnees. Vor mir steht im Nebel das neue Jahr. Es grüßt mich mit Eis und Wind. Im bleichen Gewand birgt es seine Gaben. — Arbeit

und Sorge, ein wenig Freude: das Leben! Entschlossen werfe ich mich Nebel und Sturm entgegen. In meinem Herzen brennt immerdar eine helle Flamme. Die Berge haben sie entfacht und geben ihr stete Nahrung. In dunkelste Nacht leuchtet das heilige Feuer. Es heißt: Glück!

Sehnsucht nach Raum

Vom Sinn des Bergsteigens

Heinz Weber

Kraftvoll und ungestüm war das Wesen der Männer, die in grauer Vorzeit mit ihren Drachenschiffen das Meer durchmaßten. Das Meer, das wild, rücksich in endloser Unbekanntheit vor ihren suchenden Augen ausbreitete . . .

Jahrhunderte später landeten trotzige Gefellen an der Ostküste Amerikas, stießen drängend und besitzergreifend vor durch wirre undurchdringliche Urwälder. Erstiegen, obwohl des Klimas und der Gegner ungewohnt, die Bergketten, die sich ihnen abwehrend in den Weg stellten. Durchzogen die unabsehbaren Hochflächen, um sich der Goldstädte und ihrer Schätze zu versichern. Mit einer Handvoll Gefinnungsgegnossen durchstöberten gleichsam die kühnen Eroberer Ernteil um Ernteil, sie unterjochten ganze Völker, ließen Kulturen in Schutt und Asche sinken, verbrannten zuletzt noch ihre Schiffe hinter sich, weil es nur ein Vorwärts! für sie gab. In späteren Tagen zieht ein anderes Ziel solche Geister in den Bann. Die Eroberung der Pole unseres Planeten klingt wie eine Sage voller Abenteuer und Gefahren. Mit verbissenem Troß und nie erlahmender Energie strebten Jahr um Jahr die Männer den Punkten der Erde entgegen, die sie mit magischer Gewalt lockten. Unter Aufbietung aller Kräfte, unter restlosem Einsatz Körperlicher und seelischer Energien überwandten diese Pfadsucher Eismüsten, Schneestürme, und grauensollste Kälte, wanderten dem Ziel zu, dem Ziel, dessen Wert jenseits von Geld oder Geldeswert lag.

Diese Menschen wurden von einem Lebenswillen hinausgetrieben, der nur dort zu tiefst geföhlt werden kann, wo er sich gefährlich und ungestüm äußert. Sie alle

unterzogen sich mehr ungewollt, als gewollt, der größten Mühseligkeiten und Entbehrungen. Der Wunsch, Schätze zu finden und Güter zu erobern oder Länder dem Besitz der mächtigen Kirche einzuverleiben oder irgendeiner christlichen Majestät untertan zu machen, ward oft zum Traum. Die meisten von ihnen blieben irgendwo totwund auf blutiger Walstatt liegen oder erlagen dem mörderischen Klima der Tropen. Andere wieder fanden ein furchtbares Ende in Eis- und Schneesturm. Sie gewannen weder Geld noch Gut, oft verstanden sie es nicht, einmal reich geworden, sich ein Leben in Frieden und Genuß zu schaffen.

Nicht der Goldrausch allein, auch nicht blutwütiger Eroberungsinn trieb so Wikinger und Eroberer etwa wie Cortez und Pizarro, nicht dem Ehrgeiz schlechtthin unterlagen Polforscher und Afrikareisende, sie alle versielen vielmehr dem Zauber der lockenden, unbekannten Ferne. Immer stand die Ferne vor ihnen, wie eine farbenglühende, in ihrer wechselnden Lebendigkeit unheimliche Sata Morgana.

Nur ihrem ruhelosen Geist und allzeit neues witterndem Instinkt untertan trieb es sie von Ort zu Ort. Es war das ein Trieb, dem sie Folge leisteten, weil sie es mußten. Ein Trieb, den man vielleicht mit Raumsucht bezeichnen kann. Sehnsucht nach Raum, nach den unendlichen Weiten der Welt, unbewußtes, aber triebhaft starkes Tasten und Föhlen nach den Tiefen des Alls hieß sie das mühsam und gefahrvoll Eroberte im Stich zu lassen, es nicht behaglich im Altersfrieden zu verzehren. Wenn sie gewollt hätten, es wäre ihnen ja nicht möglich gewesen, die wilde Sehnsucht im Herzen ließ ihnen keine Ruhe, sie mußten weiterkämpfen, weiterwandern . . .

Eine ähnliche Zielrichtung findet sich bei künstlerisch, schöpferischen Geistern.

Es scheint, als seien, um nur ein Beispiel zu nennen, die großen, uns zum Teil völlig unbekannten Meister der Gotik von der gleichen seelischen Spannung besessen gewesen. In der Tat bilden sie mit der verbissenen Zähigkeit und dem ruhelosen Gestaltungsdrang einen blutvollen Teil deselben Gefinnungskreises, in dem die Eroberer lebten. Sie befanden sich oft im schroffsten Gegensatz zur Masse des Volkes oder ihren Auftraggebern, den Städten oder der Kirche. Sie waren aber immer bestrebt, ihre Ideen und ihr Werk den anderen mitzuteilen. Auf die restlose Lösung eines künstlerischen oder plastischen Problemes bedacht, glichen sie mit ihrem unruhvollen Drang den Eiferern und Asketen irgendeiner Religion. Bei späteren Architekten, Musikern und — um nur der Neuzeit zu gedenken — den modernen technischen Erfindern, läßt sich ähnliches nachweisen.

Das „Was“, nämlich die Idee, die ihren Gehirnen entsprang und das „Wie“, die Formung und Gestaltung hängt mit dem Zug ins Grenzenlose und Unendliche zusammen. Sie alle wollten und wollen überspringen, überwinden, überbrücken. Wollen Zeit und Raum, Stoff und Kraft sich untertan machen, nach ihrem Willen formen und vollenden.

Das Kraftvolle, Kraftschaffende, kurz — und als Fremdwort zu gebrauchen — das „Dynamische“ in ihrem Ich ist das, das ihnen übermenschliche, ja dämonische Gestalt verleiht. Dynamisch ist der Aufbau einer gotischen Kathedrale, dynamisch läßt sich der Inhalt einer Beethoven-Sinfonie empfinden, dynamisch ist der rasende, alles niederstampfende Zug der Eroberer. Sie handeln im Affekt, sie schöpfen aus einem Beseffen sein heraus und hauchen den Kindern ihres Geistes durch Wort oder Tat tiefinnerstes Leben ein, das bedrückt, erschütternd und leidvoll ist wie ihr Schöpfer.

Sie unterwerfen sich einer Aufgabe, um sie zu lösen, sie belasten sich mit einem Problem, um es der Vollendung entgegenzuführen; sie begeben sich in tausende von Gefahren und Hemmnisse, um eines nach dem anderen zu überwinden und aus dem Kampf als Sieger hervorzugehen. Sie erleiden die Qual des Schaffens und geben ihr Leben und ihre Gesundheit, ihren Besitz und Ruf hin zum Opfer, wenn es die Aufgabe erheischt. Aus eigenem Willen entspringt die Aufgabe wird von ihnen gelöst mit eigener Kraft, der Hand und des Gehirns. Sie tun das niemals, um der Masse zu dienen, oder sie damit zu beglücken, sie werden vielmehr von der lodrenden Flamme in ihrer Brust dazu getrieben und ergriffen.

Meist fehlt ihnen der Sinn für das alltägliche, praktische. Familie und bürgerliches Dasein haben selten ihnen viel zu sagen, oft stehen sie auch großen Geschehnissen in Politik und Wirtschaft fast hilflos und unwissend gegenüber, ihr Denken und Tun ist „Er-zentrisch“, also „nicht von dieser Welt“.

* * *

Die jederzeit spottbereite und gedankenlose Masse hat nie etwas mit den Trägern solchen Gestaltungswillens anfangen können. Sie konnte und kann es auch nicht, wenn sie das adligste Tun des Mannes, das Bergsteigen, beurteilt. Wie könnte sie es auch, sind doch die Triebfedern dazu so versteckt gelagert, daß es unmöglich erscheint, sie bloßzulegen und zu begreifen. Klar und rein erscheinen sie uns dann, wenn wir das Bergsteigen als eine anders geartete Form schöpferischen Wollens ansehen. Aus dem Trieb, der Sehnsucht nach dem Fernen, Unendlichen erhält das Bergsteigen seinen tiefsten Sinn. An der Wiege der großen Bergsteiger haben Wikinger und Entdecker Pate gestanden, so wie ihre Ahnen waren sie dem lockenden Zauber der Ferne verfallen, in den Bann des Dämonischen, Geheimnisreichen geraten.

Den Anblick eines Berges empfanden sie als den erschütternden Schrei eines gewaltigen Formwillens. Die mächtigste Vertikale, die zu schaffen der Natur vorbehalten blieb, die schroff abfallenden Steilwände, den anmutig geschwungenen oder rasant hinanstürmenden Gratenaufbau eines Gipfels ließ ein wildes Vorwärtsdrängen in ihrer Brust lebendig werden, dessen sie sich nicht erwehren konnten. Ihre Erregung ließ erst dann nach, wenn sie, ihrer Tatkraft alle Leistung aufbürend, den Gipfel betraten. Und standen sie dann oben, nur noch die Himmelskuppel zu Häupten, dann fand das suchende Auge in der weiten Runde Berg um Berg, die ihre Sinne aufs Neue beaufschten. Die Geheimnisse, die in den Flanken und Klüften der gewaltigen Erhebungen lebten, ließen nicht eher Ruhe aufkommen, bis sie gelüftet waren . . .

Sie umkreisten den Berg wie der Späher seine Beute, sie versuchten einzudringen in die unnahbare Flucht seiner Steilwände. Ihre Hirne schmiedeten Pläne, mit deren Hilfe sie das Problem der Erstigung zu lösen hofften. Sie wurden nicht müde, nach mißlungenen Angriffen erneut zu beginnen. Sie wechselten Form und Taktik ihres Ansturmes, verwandten Hilfsmittel und Werkzeuge, soweit es ihre lautere Gesinnung zuließ.

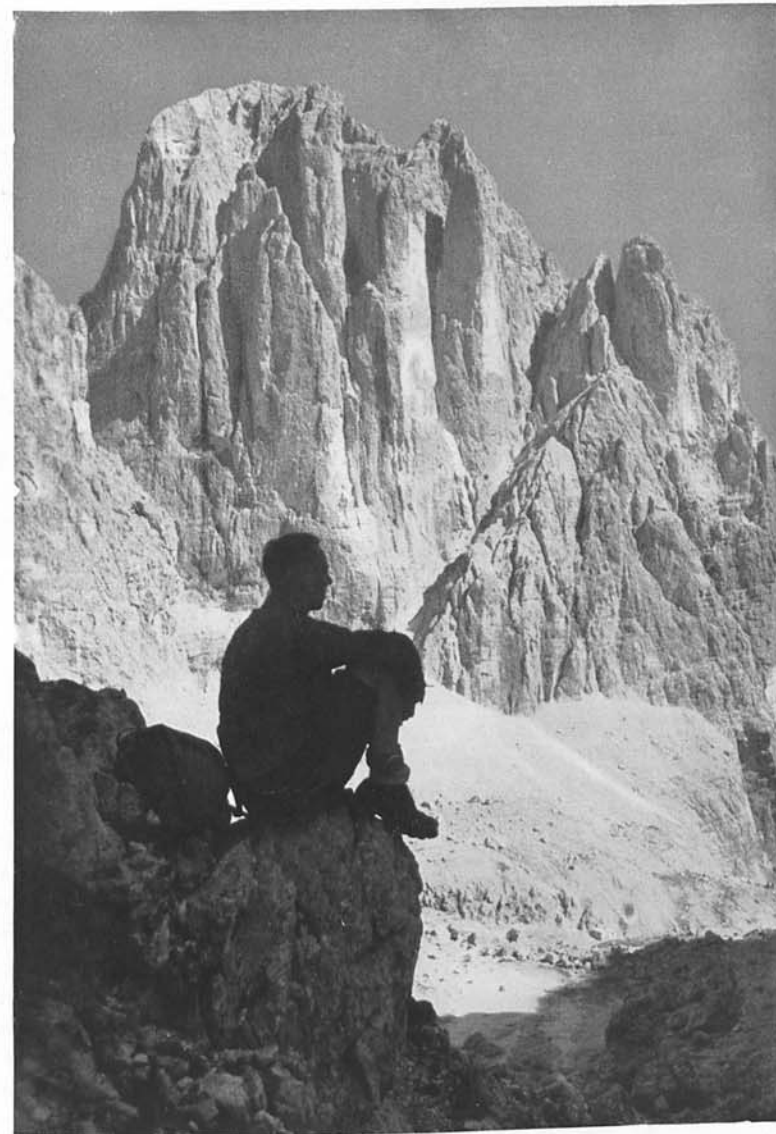
Und so berennt im rasenden Anlauf der Bergsteiger den Gipfel, legt er mit titanischer Gestaltungskraft eine Wegführung durch drohende Wände eines Berges. Immer eingedenk dessen, daß der gerade Weg eine edele Lösung des bergsteigerischen Problems sein kann, ändert er nur die Linie, wenn unlösbare Schwierigkeiten ihn um Sein oder Nichtsein ringen lassen. Und meistert er die Gefahren, die mit ihrem großen Grauen Kleinmütig und verzagt machen können, dann fühlt er den gewaltigen Atem der Schöpfung erschauernd an seine Brust wehen. Ein Stäubchen nur im Meer des

Seins ist er, steht er Beiwacht haltend inmitten gewaltiger Wandfluchten, die von den schwarzen Schwingen der Nacht eingehüllt sind. Dennoch ist er von der Gnade des Schicksals gesegnet, schaut er von schwindelnder Höhe das gestirnte Firmament. Er durchdringt gleichsam mit seinem Geiste die Jahresreihen der Entwicklung und erlebt aufgelöst und bis ins tiefste erschüttert im Sonnenaufgang den ersten Schöpfungstag. Seine Seele ist beglückt, kann sie nur ahnen und empfinden, welche große unbekannte Gewalten, da im sinnvoll aufgebauten Weltenplan wirken und gestalten.

Reichtümer, die weder zu erwerben sind, noch zu veräußern, sind so der Lohn der Mühseligkeiten und Bedrängnisse. Die Schwierigkeiten und Gefahren, die sich vom Einstieg an ihm in den Weg stellen, überwindet er gleichsam im Affekt, denn immer hämmerts nur „Hinauf!“ „Hinauf!“ in seiner Brust. Im Augenblick des Sieges, da er hochaufatmend im Gipfel aussteigt, ist er ein Fürst und Herrscher, dem mit einem Male unermessliche Güter zugefallen sind. Und trotzdem kennt er keine Herzensruhe, ist für ihn keine Grenze der Leistungsfähigkeit gespannt; wird ihm sein Tun doch zur Lust, zur tiefsten Befriedigung seiner Sehnsucht. Die Brandungswelle dieser seiner Sehnsucht trug ihn heran an den Berg, hob und schleuderte ihn gleichsam aufwärts zum Gipfel. Nicht aber, daß er nun seines Erfolges satt und zufrieden würde, sein immer suchendes Auge schweift am Horizont hin, bis es eine Berggestalt gefunden hat. So wird die Gipfelfunde nicht eine Rast im süßen Nichtstun, aus ihr schöpft vielmehr der Bergsteiger neue Impulse und neue Sehnsüchte.

* * *

Weil sein Tun und Handeln außerhalb der Masse und ihrem Wirkungskreis vor sich geht, weil er seine Taten fern von allem



Berg und Mensch

(Cima di Canah)

aus Blodigs Alpenkalender 1933. Verlag P. Müller, München. RM 2.90

Alltagsgeschwätz vollbringt, gerät der Bergsteiger zwangsläufig mit seiner Umwelt in Konflikt. Auch darin ähnelt er seinen Vorbildern, die wohl fast immer im offenen oder versteckten Zwiespalt mit ihrem Lebenskreis standen: er wird zum Rebellen. Er kennt als Bergsteiger nichts anderes als die ungeschriebenen Gesetze, aber nachdrücklichen Gesetze der Gemeinschaft. Für ihn gilt nur als Wertmesser die bergsteigerische Tat, die aus eigener Kraft und lauterer Gesinnung geleistet wird. Seine Seele wehrt sich verweigert gegen jedwede Vermassung und Gleichmachung, er flieht die Gesellschaft, wo

er nur kann und geht ihren oft recht fragwürdigen Forderungen aus dem Wege. Dann zieht er sich zurück, fühlend, daß nie dort sein Platz sein wird und entweicht in die Berge, um hier sein Eigen-Dasein zu leben und dem Drang in seiner Brust Erleben und Erfüllung teilhaft werden zu lassen. Er folgt den Worten, die den Satten, allzeit Zufriedenen wie ein Drommetenton ins stumpf gewordene Ohr dringen:

Gib leichten Fuß zu Spiel und Tanz,
Flugkraft in gold'ne Serne;
und häng den Kranz, den vollen Kranz
mir höher in die Sterne!

Gleitenden Fußes

Hymnus auf den Skilauf — Paul Großmann

I

Der Schnee eines überreichen Himmels
Liegt auf der Welt,
Und die himmelragenden Berge
Halten des sinkenden Jahres
Reichste Tracht.
Sie locken
Den winters auch Schweifenden
Zu berauscher Talfahrt
Auf fernhinschießenden Schneeschuhen.

Ein köstlich Gefährt
Sind die gleitenden Hölzer,
Die eigenwilligen Wegbahner,
Dem sicher führenden Fuß,
Dem spielgewandten Leib.
Doch sie schieben in aufschreiende Angst,
Sie treiben in lebenszerstörendes Unglück,
Wer nicht zur Zeit
Knie und Fuß
Geübt auf den eigenwilligen Kufen.



phot. E. Meerkämper, Davos

Auf dem Gipfel der Weißfluh im Parsenngebiet

Mit freundlicher Genehmigung den Agfa-Photoblättern entnommen

II

Die Geliebte steht auf dem Grat,
Die Hüften gegürtet
Mit den müheersparenden Skifellen.
Ihrer Jugend ganze Schönheit
Anvertrauend dem Gleitzug des Winters,
Schickt sie den Blick in die Tiefe,
Verwegene Bahn suchend dem Ski,
Den wachsgeläuterten Kufen.

Dann lockert sie ihre Knie,
Die vielgeübten, verlässlichen.
Es löst sich ihre Gestalt
Vom Blau des Himmels.
Abwärts fährt sie,
Rascher und rascher hinab,
Nur eine streichelnde Last noch
Dem leichten Gefloß.
Aufstiebt der Schnee,
Aus der Ruhe gescheucht
Vom flüchtigen Fuß.

Die stillestehende Luft
Zerzt an ihrem Gewand
Und reißt den Hauch ihr vom Mund.

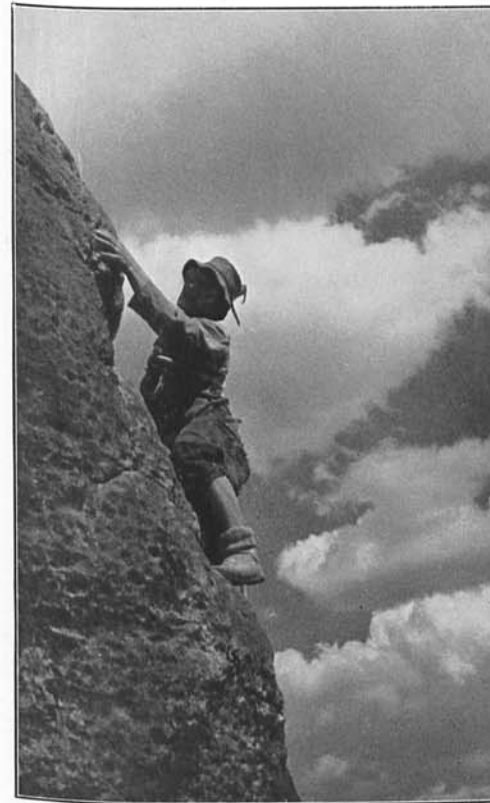
Sie strauchelt nicht,
Die Geliebte!
Sie zwingt den Fuß
Zu schmalster Säbrite,
Unfehlbar spielend
Mit des Körpers Gewicht.
Das Gleitzug zeichnet hinter ihr
Im jungfräulichen Schnee
Seilränderischen Pfades
Makellose Spur.

Der leuchtende Schweif ihres Tauchzers
Hellet das Gefild auf,
Von ihrem Antlitz grüßt
Die Sendung einer reinen Welt,
Die sie, da sie freudig der Niedrung entsteigt,
Oben am Berge erhält.

Föhn

K. W. Streit

Hei, kommt nach rotem Morgenbrand
der Föhn von Süd her übers Land,
schwingt hoch sich um der Gipfel Dorn
und stößt wild in sein Schluchtenhorn.
Das Feuer lischt. Das Blau eis platzt
und eine trunkene Glocke schwatzt.
Der Bäume schwanke Sklavenschaft
hält sich am Hang mit letzter Kraft.
Der Föhn, der Föhn mit Keuchemund,
er bläst die Wächte in den Grund.
Er fegt mit seinem Wirbelrock
den schweren Stein vom Mutterblock
Und was wir denken, sonder Art,
wird wunderbar wie Wolkenfahrt
und unser Wollen ganz entblößt,
gleich Krähenflug in Graue stößt,
und alles Tun, bedrängt vom Föhn,
schwillt auf und ab im Blutgedröhn.
Das arme Herz von ungefähr
hat keine stille Stunde mehr,
solang ans Haus der Windstrom schlägt,
der ruhelose Seelen trägt.



Kampf mit dem Berg
phot. R. Kobach, SBB

Klettern

g. k.

Breite Wege und laute Gassen
mußt du die andern wandern lassen,
denn zum Licht und zur Freiheit führen sie nicht.
Wo harter Fels, zum Berg erstarrt,
sich auftürmt, dort stürmt zum Himmel dein Pfad.
Jeder Schritt über der Tiefe führt zum Glück.
Als ob dich rief ein Freund, so lockt der Stein.
Oben sein auf ragender Höh' nach Kampf und Sieg,
wann hat das Leben dir solches gegeben?
Breite Wege und laute Gassen
mußt du die andern wandern lassen,
denn zum Licht und zur Freiheit führen sie nicht.

Was war das für ein Idiot —

J. Ch. Honegger. S. A. C.

Ort der Handlung: Arosa. Ein wirkliches Ski-Paradies.

Die Abfahrt vom Arosa-Weißhorn gehört zu den schönsten. Unvergesslich bleibt das Gipfel-Erlebnis in strahlender Sonne, dabei windstill, auf 3000 Meter Höhe, dazu eine herrliche Fernsicht.

In wonnigen Gefühlen wird geschwelgt. Aus einer Gipfel-Zigarette werden ein Dutzend, und noch immer können wir uns nicht trennen.

Dann muß es sein. Gleich einem zerfallenden Steinmann stieben sie nach allen Seiten die Hänge hinunter. Keine vorgeschriebene Abfahrt. Freie Wahl des Geländes, das ist das herrliche. Welch ein Hochgenuß, dies alles vom Gipfel aus zu beobachten. Noch eben hatten wir uns gütlich getan, den Feldstecher ausgetauscht, bekannte Gipfel gesucht. — Und nun im nächsten Augenblick welch verändertes Bild. Gleich flüchtenden Gamsen stieben die schwarzen Punkte. Ein Bild vollkommener Freiheit. Als Zünftige ist das Spurenfahren verpönt. Ein jeder wählt sich seinen eigenen Weg. Unter frohem Zuruf kreuzt der eine die Spur des andern. Gefolgt von einer Wolke Schneestaub, überholt der Schußfahrer seine vorsichtigeren Freunde.

Die Entfernung wächst und ich muß schon das Glas zu Hilfe nehmen, um sie weiter verfolgen zu können. Ganz deutlich erkennbar vergrößern sich die einzelnen Abstände. Dabei zeigt sich die Kenntnis des Tourenfahrers, der es versteht, während der Fahrt das ganze Gelände zu übersehen, um so das Gefälle möglichst gleichmäßig zu verteilen.

Der Draufgänger saust in rasendem Schuß in den Talkessel. Unrecht getan, denn nun

muß er in mühsamen Anstieg die Gegensteigung nehmen.

Die schwarzen Punkte entschwinden dem Fernglas.

Nun entschieße ich auch mich zur Abfahrt. Es gilt den gewaltigen Vorsprung der andern einzuholen. Durch die scharfe Beobachtung der einzelnen Abfahrtsrouten wähle ich mir die beste.

Ein Gefühl der Einsamkeit beschleicht mich und so versuche ich das Tempo noch zu vergrößern. Umsonst, die andern bleiben meinen Blicken entschwinden.

Da kommt mir eine Idee. Sie alle müssen das gewaltige Wächtenmassiv des Horns umgehen. Hier winkt mir ein tollkühner Vorsprung. Wenn es mir gelingt, den Hang zu übersteigen, habe ich sie alle glänzend eingeholt.

Gedacht getan.

Der Anstieg ist so steil, daß ich abschnallen muß. Mit dem Skistock Stufen schlagend, arbeite ich mich bis unter die überhängende Wächte. Einen Augenblick verschnaudend, freue ich mich schon auf die langen Gesichter meiner Gefährten.

Da, plötzlich, ein unheimliches Geräusch schreckt mich auf. Vor und hinter mir bildet sich im Schnee ein feiner Spalt, der langsam wächst. Ein angstvoller Blick nach oben, in die Ski geschlüpft und hinunter, ist das Werk eines Augenblickes.

Vom Talkessel schaue ich zurück. Die gefährliche Wächte ist mir nicht gefolgt.

Ein gütiges Geschick hat mich vor einer Lawine bewahrt.

Meine Unvorsichtigkeit kommt mir nun voll zum Bewußtsein. In gedrückter Stimmung mache ich mich auf den Heimweg.

Am folgenden Tag haben wir die Tour



Blick vom Gipfel des Piz Bernina

aus Blodigs Alpenkalender Verlag Paul Müller, München 2 NW 8. Preis RM 2.90

wiederholt. Beim Anstieg kommen wir in gesicherter Einerkolonne an dem mir nur zu wohl bekannten Wächtenhang vorbei. Da bleibt plötzlich der vorderste Mann stehen. Mit kritischen Blick prüft er die Spuren meiner mißglückten Überquerung

von gestern. Langsam wendet er sich um zu uns mit grimmigem Lächeln und sagt: „Was war das für ein Idiot!“ „Was war das für ein Idiot,“ wiederhole ich, im tiefsten Ernst. Und alle andern sind derselben Ansicht.

Der Nachsteiger

Willy Ehrlich

Man kann zwei Gruppen von Nachsteigern unterscheiden. Der eine, der nur das Sichern von oben oder auch seitwärts für sich in Anspruch nimmt, der also nur Rechte nutzt, und der andere, der auch Pflichten übernimmt. Vom ersten Nachsteiger gibt es wenig zu sagen. Er verläßt sich voll und ganz auf seinen Sicherungsmann und muß mit Recht erwarten, daß dieser seiner Pflicht, ihn bestmöglichst zu sichern, gewissenhaft nachkommt. Nur muß der Nachsteiger sich im Klaren darüber sein, daß auch er eine gewisse Verantwortung für sich selbst trägt. Er muß wissen, inwieweit sein Sicherungsmann das Recht und die Fähigkeit hat, ihn zu sichern. An sich sind sich wohl Seilschaften meist längst gut bekannt. Aber trotzdem besteht die Möglichkeit, daß doch einer oder der andere nicht immer gewissenhaft bei der Sache ist. Der Nachsteiger muß verlangen, daß ihm die Knoten, sofern er darin nicht die notwendige Übung hat, geknüpft werden. Doch gehört das zu den selbstverständlichen Pflichten eines jeden Führers einer Seilschaft. Im übrigen sind die Nur-Nachsteiger nur an kleinere Felsen oder an sehr leichten Wegen mitzunehmen. Man soll ungeübten Leuten nicht die Sicherung eines Vorangehenden anvertrauen. Auch soll man Ungeübte nicht an heikle Sicherungsstellen nachholen, vor allem dann nicht, wenn der Platz räumlich beschränkt ist, oder sehr ausgesetzt. Auch unterlasse man

es nie, den Nachsteiger gut in Ringe oder Seilschlingen einzuknoten.

Nun zu dem Nachsteiger, der die immer große Pflichten eines Nachsteigers übernimmt. Es ist eine bekannte Tatsache, daß es in unseren Bergen viele Wege gibt, die ohne einen geübten und vor allem auch technisch gut ausgebildeten Nachsteiger nicht durchzuführen sind. Einem solchem Nachsteiger müssen die Vorbereitungen und alle notwendigen Arbeiten einer Felsfahrt in Fleisch und Blut übergegangene Dinge sein. Ich kann mir nicht vorstellen, daß am SKV-Weg am Großen Wehlturm ein Nachsteiger dabei ist, der wenig Ahnung von Umseilungen oder ausgiebigem Sichern an ausgesetzter Stelle hat. Ganz abgesehen, daß er bei der bekannten Baustelle unbedingt versagen muß, ist es gewiß, daß er dort den Führenden in große Gefahr bringt. Die wichtigste Pflicht eines jeden Nachsteigers ist, den Führer so zu sichern, daß bei einem evtl. Sturz dieser so wenig Schaden wie nur irgend möglich erleidet. Er muß seinen Standplatz oder Sicherungsplatz so einnehmen, daß er jeden Ruck aushalten kann. Dazu ist es notwendig, daß er an räumlich beschränkten Plätzen alle Möglichkeiten der Selbstsicherung anwendet. Ich setzte anfangs voraus, daß diese Möglichkeiten dem Sichernden bekannt sein müssen. Bei dieser Selbstsicherung aber muß an Überhängen beobachtet werden, ob das

Seil ungehindert weiterlaufen kann. Diese Beobachtung des zum Führer laufenden Seiles ist die notwendigste Arbeit beim Sichern. Es darf dem Führer nie zugemutet werden, nur einmal nach gutem Seilnachgeben zu rufen. Auch das Verhängen an Zacken, unter Überhängen, in Rissen usw. muß der Sichernde vermeiden. Sollte es sich hier und da ergeben, daß die Beobachtung nicht einwandfrei durchgeführt werden kann, dann soll vor Begehen dieser Stelle genau festgelegt werden, wie das Seil bei einem Verhängen gelöst werden soll. Doch sind solche Stellen bei uns sehr selten. Und der Nachsteiger, kann sehr, sehr viel verhüten, wenn er gut beobachtet. Oft genügt ein leises Schwingen. Doch nicht immer ist das zu empfehlen, denn die Gefahr, daß sich das Seil dann noch eher verhängt ist bei nicht gutem Schwingen groß. Auch über die Verständigung muß vor dem Antritt der Felsfahrt gesprochen werden. Wir haben einige Wege, die eine Verständigung zwischen Führer und Nachsteiger durch Rufen nicht ermöglichen, weil der Ton verhallt; auch bei einsetzendem Sturm kann das leicht eintreten. Für diesen Fall sollte bei oft zusammengehenden Seilschaften eine Norm festgesetzt werden. Ich habe gute Erfahrung gemacht mit leisem mehrmaligen Anrücken am Seil. Auch besteht noch die Möglichkeit der Verständigung durch schrille Schreie, die man an nahe gelegene Felswände oder ganz ins Freie gibt. Doch ist das nicht zu empfehlen mit Rücksicht auf die Stille, die wir bei unseren Bergfahrten zum Gesetz machen sollten. Meist genügt es ja, wenn vom Fuß des Felsens oder einem nahe gelegenen Standpunkt aus die Verständigung durch einen Begleiter herbeigeführt wird. Jedenfalls aber schaffe man sich für solche Verständigung eine feststehende Norm. Beim alpinen Klettern spielt die Verständigung eine sehr große Rolle, und es ist für die sächsischen Berg-

steiger ganz besonders in den Alpen wertvoll, wenn auch sie in dieser Sache Erfahrungen haben.

Sollten sich beim Sichern plötzlich Schlingen bilden, die ein gutes Nachgeben des Seiles erschweren oder gar für einen Augenblick unmöglich machen, dann ist sofort der Führer zu verständigen. Klares Seil muß oberstes Gesetz sein. Man soll sich lieber die Zeit nehmen und das Seil noch einmal durch die Hand laufen lassen. Ein Verhängen des Seiles unter dem Sicherungsplatz ist eine grobe Fahrlässigkeit. Es ist nicht gut, wenn das Seil vom Sichernden in zusammengeballten Schlingen in seiner Nähe liegt, oder von ihm gehalten wird. Ein herabhängendes Seil läßt sich viel leichter kontrollieren. Doch ist das Herabhängen nicht überall möglich. Der Nachsteiger muß das feststellen können, oder aber der Führer soll verfügen, wie das Seil gelagert werden soll. Zu bedenken ist auch das Einklemmen der Seile oder oft nur von lose herabhängenden Seilschlingen in engen Rissen. Geht das Führerseil durch einen Ring oder Karabiner oder auch nur durch eine Seilschlinge, dann selbstverständlich immer in Richtung zum Führer. Also wohl meist von unten nach oben, und hier wieder nach der Seite durchgeführt, in der sich der Führende bewegt. Wenn sich auch der Sichernde am Ringe oder Karabiner einbindet, dann sollte für das Führerseil ein zweiter Karabiner verwendet werden, so daß ein ungefährdetes Durchlaufen gesichert ist. Der Sichernde muß das Seil mit beiden Händen und noch über eine Achsel geführt fest halten. Dabei muß die dem Führenden nahe Hand die Führung behalten. Geht der Führer zurück, dann sofort mit beiden Händen das Seil zurücknehmen. Nicht darauf warten, daß er bald wieder weitergeht. Ganz besonders dann, wenn der Führer zurückgeht, ist allergrößte Aufmerksamkeit am Platze. Eine oft zu

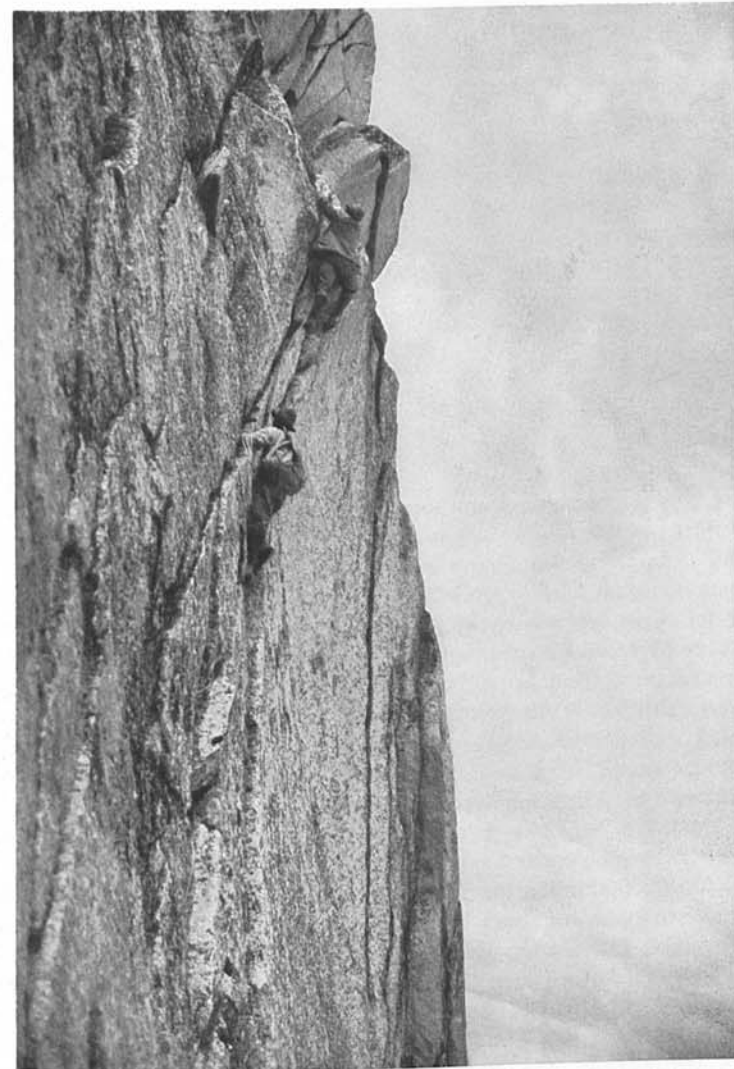
beobachtender Fehler ist es, wenn der Nachsteiger zu kurz hinter dem Führer eingeseilt ist. Wenn man die Länge des Weges zum nächsten Sicherungsplatz nicht kennt, dann ist es zu empfehlen, lieber mehr Seil gleich anfangs frei zu halten. Bei Zweierseilschaften ist es das Beste, wenn der Nachsteiger am Ende des Seiles geht. Vorausgesetzt wird dabei, daß die Kletterer übersehen können, ob die Länge ihres Seiles zur Begehung des vorgesehenen Weges überhaupt ausreicht. Der Nachsteiger soll auch das Mitnehmen von Seilschlingen oder Karabinern übernehmen, wenn der Führende diese nicht sofort notwendig hat. Dem Führer soll ja vom Nachsteiger die Durchführung der Bergfahrt so weit wie nur irgend möglich erleichtert werden. Dazu gehören auch diese Kleinigkeiten.

Ist der Erste an einen Sicherungsplatz angelangt, der wenig Platz bietet, so muß der Nachsteiger schon vor dem Weitergehen hin zu diesem Platz solche Vorkehrungen treffen, daß dann dort wenig Seilmanöver notwendig sind. Oft genügt schon das Anbringen einer Seilschlinge vor dem Brustknoten, mit der man sich schnell in den Karabiner einhängen kann. Dadurch wird der Führer rasch entlastet. Auch ein längeres Seilende hinter dem Brustknoten schafft oftmals schnell Erleichterung. Ich habe schon einmal an anderer Stelle geschrieben, daß in jedem Falle beide Bergsteiger immer gesichert am Felsen stehen müssen. Darauf sei hier nochmals besonders als ungeheuer wichtig hingewiesen.

Ist der Führer nun bei einem weiteren Sicherungsplatz angelangt, so muß der Zweite im Falle einer Dreierseilschaft oder mehrerer Nachsteiger vor dem Weitergehen erst das zum Dritten laufende Seil in Ordnung bringen. Soll aber der Dritte erst zum Zweiten hinkommen, dann ist es notwendig, daß alles nicht notwendige Seil weggeschafft wird. Die Sicherung des Zweiten

muß nun der Führer übernehmen, sofern von seinem Platz eine einwandfreie Sicherung des Zweiten möglich ist. Bei Ringen und festhängenden Seilschlingen sind wohl selten Schwierigkeiten dabei zu erwarten. Nur bei seitlichem Zug oder unter großen Überhängen ist die Sicherung von oben oftmals nicht gut möglich. Dann muß selbstredend die Selbstsicherung verbleiben. Erst wenn alles klar ist, darf der Dritte nachkommen. Auch für ihn gilt wieder das für den Zweiten gesagte. Alle Vorbereitungen sind so zu treffen, daß das Auswechseln am Sicherungsplatz rasch und möglichst ohne Kräfteverlust vor sich geht. Gutes Seilnachgeben ist wichtig. Der Kletternde Nachsteiger muß den Sichernden, im folgenden spreche ich immer vom Führer, Bescheid geben. Es kann gefährlich sein, wenn der Zweite weitergeht und der Führer oben wird davon nicht verständigt, oder er ist noch nicht vorbereitet. Der Zweite muß die Antwort, daß er verstanden worden ist, unter allen Umständen abwarten. Auch diese Übung ist für alpines Klettern von großem Vorteil. Kommt der Nachsteiger einmal in Bedrängnis, dann muß er den Sichernden besser darauf aufmerksam machen. Es wäre falsche Scham, zu schweigen, um dann doch noch ängstlich ins Seil zu stürzen. Doch muß der Sichernde, wie ich schon immer betonte, mit aller Gewissenhaftigkeit sichern, jede Möglichkeit anwenden, sich so zu setzen oder zu verklemmen, oder sich hinter Blöcken oder großen Zacken zu stemmen, daß ein Ruck leicht ausgehalten werden kann. Grundsätzlich falsch ist es, den Nachsteigenden zu beobachten, wenn dadurch die Sicherung gefährdet ist.

Die Seilknoten beim Nachsteiger sollen bei Wandklettereien immer seitlich auf der Brust sein. Die Knoten auf dem Rücken geben im Falle des Hängens im Seil nicht genug Bewegungsfreiheit und für den Fall, daß der Nachsteiger von der Wand abgedrückt wird und frei ins Hängen kommt,



Alpines Klettern an der Cima del Largo

Aus Blodigs Alpenkalender, Verlag Paul Müller, München 2 NW 8, Preis RM 2.90

drücken sie den Kopf schmerzhaft. Beim Brustknoten aber kann sich der Hängende Erleichterungen schaffen. In Kaminen und Rissen sind die Knoten an der nach der

Innenseite zeigenden Achselhöhle anzubringen. Die Knoten müssen vor jedem Verlassen eines Sicherungsplatzes wieder angezogen werden. Es ist erstaunlich, was in dieser

Hinsicht noch gesündigt wird und wie leichtsinnig oft unfähige Kletterer sich für schwere Fahrten einseilen.

Die schwerste Pflicht des Nachsteigers ist das Bauen im Fels oder der menschliche Steigbaum. Jede Baustelle bedeutet Überwindung einer schweren Stelle. Die Baustellen mit gutem Standplatz für den Baumann sind selten. Es wird also hier vom Nachsteiger ganze Arbeit und eine gewisse Felsicherheit erwartet. Wie immer auch hier, beide Kletterer müssen immer und zu jeder Zeit gesichert sein. Der Baumann lasse sich, wenn es möglich ist, genau erklären, wie der Voransteigende weitergehen will. Die Stellung muß erst gut geübt werden. Jede Möglichkeit, sich einen guten Stand zu schaffen, muß erwogen werden. Dann die Art des Aufsteigens des Führers genau durchsprechen. Oftmals ist der Stand des Bauenden gut und doch wird er gefährdet, wenn die Belastungen des Führenden seitlich erfolgt oder aber der Führer muß vor dem Weitergehen sein Gewicht erst weit seitlich verlegen. Meist muß für diesen Fall der Standplatz entsprechend eingenommen werden. Der Baumann muß immer das Seil des Führers in Händen haben. Es gibt wohl Baustellen, wo dies nur mit großen Schwierigkeiten oder manchmal garnicht möglich ist. Dort sollte aber der Führer für sich eine Selbstsicherung legen. Diese ist schnell geschaffen, indem man das Seil durch den Ring oder Karabiner laufend nochmals in das Brustseil verknüpft. Zu beachten ist dabei der starke Seilzug der entsteht und ferner noch, daß nach dem Weggehen vom Baumann die Möglichkeit vorhanden ist, das Seil wieder zu lösen. Der Baumann darf nicht sofort nach dem Weggehen des Führenden seinen Platz verlassen. Er muß erst warten, ob der Führer weitergeht, oder ihm das Zeichen gibt. Beim Zurückgehen des Ersten zum Baumann ver-

suche dieser den Fuß zur Achsel zu führen. Empfehlenswert ist es, für das Bauen eine gut sitzende Jacke anzuziehen. Beim Bauen auf dem Kopf können Mützen sehr gefährlich werden. Am sichersten bleibt immer der bloße Kopf. Man erleichtert sich das Bauen noch, wenn man die belastete Achsel etwas anhebt und die Füße des Vorangehenden möglichst weit zum Kopf setzt. Sollten bei längerem Stehen des Führers beim Baumann die Kräfte nachlassen, dann rechtzeitig den Führer unterrichten. Für die außergewöhnlich schwierigen Baustellen werden sich wohl immer nur beste und felsgewandte Leute zusammenfinden.

* * *

Noch ein kurzes Wort zur Art des Sicherens. Ich habe beobachtet, daß Sicherungsleute sich in eine Art Schlingen am Ring einbinden und dann in diesen Schlingen liegend weit vom Fels ab die Sicherung übernehmen. Das ist zwar sehr bequem aber weit davon entfernt, etwas mit Bergsteigen oder Klettern zu tun zu haben. Der Laie wird es als eine prozige Angelegenheit betrachten. Und meist kostet das Einseilen in diese Schlingen mehr Kraft, als man zu sparen vermeint. Der Sichernde soll sich nicht ängstlich an den Felsen kleben. Aber seine Stellung sei immer so, daß sie den Anforderungen im Höchstfalle gerecht wird. Die letzten großen Probleme unserer Bergeswelt sind fast ausschließlich durch ausgiebiges Bauen gelöst worden. Noch heute ist ein großer Teil der schweren Wege nur dann durchzuführen, wenn ein ganzer Nachsteiger da ist. Aus dem Nachsteiger, der nur die Rechte für sich in Anspruch nahm, hat sich der Nachsteiger entwickelt, der dem Führer die Felsfahrt möglich macht. Und wie wichtig dem Führenden der richtige Nachsteiger ist, beweist die Tatsache, daß unsere befähigten Bergsteiger bei Neutouren immer die gewohnten Zweiten hinter sich hatten.



„Schneedecke durchbrochen“. Schneise 28

Phot. Kobach

Föhn

Fritz Müller-Partenkirchen

Der Föhn kam angerauscht. „Der Föhn ist da! Der Föhn!“ Und es flirrte an den Scheiben. Die grünen Fensterläden sprangen plötzlich auf, mitten in der Nacht. Ein Herold riß die Flügeltüren auf! „Seine Majestät, der Föhn!“ Aber es waren erst die Vorreiter. Hufgeklirr und Tubabläser, Trommler und Trompeter. „Arrrataplan, rataplan, klipp und klapp, und whuuuuu, und schneiderengdeng. — Seine Majestät, der Föhn, der Föhn!“

Unsere Augen starrten in das Dunkel. „Er soll uns schlafen lassen, euer Föhn. Nacht, daß ihr fortkommt hier. Fahrt doch den Bergen um die Häupter. Uns laßt schlafen — schlafen . . .“

„Ach so, ihr seid ja Murmeltiere. Und wir wollen's Sr. Majestät vermelden, daß ihr —“ „Frau, ich kann nicht schlafen.“ „Ich auch nicht. Es erzittert das ganze Haus vom Föhn.“ „Wir wollen aufsteh'n, Frau.“ „Ja, und Licht anzünden.“ „Nein kein Licht.

Der Föhn kann keine Lichter leiden. Der Föhn löscht alle Lichter aus.“ „Dann müssen wir im Dunkeln wachen?“ „Nein, wir wollen auf den Utlberg. Wir wollen dem Föhn entgegengehen.“ „Ja, das wollen wir, das wollen wir.“

Wir fuhren im Dunkeln in die Kleider, in die Wettermäntel in die — nein, keinen Hut. Den reißt er uns vom Kopfe. Barhäuptig geh'n wir ihm entgegen, dem Föhn, dem Föhn . . .

„Horch!“ „Was ist?“ „Seine Boten kommen schon durch den Kamin.“

Vorsichtig, wie die Diebe, geht's treppab — rrumgedreht den Schlüssel in der großen Türe —

„Huuuu — iii — uuu — iii! Willkommen Brav, daß ihr kommt. Brav, daß ihr aufsteht. Seine Majestät empfängt man nicht im Bett. Kommt, kommt. Wir führen euch. Wir führen euch den Berg hinan. Seine Majestät, der Föhn kommt schon den Kamin

entlang — den Kamm — huuu — iii —
uuuu — iii!"

Wir gingen einen langen Weg. Erst durch
die Stadt. Es piff und fegte in den Straßen.
Vom Staube blank geblasen waren die
Wege. Späte Wirtschaftsleute trieb der
Sturmwind vor sich her, wie ungezogene
Kinder. Und alles, was an schlechten Geistern
sich des Nachts herumtreibt, faßte der Sturm
am Genick und schüttelte es und ließ es
los — und dann fuhren diese Geister in
den blechnen Regentraufen in die Höhe
und machten einen Höllenpektakel.

Dann hatten wir das letzte Haus im Rücken.
Freies Feld vor uns. Über uns ein zittern-
des Gesimmer in der Luft. Es war schön.
Ein Baum stand da. Er reckte seine Äste
föhnwärts: „Oh, Föhn, oh, Föhn — wie
lange hab' ich gewartet“, sagte er, „daß du
mir Grüße aus dem Süden bringst. Schlage
mir deinen linden Mantel ums Gezweige.
Hülle mich ein. Wärme mich. Erzähle mir,
erzähle . . .“

Und der Wind erzählte: „Es war einmal —
im Süden war einmal . . . huuu — iii . . .“
und weit herum beugte sich die Natur und
lauschte auf den Sang vom Süden.

Schwarz stand ein Rosensträuchlein an
dem Wege. „Föhn, was tust du? Föhn,
was tust du!“ rief es arg und erschrocken,
„ich schlief noch winterwärts und träumte
graue Winterdinge. Nun bläst du mir ins
Angesicht, so warm, so lind, so schmeich-
lerisch, und weckst mich, läßt mir süße
Frühlingsäfte in die harten Zweige steigen —
Föhn, nein Föhn, das ist nicht gut . . .“
Aufwärts stiegen wir in Zickzackwegen. Un-
sere Mäntel flogen. In unser Haar grub
sich der Wind ein Nest. Mir fuhr er zwi-
schen Hals und Krage auf das Rückenmark.
„Frau!“ — ich muß ihr dicht ins Ohr die
Worte sagen — „Frau, wenn ich einmal
so alt bin, wenn mein Leben schwelen
sollte, Frau, nicht wahr, du sagst dem Föhn,
der soll mich lösch in der längsten Nacht?“

Mein Kamerad, der nickt. Wir schreiten
aufwärts, aufwärts. Hand in Hand, mit
warmen Herzen. Uns ist der Föhn noch
gut. Uns singt er noch ein Hochzeitslied.
Jetzt sind wir auf dem Kamm. Da ist
eine Tafel in den Felsen eingelassen: „Tau-
send Jahre vor Christo war ein Lager an
der Stelle“.

Tausend Jahre vor Christo piff der Föhn
schon hier den Kamm entlang. Was ward
denn anders seit dreitausend Jahren auf
der Erde? Der Erde Runzeln wurden etwas
dichter auf der Oberfläche, so die Städte
sind, ein wenig lichter wurde ihr der Wald-
scheitel — sonst ist alles noch beim alten.
Und der alte Föhnwind pfeift wie einst.
Er ist viel älter. Fast so alt, wie unsere
Erde ist.

„Ja“, heult er, „ja! ich bin das Älteste auf
Erden, ich, der Wind“.

„Tanzen!“ schreit er, „tanzen müßt ihr. Hört
ihr meine Melodie?“

Und wir hören seine Melodie. Alles ist darin,
was je ein Menschenherz bewegt hat: Ein
Schlachtgesang, ein Kirchenlied, ein Liebes-
lied . . . Lebendig macht die Melodie in
uns, was je an Kraft darin geglüht hat.
An Kraft. Die Melodie weiß nichts von
Gutem und von Bösem. Sie scheidet nur
die Schwäche von der Kraft. Und wenn
das Böse nur voll Kraft ist und helle
Augen hat — es gibt viel „böse“ Dinge,
die so sind —, so ist die Melodie gut.
Nun hebt der Föhn ein letztes Brausen an.
So mächtig ist sein Walten und Wirken,
daß wir uns vor ihm beugen. Auf unseren
Knien liegen wir vor ihm. Er weht uns
sonst hinunter über'n Grat, der brausende
Geselle.

Es ist ihm nicht genug. Er will noch mehr.
Jetzt liegen wir mit unserem Rücken auf
der Erde Rücken, eingehüllt in unsere treuen
Mäntel. Und über unsre Brust jöhlt der
Föhn dahin. Er spielt auf unsern Herzen,
wie mit einer Harfe . . .

Es wird Tag

K. W. Streit

*Erster jungfräulicher Glanz
wirft im Schreiten, wirft im Flammentanz
hoch der Krone Strahlenkranz.
Sonnenübermut.*

*Ewig Schöne! Ewig Große, blutvoll Junge.
Festgewänder lodern dir im Sprunge
und mit urgewaltigem Schwunge
glühst du Glut!*

*Alle Täler, alle dämmergrauen,
alle nebelüberspönnenen Auen,
alle Gipfel hoch im Himmelblauen
ziehen vorbei.*

*Alle tragen, dich zu grüssen. Purpurrosen,
und das Nächtlich-Starre wird zum Losen
und es weckt die schöne Welt zum Großen
Hahnenschrei. — —*

*Nicht, daß ich der Ewigkeit nicht dächte,
bricht in alle Schattenschächte
Morgenlicht, die Macht der Mächte
Schlag um Schlag.*

*Aber Ewigkette, Fesselstrick
deucht sie, widriges Geschick
vor dem goldenen Augenblick:
»Es ist Tag«.*

Verlorene Spuren

J. Ch. Honegger, S. A. C.

Das Wetter ist ja zu einem Winteranstieg
auf den Piz-Sol nicht gerade günstig. Seit
vergangener Nacht hat es geschneit, und der
Himmel hängt noch immer grau in grau,
Während der Bahnfahrt kamen wir ins
Gespräch mit anderen Touristen. „Jawohl.

auch auf den Piz-Sol!“ „Wunderbarer
Schnee, zackige Abfahrt, keine Lawinen-
gefahr.“

Überreichlich waren sie ausgestattet. Zwei
Brüder waren es mit je einem Träger.
Ein bißchen Meid mußten wir schon nieder-

kämpfen, meine Schwester und ich. Recht lebhaft konnten wir uns vorstellen, wie spielend leicht sie die vielen, steilen Hänge bis zur Baumgrenze nehmen würden. Wir hatten zu zweit nur ein Paar Seehundsfelle mit, dafür aber um so schwerere Rucksäcke. Ein Trost blieb uns, das war die Gewißheit, daß wir nicht vorzuspüren brauchten bis zur Hütte, was bei dem vielen Neuschnee nicht gering einzuschätzen war.

Nachdem wir unsere Proviantvorräte im Dorfe ergänzt hatten, folgten wir der trefflich angelegten Spur. Bei der fortwährenden Steigung hatte ich als Notbehelf Tannenreißig unter die Bretter gebunden. So gewannen wir trotz schwerer Last bald die Höhe. Es war ein stummes Steigen, in vielen Spitzkehren, mit immerwährendem Blick auf den Anstieg. Meine Schwester schritt tapfer aus und ich hatte zu tun, um zu folgen.

In Gedanken sah ich unsere Vorgänger. Jetzt müssen sie sicher schon auf der Stoffelalp sein. Von dort ist noch 3½ Stunde zur Hütte.

Vom Sommer her kannte ich den Berg. Ein breiter Rücken, auf beiden Seiten Steilabfälle. Bei Nebel eine heikle Sache. Auch jetzt bei diesem Winteranstieg setzte wieder ein Nebeltreiben ein. Ein Glück, daß wir die sichere Spur vor uns hatten. Der Wind wurde schärfer und schmiß uns von der Höhe feinen Schneestaub entgegen. Der Uhr nach mußten wir nun schon über der Baumgrenze sein. Zu sehen war fast nichts, kaum daß wir die Spur vor uns erkannten.

Da fing es leise an zu schneien und ich fing leise an zu fluchen.

Der Wind und der Nebel hätten schon zu-

gelangt. Schon hatten wir Mühe, der Spur zu folgen. Nach meiner Schätzung waren wir jetzt schon über 2000 Meter, das bedeutete zweidrittel des Weges zur Hütte. Unten im Tale waren die Spuren tief in den Neuschnee geschnitten. Jetzt begann sie der Schnee aufzufüllen, und der zum Sturm angewachsene Wind ließ nur noch schwache Zeichen unserer Vorgänger übrig. Dazu kam uns jetzt noch die Nacht auf den Hals. Jetzt begann ich laut zu fluchen. Meine Schwester sagte nichts, aber ich weiß, was das bei ihr zu bedeuten hat.

Von den Spuren ist nichts mehr zu sehen — Als letztes noch vereinzelt, das winzige Loch eines Skistock-Einschlages, dann garnichts mehr. Der Wind heult über den Schneefamm in allen Tonarten. Jetzt hieß es abschnallen, wenn wir nicht unverhofft eine jähe Fahrt ins Jenseits machen wollten. Bis zu den Hüften versanken wir im Schnee. Bei der Nacht ließ sich nichts erkennen. Da stieß ich an eine Felswand. Nach einigem Suchen fand ich eine windgeschützte Stelle. Ein Felseinschnitt, gerade groß genug zum Liegen. Mit den Skiern verbauten wir den Eingang. Unter ständigem Reiben und Massieren suchten wir die steifgefrorenen Glieder vor dem Erfrieren zu schützen. Abwechselnd aßen wir einen Bissen um wach zu bleiben. Trotz völliger Ermattung blieben wir in Bewegung. Wurde die Erschlaffung zu groß, sackte man gegen den Fels und der Schmerz hielt wach. Mit anbrechendem Morgen hörte es auf zu schneien. Wir torfelten aus unserem Notbivak ins Freie.

Vom nächsten Kamm grüßte die Hütte in blendendem Sonnenschein.



Die Spur ins weiße Wunder

Aus Blodigs Alpenkalender, Verlag Paul Müller, München 2 NW 8. Preis RM 2.90

Die Geschichte eines Berges

Hans Gebler, Dresden

Die Geschichte eines Berges beginnt mit dem Erscheinen des Menschen. All jene himmelragenden Gipfel, jene „Altäre der Gottheit“ wie sie der aus dem Staub der Tiefe flüchtende Erdenpilger nennt, sind eine starre, leblose Masse, solange sie der Mensch nicht mit seiner Seele erschließt und in ihre grenzenlose Oede sein Empfinden hineinträgt. — Weit aus der menschlichen Berechnung liegt die Zeit ihres Werdens. Jahrtausende rauschten vorüber an ihren ehernen Säulen, in denen sich nichts veränderte, als daß die Steinhalden am Fuße der Felsenriesen wuchsen und von einem langsamen Vergehen auch dieser scheinbar für die Ewigkeit geschaffenen Steinburgen zeugten. Und Jahrmillionen sind über das Antlitz dieser Erde gewandelt, seit unsägbare Kräfte die Berge unseres Weltalls türmten. Gletscher schwanden — wir wissen nicht wann. Nur die ausmodellierten Becken und Täler die Wandschliffe künden uns Eintagsfliegen in dieser ewigen Welt einen Zeitraum, den Geschichte zu nennen, vermessen wäre. Denn Geschichte beginnt erst, wenn man mit Zahlen rechnet. Unzählige Geschlechter aber kamen, lebten und gingen zu Füßen dieser Allgewaltigen, ohne daß ihre starre Einsamkeit gebrochen ward und bei manchen unter ihnen ist es nur ein lächerlich geringer Kreis Jahre, seitdem auch ihrer Wesenlosigkeit der Stempel einer „Geschichte“ aufgedrückt wurde. Ein Felsen — unter tausenden der gleiche und doch für den Menschen, den Bergsteiger, ein persönliches Etwas, das ihn mit unsichtbaren Mästen verstrickt, um das sich seine Gedanken schlingen und an dem er sein Leben einsetzt, um es in seiner Gefühls-

welt aufzunehmen. Aus der toten Steinwelt entsteht ein Tempel, der das herrlichste birgt auf Erden — die Erinnerung. — Die Geschichte eines Berges beginnt! Beginnt mit dem ersten Erstaunen, den die absonderlich Kühne Form auf den Menschen ausübt, setzt sich in den mehr oder weniger wegehaltigen Versuchen, an ihm seine Kräfte zu messen fort und wird ein fortlaufendes Band mit aller Lust und aller Tragik menschlichen Erlebens durch die erfolgte Erschließung. Nicht alle Geschichte ist interessant. Nur die wildesten, kühnsten sind es wert, daß man sich mit einer solchen befaßt, die vom Kämpfen und Ringen des Staubgeborenen erzählt, von seinem Glücksaus und seinem stillen Sterben in einsamer Wand. — Stets wenn ich im Großen Kohlbadtale im Felsenfranze der Hohen Tatra aufwärts pilgerte in die Einsamkeiten der ragenden Mauern ringsum, hat einer mich mit magischer Gewalt gepackt — ein unendlich stolzer Felsenturm, der wie ein Zeigefinger zum Himmel weist — der Spitze Turm. Aus dem verlassenen Trümmerkessel, der den breiten, meist im Sommer noch mit Schnee umfränzten Eissee birgt, stürzt eine geschlossene Phalanx gewaltiger Felsen empor: die Krotenseespitze, der Spitze Turm, der Rote Turm und der Gelbe Turm als Eckpfeiler des wildzerrissenen Mittelgrates. Unter ihnen allen ist der Spitze Turm die eindrucksvollste Berggestalt. Eine fast senkrechte Wand türmt sich vor dem Beschauer, zur schlanken Pyramide sich verjüngend, beinahe ungliedert und an die 800 Meter hoch. Diabolisch wild, wenn die Nebel über die scharfen Scharten hereinwogen, die in

außerordentlicher Exponiertheit eine lustige Verbindung mit den übrigen Kolossen herstellen. Und ebenso frappant die ungeheure Nordwand, wie sie sich von der menschenfernen Wildnis des Krotensees bietet. Auch hier ein einziger immenser Plattenschuß, den nur hoch oben eine dunkle Steilrinne durchzieht, die die Besteigung ermöglicht.

Jahre sind verflossen — wir waren noch jung, als wir vor diesem Bilde zum ersten Male standen. Keines Menschen Fuß hatte noch diesen Kühnsten betreten, obgleich einer der verwegensten unter den Gipfelfürmern der damaligen Zeit — der Krakauer Karl Ritter von Englisch — siebenmal vergeblich angestürzt war. Wir betrachteten schauernd die glatten weißen Wandabbrüche im Gefels, die „Versuchten Tonnen“, die der Sage nach hier zu Stein erstarrten ob ihrer irdischen Gelüste, und zogen resigniert weiter, denn nach menschlichem Ermessen schien eine Bezwingung dieser glatten Wände unmöglich. Und wieder Wochen später spähten wir zu dem schwarzen Riß auf der Nordseite empor, ahnend, daß hier wohl eine Möglichkeit bestünde. — Aber als wir bis zur Weißen Bank emporgedrungen waren und die wüsten Wandabbrüche der Nordseite erblickten, entschlossen wir uns doch zum Rückzug, denn dunkle Wetterwolken brandeten von Polen her unheilvoll heran. — Dann fiel der Bann. Der Südgipfel war der erste, der über die Wandabstürze der Versuchten Tonnen vom Janczy-Joch aus erstiegen wurde. Am 17. August 1900 eroberte ihn Frau Hofrat von Englisch und ihr Sohn, stud. jur. Karl v. Englisch, mit den Führern Johann Hunsdorfer sen. und jun. Auf schmalen Brücken über den Abgründen empor, waren sie durch mehrere steile Kamine geklettert. Hängende Felsmassen führten auf einen steilen ungemein exponierten Nebengrat zur Grateinsattelung von weicher aus über scharfe Zacken — reichend — der nur aus einigen wenigen losen

Felsblöcken bestehende Südgipfel, 2348 Meter erreicht ward. Den nur zwanzig Meter entfernten, massig aufragenden Nordgipfel hielt man da noch für unersteiglich.

Zwei Jahre später war auch er bezwungen. Nachdem am 25. Juli 1902 es Karl von Englisch mit Ingenieur Ludwig Kozienzinski aus Jährze und den beiden Hunsdorfer gelungen war, von der Leichenscharte durch einen beinahe senkrechten Kamin, den Kozienzinski-Kamin, den Nordostgipfel, 2295 Meter, zu erreichen, war auch das Stündlein für den Hauptturm gekommen. Genau vier Wochen später stand Frau v. Englisch, ihr Sohn und die Führer Hunsdorfer sen. und Johann Strompf nach Überwindung kolossaler Schwierigkeiten auf dem Haupt-Nordgipfel, 2536 Meter, und kurze Zeit darauf erklimmte ihn als zweiter Direktor Bröske aus Jährze am 6. September 1902. Der Bann um die Felsenpyramide war gebrochen — er war in die Gefühlswelt einbezogen worden und in ihrem Sinn und Denken wob diese hohe Steinmasse Zauberbilder von dämonischer Wildheit und Erhabenheit. Unter diesem Eindruck war auch der Erstersteigungsbericht englisch niedergeschrieben. Die unstreitig großen Schwierigkeiten wie sie derartige Neutouren auf einer noch völlig unbekannten Route mit sich bringen, verdichteten sich in der Erinnerung zu einem grauenhaften Abenteuer. Schon die Namen der einzelnen Anstiegspartien Steinagelsloß, Leichenscharte, Schwarze Wand — zeugen davon, daß die Tour die Phantasie ihrer Bezwiner stark beeinflusst hatte. Man war durch das von ständigen Steinfällen bedrohte Couloir aufgestiegen bis zu der den Nord- und Nordwestgipfel trennenden Leichenscharte. „Beinahe senkrechte Wände“ führten von der Scharke zu einem Spalt, der auf die überhängende wasserberieselte Schwarze Wand hinausleitete. Als „sehr gefährlich“ schilderten die Erstersteiger diese „aufregende Kletterei“ über

die glatten Wandstellen und durch den 150 Meter hohen „Englischkamin“, den sie „auf fingerbreiten, verräterisch losen Griffen unmittelbar über einem 400 Meter hohen Abgrund“ überwand. Am Ausgang dieses „Kamines“, der in Wirklichkeit ein offenes Couloir ist, schlugen sie in der steilen Wand zum Nordgrad die erste Klammer, mittels welcher sie schließlich die zwanzig Meter zum Gipfel bezwangen. Den Abstieg über die schroffen Wände bewirkten sie mittels neun in den Felsen eingetriebenen Abseilringen und erreichten nach vier Stunden wieder die schwarze Wand. Zu ihrer „an Lebensgefahr den gefürchteten Dolomitspitzen Südtirols“ gleichenden Tour brauchten sie 90 (!) Meter Seil und auch dies langte nur knapp!

Man sieht, der Berg bekam seine Geschichte eine abenteuerliche, unheimliche zuerst, die sich erst ganz allmählich abschwächte, je öfter seine ausnehmend schroffen Wände gemeistert wurden. In den nächsten drei Jahren hatten fünf sein Haupt betreten, einer lag im Steinhagelschloß zerschmettert. Einen ausführlichen Bericht finden wir erst wieder von dem sechsten Ersteiger, Dr. Alfred Martin aus Innsbruck, der im Juni 1905 mit dem Führer Breuer den Hauptturm vom Kl. Sattelpaß aus erstieg. Mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit hatten die früheren Begleiter Englisch, die beiden Hunsdorfer und Strompt, das Geheimnis ihres Anstieges behütet. Sie betrachteten diesen gefürchteten und begehrten Berg als ihr Monopol und waren unangenehm überrascht, als es einem Dritten — Breuer — gelang, die Tour zu meistern. Schon wesentlich harmloser fanden diese Beiden den Anstieg, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß Dr. Martin ein ausgezeichnetes Selsgänger war, dem die Dolomitenprobleme sämtlich nicht mehr neu waren, und daß es nicht die erste Besteigung war ins Ungewisse hinein!

Trotzdem hat auch Dr. Martin den Spizen Turm als eine außerordentliche, stellenweise sehr schwierige Kletterfahrt bezeichnet.

Im folgenden Jahre schlug uns der finstere Gefell ab. Ein Hochgewitter überraschte uns im Gefinse des Englisch Hauses und trieb uns zu eiligstem Abstieg über die Schwarze Wand — der Spitze Turm blieb vorläufig Gefuba für mich, denn am nächsten Tage lief mein Urlaub ab und später standen neue Ziele auf dem Programm. — So vergingen Jahre. — Der Spitze Turm ward Modeberg wie sein würdiger Bruder im Mengsdorfer Tale — der Simonturm, wie die berühmte Jolta Turnia auf der Polnischen Seite. Nicht alle von den Stürmern genossen das reine Glück des Sieges. Vier opferten später noch ihr Leben den fühnen Wänden, und erst im vergangenen Jahre barg eine Rettungsexpedition unter Leitung Dr. Richards jun. einen stillen Mann unter großen Schwierigkeiten aus fast unnahbarem Geflüst.

So vollzog sich die Geschichte des Berges programmäßig in allen Etappen: Fruchtlosem, heißem Sehnen und Enttäuschungen, mühsam errungener Gipfelfreude und der Tragödie des einsamen Todes in starrer Felsenöde. Menschenchicksale schufen sie und werden sie weitergestalten zu einem Kapitel der Jahrhunderte!

Als ich im letzten Sommer beim Aufstieg auf den Roten Turm von der Scharte aus meinen alten Freund wieder sah, lockten seine fühlen, glatten Wandflächen diabolisch, aber man ist alt geworden unterdeß und Pflichten mahnen mit den Jahren, die einem noch beschieden sind, haushälterisch umzugehen. So mag die junge Bergsteigergeneration in fühnen Wägen und Wagen die Geschichte dieses stolzen unter den granitenen Riesen der Tatra fortsetzen, und es mögen die Zeiten fern bleiben, wo er vielleicht einmal zu einem „Karawanenberg“ herabgewürdigt würde.



Vorfrühling in der Leutasch

Aus Blodigs Alpenkalender. Verlag Paul Müller. München 2 NW 8. Preis RM 2.90

Große-Zinne-Nordwestpfleiler (Stösserweg)

12. Begehung. Herbert Seidel, T.C.Wanderlust 96

Ein wundervoller Morgen überrascht uns beim Verlassen der Drei-Zinnen-Hütte, die ersten Sonnenstrahlen umspielen den gewaltigen Zinnenstock, aus dem Rienzstal steigen zarte Nebelschleier.

Das herrliche Wetter stärkt unser Vertrauen zu der geplanten Tour und frohen Mutes streben wir dem Paternsattel zu. An der kleinsten Zinne hemmen wir unsere Schritte, der Preußiß tut es uns wieder an. Tags zuvor haben wir ihn durchstiegen und waren restlos begeistert, doch in der leuchtenden Morgensonne scheint er uns noch viel begehrenswerter. Rasch noch einen Blick auf das gefürchtete „Im Wandl“, dann treibt uns der Tatendrang weiter, heute gilt es einen viel schwereren Weg zu erkämpfen. Am Fuße der Großen-Zinne-Nordwand verweilen wir abermals, vier Tage sind erst vergangen, seitdem italienische Bergsteiger das letzte und gewaltigste Problem der Dolomiten lösen; die Durchsteigung der abschreckenden, stark überhängenden Nordwand. Wenngleich man in Bergsteigerkreisen über den errungenen Sieg geteilter Meinung ist, so kann diese Tat, was Kraft, Ausdauer und Mut betrifft, nicht hoch genug bewertet werden. Im Geröll umherliegende Haken und Karabiner sind Zeugen, wie schwer es für die Erstbegeher war, Eisen in die glatte Wand zu treiben.

Doch nun wieder zu uns, kostbare Zeit haben wir den Betrachtungen geopfert, so daß jetzt die westliche Zinnenscharte im gesteigerten Tempo erreicht werden muß. Mühervoll ist der Anstieg, zunehmende Steilheit und harter, gefrorener Girschnee zwingen uns, immer langsamer vorzudringen, jeden Moment gewärtig auszugleiten und in saufender Fahrt wieder im Schuttflur zu landen. — Selbstverständlich

lagen unsere Pickel wohlverwahrt in der Hütte. — Endlich haben wir die Scharte gewonnen und können ausgiebig verschnauften. Zu unserem Ärger müssen wir feststellen, daß der Aufstieg von Süden, obwohl etwas länger, bedeutend angenehmer ist, vor allem schneefrei.

Am Einstieg zur Dülfer-Westwand beginnt auch unsere Route. Ein Band, unterbrochen von einem Podest, leitet zum Nordwestpfleiler, kurz vor dem Ende des Bandes bemerke ich einen feinen, teilweise überhängenden Riß. Ein Steinmann deutet an, daß hier der Stösserweg emporführt. Bald ist auch Freund Walter da, und wir beäugen kritischen Blickes die kommende Kletterei. „Sieht äußerst schwer aus“, meint Walter bedächtig; ich kann seine Worte nur bestätigen. Doch vom längeren Anschauen wird's auch nicht leichter, darum frisch ans Werk. Der gewählte Sicherungsplatz ist gut und ich steige beruhigt an.

Gleich nach den ersten Metern ward es brenzlich, der Riß drängt stark ab und die vorhandenen Griffe sind sehr bescheiden. „Es geht“, wie der sächsische Bergsteiger so treffend sagt, „mächtig über den Saft!“ Langsam, aber stetig arbeite ich mich weiter, etliche Versuche, einen Sicherungshaken zu schlagen scheitern, mangels dazu geeigneter Spalten oder Risse. Ein kostbarer Sichtshaken verschwindet bei diesen erfolglosen Bemühungen surrend in der Tiefe. Endlich bietet ein kleiner Wandausbruch einen willkommenen Nachholeplatz. Es ist aber auch die höchste Zeit, denn von unten kommt der Ruf: „Noch zwei Meter Seil!“ Walter plagt sich auch redlich und ist froh, als er den Standplatz erreicht, wo wir frische Kräfte sammeln und ich mir den Genuß einer Zigarette gönne.

Ein Blick nach oben belehrt uns, daß auch die folgenden Seillängen Aufbietung aller Kräfte erfordern, doch sind wir jetzt in der richtigen Kampf Stimmung und streben hemmungslos aufwärts. Bis zu einem geräumigen Schuttflur, wo ein riesiger, wasserüberwonnener Überhang die senkrecht Fortführung des Weges unmöglich macht. Da wir nach der gehaltenen Anstrengung tüchtigen Hunger verspüren, wird eine ausgiebige Frühstückspause beantragt, und einstimmig genehmigt. Walter ist begeistert von der herrlichen Kletterei und wir haben beide das Empfinden, daß der Stösserweg kaum zu überbieten ist, sowohl an Klettertechnischer Feinheit, als auch an idealer Linienführung. Kurz gesagt: „Eine bergsteigerische Delikatesse!“

Streich gestärkt, suchen wir die Fortsetzung der Route, was nicht schwer fällt, denn es gibt nur eine einzige Möglichkeit. Auf schmalen Bänder traversiere ich einige Meter nach links zur Kante, dahinter beginnt eine gut aussehende Verschneidung, leider für mich nicht erreichbar, denn das Band bricht an der Kante jääh ab. Es gilt also einen unglaublich weiten Spreizschritt zu machen, um in die Verschneidung zu gelangen. Ich unterrichtete Walter von der Sachlage, schlage einen Haken und bitte um besonders aufmerksame Sicherung, denn die folgenden zwei Meter sind äußerst heikel. Vorsichtig schiebe ich mich um die Kante und versuche, mit dem linken Fuß,

an der zurückliegenden Verschneidungswand Halt zu gewinnen, es gelingt. In weiter Spreizstellung stehe ich vor der senkrechten Rißverschneidung. Zwischen meinen Füßen durch blicke ich direkt in das 400 m tiefer liegende Schuttflur. Einzigartig ist diese grandiose Kletterstelle.

Der Riß erweitert sich bald zu einer Kaminreihe, durch welche wir ein breites Schuttband gewinnen. Schon glauben wir die Schwierigkeiten überwunden zu haben, da zeigt es sich, daß die Ausstiegsrinne zum Westgrat noch einmal außerordentlich schwer ist, doch auch die letzte Schranke fällt und kann uns unseren Sieg nicht mehr streitig machen.

Auf dem Grat legen wir das Seil ab und steigen gemeinsam über die letzten Schrofen zum Gipfel. Glückstrahlend ob der gelungenen Tour, kommt ein kräftiges „Bergheil“ von unseren Lippen.

Lange noch liegen wir auf dem sonnenüberfluteten Gipfel und schmieden Pläne für die nächsten Tage. Der Abstieg durch den Mosca-Kamin bringt uns rasch zum Schubplatz in der Scharte, welche wir nunmehr, eines Besseren belehrt, nach Süden abfahren. Wieder in der Hütte angelangt, sind wir uns sofort darüber einig, daß der Stösserweg auf die Große Zinne mit zwei Liter Tiroler Rotwein „begossen“ werden muß. Bald klingen die Gläser und wir trinken freudig auf das gute Gelingen unserer ersten Großtat in den Dolomiten.

Trost der Erde

Paul Großmann

*In jeder Not, die mich bedrängt.
Verliert mein Auge sich an deine Züge,
Verliert an deine Hintergründe ohne Lüge
Mein Fuß sich. Und was wie die Ranken
Als mir estimmtes quälend an mir hängt.
Wird zum leichten Blattwerk an erstarkten Flanken.*

Ein Abschied

Im Jahre 1929 mußte ich als damaliger I. Vorsitzender des Sächsischen Bergsteigerbundes das Amt des unerwartet ausscheidenden Schriftleiters mit übernehmen, sollte das weitere Erscheinen unserer Bundeszeitung nicht gefährdet werden. Die Lösung des Vertrages mit unserer Druckerei stand in Aussicht, niemand wollte die Garantie des weiteren Erscheinens zu den Bedingungen annehmen die der Bund bieten konnte. Da kamen mir Bergfreunde zu Hilfe und unser Blatt konnte nicht nur weiter bestehen, sondern mehr und mehr verbessert werden, trotz der Schwere der Zeitläufte, die auch auf dem Bund drückend lasteten. / Dem Wunsche des neugewählten Führers entsprechend, gebe ich mit dieser Nummer mein Amt an meinen Bergfreund Albert Goldammer, mit dem mich viele gemeinsame Arbeit verbindet, ab. / Es drängt mich an dieser Stelle allen Bergfreunden, die mir in all den Jahren mit Rat und Tat zur Seite standen, die mir besonders in letzter Zeit so beglückende Beweise treuer und echter Bergkameradschaft gaben, von ganzem Herzen zu danken für die Treue und Gefolgschaft, die sie mir jederzeit leisteten. / Auch ohne Amt bleibe ich dem Sächsischen Bergsteigerbund immerdar verbunden, gab mir doch die Arbeit für ihn reichen Lebensinhalt und kostbarstes Gut: Wahre Männerfreundschaft, bewährt in frohen Stunden, in Not und in Gefahr. / Möge der Sächsische Bergsteigerbund immerdar ein Hort wahrer Bergkameradschaft bleiben, dies ist mein heißer Wunsch! Meinen Bergfreunden entbiete ich von dieser Stelle ein letztes handfestes Berg Heil!

Paul Gimmel



Tal der Arbeit

Aus den Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz

An Straßen und Pfaden

Albert Goldammer

I.

*Die Stadt liegt eingebettet
ins zarte Blau
der fernen Hügel.*

*Im Norden Wald . . .
Im Süd Getreidefelder . . .*

*Gefräßig schluckt die Stadt
ertragreich' Land
in sich hinein . . .
Auf teurer Heimatscholle
wachsen Mietkasernen
und abends leuchten
dorten jetzt Laternen.
Das Vorstadtzauber? — — —*

II.

*Die Stadt verschmäh't
das länger noch Bemuttert-werden
und möchte selber Mutter sein.
Fortwährend stopft sie off'ne Mäuler,
und dennoch bleiben ihre Ärmsten
so arm und ohne Sonnenschein.*

*Bevor nicht auch der letzte
dieser Schlote qualmt
und so der letzte Arbeitslose
sein eigenes Geschick
in eig'nen Fäusten hält,
lügt du,
du stolzes Bild der Stadt
am überbrückten Strome.*

III.

Vie, tausende von Ähren
wogen weniger
im Abendwinde . . .
Unzählig viele Bäume
sind nicht mehr
in unserm Wald . . .

Die Großstadt,
die sich ausgewachsen
im breiten Bette
zwischen blauen Hügeln,
erstickt in trübem Dunst.
Und ihres Alltags Sklaven,
die über schmutzigen Gewinn
und zweifelhaften Freuden
längst ihren Weg verloren,
sind ewig ungesättigt.

womit der unermüdlich Suchende
an vielen Wandertagen ward belohnt,
und ahnen,
daß die wahre Heimat
nur auf den Bergen wohnt.

Ostern in Rübezahls Reich

G. Herrmann

Der Frühling zieht ins Land, linde Lüfte wehen. — Da schmilzt der Schnee, bald wird auch der letzte Rest verschwunden sein. Der Winter zieht sich in seine Hochburgen zurück. Wer ihm dahin folgt, dem spendet er noch einmal herrlichen Genuß.

Hier oben in Rübezahls Reich erwartet er mit dem Berggeist seine Getreuen. Schwer ist's hinauf zu kommen, mächtig drücken Rucksack und Skier. In Strömen rinnt der Schweiß von der Stirne. Endlich ist die Hampelbaude, 1258 m hoch gelegen, erreicht. Hier konnte ich die Brettel anlegen, erst gings noch bergan und dann auf dem Kämme

hin in prächtigstem Pulverschnee über die Wiesenbaude zur Rennerbaude.

Schwarz hebt sie sich heraus aus dem weiten Schneefeld, ein Holzbau, breit hingelagert am Fuße des Ziegenrückens, gemütlich im Innern. Und welch ein Leben herrscht hier! Aus ganz Sachsen sind sie gekommen, um sich in der Technik nach der Arlbergchule zu vervollkommen.

Am nächsten Morgen geht's los, verheißungsvoll im herrlichsten Sonnenschein. Zuerst kommen zur Lockerung Freiübungen: rechten Ski hoch, linken Ski, Hockstellung 1, Hockstellung 2, ganz tief, fest auf die Hacken.

IV.

. . . Der Freund,
der seinen Feierabend
im Freien suchte,
mag weiter diesen Mauern fliehn —
Soll reine Abendluft
die Stirn ihm kühlen,
so muß er künftig
weit're Kreise ziehn.

Und wenn ihn einmal
wandernd über jene Hügel
nach fernen Höhn
am weiten Horizont
gewaltsam Sehnen packt,
dann mag er wohl ermessen,
was den Wanderburschen
allzeit so hoch beglückte:



Der letzte Schnee

Phot. Albert Steiner. Aus den Agfa-Photoblättern

Dann rücken die Abteilungen auseinander und üben am steilen Hange und gelangen hinter die Kniffe des Schneeschuhfahrens, wie man die Last verlegen muß, den Ski vorführt, in die Hockstellung geht. Nach vielen Mühen und vielen Stürzen kommt über den Stemmboogen hinweg als Krönung der Christiania, gerissen und gestemmt. Pfeilschnell geht es den Abhang hinunter, Skier rumgerissen, und schon steht man wie festgebant auf der weißen Fläche, stolz in der Brust, siegesbewußt.

Doch wo ist die Sonne hin? Immer bleicher wird ihr Schein, kühl weht es aus dem Weißwassergrund herauf. Nebel kommen gezogen, immer dichter, kaum kann einer den andern erkennen. Schneekristalle peitschen ins Gesicht. Rübezahl der Berggewaltige, foppt und neckt die Menschenfinder. Da hebt er den Schleier wieder

etwas, daß man die Baude und den Kammweg erkennen kann. Immer lichter wird es. Herz freue dich! Doch im nächsten Augenblicke — ratsch! Schleier vorgezogen, alles ist wieder dichter Nebel. Und kalt ist es, und Sturm ist! Wehe, wer da auf der Tour ist und sich nicht an die Stangenmarkierung hält oder von den Stangen abkommt! Er irrt und irrt, fährt im Kreise herum und findet auf der weißen Schneefläche sein Grab. So fand man am 28. Dezember 1927 200 m von der Rennerbaude entfernt ein Brautpaar, dicht aneinander geschmiegt. Auch sie waren im Nebel herumgeirrt, ermattet niedergesunken und erfroren. Auf die Koppe mußten wir natürlich auch hinauf. Ein klarer Tag war dazu ausersehen. In schneller Fahrt bei herrlichem Pulverschnee ging es bis an den Fuß heran. Die Skier wurden hinter einer

Schneewächte versteckt, und dann begann der Aufstieg. Einige Kühne versuchten auf dem Jubiläumswege mit den Skiern hinaufzukommen, doch ließen sie bald ab. Es ist doch zu mühsam, einen Schritt vorwärts, einen halben zurück und das viele Kantent! Endlich ist die Spitze erreicht. Herrlichste Aussicht, bis ins Glazier Bergland, unzählige Spitzen und Rücken, wer kennt ihre Namen! Und in der Nähe breitet sich das ganze Massiv des Riesengebirges mit seinem weißen Schneeplateau, über das die Sonnenlichter drüberweghuschen, aus. Weiter unten freilich hat die Sonne schon tüchtig gewirkt, und die Kleinen Bauden auf böhmischer Seite, die nach Aupa den Käse liefern, sind fast frei vom Schnee, nur einzelne weiße Streifen umziehen Wiesen und Felder. Und von ganz unten, dem Hirschberger Kessel, leuchtet es grün herauf. Der Frühling sendet einen Gruß in die Winterpracht.

Wieviel Schnee hier oben noch ist? 1, 2 m oder noch mehr. Die Wegtafeln schauen nur mit ihrem obersten Stück heraus. Der Schnee liegt in der deutschen Koppenbaude bis zum Dache. Wir haben es uns zum Spaß gemacht, sind hinauf geklettert und haben in die Feueresse geschaut, und mit einem Rutscher waren wir wieder unten. Und der Eingang! Tunnelartig geht es durch tiefe Schneemauern hindurch zu der Holztür dahinten, hin zu der gastlichen Stätte, wo es so schön warm ist und wo es so gute Erbsuppe gibt.

Noch großartiger ist es auf der böhmischen Seite. Da weiß man überhaupt nicht, wo der Eingang ist, so tief muß man hinuntersteigen, um zu dem prächtigen böhmischen Bier zu gelangen.

Und die Kapelle, inmitten der Koppe! Sie hat einen dicken Eis-Schnee-Panzer übergezogen, wie eine behäbige Dame mit vielen Umhüllungen, und nur die Umrisse und

einige schwarze Stellen verraten, daß hinter den Eis- und Schneemassen etwas steckt. Nach längerem Verweilen geht es wieder hinunter, mehr ein Rutscher, als ein Absteigen. Unten werden die Bretter angeschallt, und hin geht's zum Weißwassergrund, dem herrlichsten der Gründe im Riesengebirge, in seiner Winterpracht. Steil sind die Hänge, und nur in großen Kehren, mit vielen Stemmboegen, gelangt man hinunter in das schöne Tal. Unten plätschert das Bächlein, das Weißwasser, und der Silberbach fließt ihm zu. Durch die Schneedecke hindurch sieht man an manchen Stellen das klare Wasser in kleinen Kaskaden dahinstürzen. Unten hat sich der Bach durch den Schnee hindurchgefressen und sich Bahn geschaffen. Zwischen großen Steinen hin, die oft mächtige Schneebeulen tragen, geht sein Weg. Da springt das Wasser über einen Steinblock und stürzt hinunter, ein herrlicher Wasserfall; es funkelt und blitzt, wenn der Sonnenstrahl dahin kommt.

Immer dichter am Wasser hin führt die Skibahn, hinauf, hinunter in kühnem Schwunge, bis schließlich die Weißwasserbaude, eine Rübzahlbaude, dicht verschneit, im Walde versteckt, zur Einkehr einladet. Dann geht es in großen Kehren mit öfterm Wenden am steilen Hange wieder hinauf auf den Kamm, hin zur heimischen Hütte. Frisch gestärkt und gebräunt verließ ich nach einigen Tagen den Kamm des Riesengebirges, voll der tiefsten Eindrücke. Rasche und schöne Abfahrt brachte mich bald zur Humpelbaude, dann noch eine Strecke auf der Rodelbahn hinuntergesaust — bis es nicht mehr ging. Nun die Bretter geschultert stolz zu Fuß, tiefer und tiefer, wieder hinunter ins Tal. Aus der Winterpracht in den Frühling hinein. In Krummhübel sangen die Rotkehlchen und stäubte der Haselstrauch, und auf einer Wiese leuchteten die ersten Himmelschlüßelchen.



Frühlingsblumen

Phot. Dr. Defner. Aus den Agfa-Photoblättern

Erzgebirgs-Ostern

Konrad Haase

So um den 20. März hat etatsmäßig der Frühling zu beginnen, und sei es damit, daß die ersten Frühjahrsgedichte in den Papierkörben ungerechter Redaktionen versinken. Das wohlbekannte blaue Band des Herrn Eduard Mörike sel. flattert zunächst nur in der Poesie; aber in der Prosa dessen, der in seinem lieben Erzgebirge etwas hin und wieder gegangen ist, da bedeutet es das blaue Norwegerband, das man als Schneeschutz gern um seine Schiene wickelt. Man hat sich in weiser Voraussicht den Rest seiner Ferien in die Osterzeit gelegt und zieht dann, wenn alle Konfirmationskarten geschrieben sind, mit frischbehandelten Brettern davon und läßt

sich von niemand stören, ob auch der durchschnittliche Herr Bürger mild lächelt. Denn hier an der Grenze des Niederlandes haben sich schon die ersten Stare gezeigt, und die kühnsten und hitzigsten unter den Amselhähnen probierten seit dem Frühjahrsbusstag an ihren Strophen. Aber auf der Fahrt nach Oberwiesenthal hörten wir zuletzt nur noch die Finken, bis auch die noch verstummt. Das macht uns nichts; bald wandern wir vom letzten Bahnhof auf unseren Hölzern davon, dem Neuen Hause zu. Der Wind steht hart Nordost. Das freut uns; denn wir gehen davor, und den böhmischen Nebel drängt er zurück in seine Heimat. Nun schwimmt der

Pleißberg samt Haus und Turm auf einer weißen Wolfenbank, und der Nachbar Wölfling schaut aus dem bleichen Gewoge wie der Rücken eines gewaltigen Wales. Schon ziehen wir auf dem weißen weiten Feld ober Gottesgab, die Schier schnurren wie zufriedene Kater, weit greifen Arme und Stöcke aus, daß die dicke Stadtlust aus den untersten, hintersten und fernsten Winkeln der Lunge gepreßt wird. Wieder, wie so oft, grüßen aus der Ferne alte Bekannte, etwa der Plattenberg, der Peindl mit der Aussichtswarte auf seiner Nase, auch der Auersberg in seiner fernen Würde. Wenn man besonderes Glück hat, sieht man auch die Vogtländer oder gar das Sichelgebirge herüberblauen. Doch wir suchen im Spitzbergbereich nähere Freuden. Dem schweigenden Hochwald nickten wir zu, führen aber unsere Bretter an seinem Rande hin übers stille Moor. Die Moorkiefern hatten sich den Winter hindurch unter dem schweren Schnee und vor dem harten Eis geduckt. Jetzt ist alles abgeschüttelt, und schüchtern heben sie ihre krausen Büschel. Noch steigt nicht in den Zweigen der Saft, misshütig und bräunlich schauen die Nadeln, vergrämt sperren und spreizen sich die Tischen. Dafür schmücken den Schnee blaueste Schatten, wirr wie das zähe Gezweig. Da ziehen wir liebend gern durch das öde Revier; still ist's; nur ab und zu poltert ein Volk Birkwild auf und streicht mit hartem Fluge ab. Wir sehen die verschlungenen Gänge ihrer Spuren im Schnee. Auch der Waldhase hoppelte hier durch, und Reineke schnürte hinterher; dazwischen ging die Maus und in weiten Sprüngen das Hermelin. Nur schade, zu sehen bekommt man nichts; denn in der Schweigsamkeit des kalten Moores warnt weithin das Gefrach unserer Bretter. Ein andermal steigen wir zu Berg. Es hat noch einmal gereimt — eine feine, wenige Zentimeter starke Schicht auf den

harten Grund. Das ist ein Schnee, der am windstillen Gang zum Üben lockt; Schwung um Schwung zirkelt sich ab in der Freude an der beherrschten körperlichen Bewegung. Aber auch weitausgreifende Fahrt lohnt sich da, von Gipfel zu Gipfel und über die lichten Weiten der Siedlungsblößen hin. Lang ist der Tag, und lang die Rast, etwa in der Küche des Dorfwirtshauses oder im behaglichen Heim auf dem Berg, und alte Späße von früheren Fahrten und die neuen von heute würzen das Mahl. Noch ehe es nachtet, knattern die Hölzer zu Tal durch Schneisen und Hohlwege, Schwung um Schwung, Bogen um Bogen flitzen wir übers weite Gau, im Schuß über die freien Flächen, auf denen Häuschen verstreut liegen, als habe jemand seine Spielzeugschachtel ausgeschüttelt.

Zu all diesem Wanderglück strahlt uns die osterliche Sonne aus wolkenlosem Himmel an; selten ist's, daß Nebel die Bergspitzen zuzieht. Gern bieten wir uns dem lieben Licht und der Wärme des kommenden Frühling. Dann glühen unsere Köpfe abends am gemütlichen Wirtshaustisch, als rasteten wir nach sommerlicher Gletscherfahrt in einer Alpenvereinshütte. Jetzt leben wir die wonnenvollen Tage, an denen man in der Badehose Schneeschuh fahren kann und sich am freien Waldrand ins Preisel- und Heidelbeergestrüpp legt. Neugierige Lidschlein schauen uns zu und sind bald gefangen. In der Hand oder in der Hosentasche sind sie bald erwärmt, und schon vertraut schlecken sie die Schokolade, die ihnen ein Schalk unter uns ins Mäulchen reibt. Schön ist's nachher, zur Abkühlung durch den frischen Hochwald zu bretteln, unter seinem beruhigenden blauen Schatten der noch blauerer Ferne zu. Man riecht und schmeckt die gute und würzige Luft; eine Meise zirrt, hier eine und da eine; Goldhähnchen stimmen ihr feines Liedel an,

unverdrossen glitzert ihr Gesang in Busch und Baum; dazu klopft der Specht und schwirrt in langen Schwüngen ab, wenn der Häher uns freischend anzeigt. Am lieblichsten aber ist die Fahrt bei sinkendem Tag. Gegen die unsagbare süße Zartheit dieser abendlichen Farben zur Osterzeit verflingt alles, was sonst im Jahr das Erzgebirge an Stimmungen aufweisen kann. Wie ist die Sonne so golden, wie da, wenn sie nach solchen gesegneten Tagen durch Fichtenwände scheint und an fernen Höhen widerstrahlt. Der Buchenwald steht in Bronze und Rot, das Niederland in Violett; gelblich schon leuchten die Lärchen, und Vogelbeerbaum und Ahorn machen ihr freundlichstes Gesicht; das Niederholz freut sich, wenn die goldenen Strahlen darüber huschen, weiter und weiter, bis sie aus den Fenstern des Sichelberghauses zurückblicken. Dazu liegt Blau aller Schattierungen und aller Namen auf den fernen Höhen und dunkelt aus nahen Tälern. So geht es Tag um Tag. Bei so viel Sonne rückt der Schnee zusammen. Die Hänge legen sich neugelbe und braune Gewänder zu, nur an den Rainen und in den Hohlwegen bleiben weiße Streifen zur Dekoration. Dann liegt es auf einmal wie Blei in den Gliedern. Das Barometer fällt, und die alten Frontlander knurren wegen ihrer Narben. Schäfchenwolken sind über dem böhmischen aufgestiegen; sie segelten über den blauen Himmel und schlossen sich zu einem Wolkendam, der nun unfreundlich und drohend im Westen steht. Der Wind dreht über Ost nach Süd; man sucht die Windjacke aus dem Rucksack; denn der Söhn ist da, braust und jagt, zerrt an Zweig und Busch und heult über Moos

und Moor. Dürre Zweige fallen auf den Weg, und dumpf flatschen die letzten Schneelasten von den Kiefern; abends aber, ehe der Regen fällt, freischet hinter dem Forsthaus der Kauz, daß man glaubt, einen alten Herbsthirsch zu hören. Unschlüssig sitzen wir dann beim Bier, kein Witz hat eine Pointe, kein Spaß gelingt, und die Skater fluchen. Dann schläft man schlecht und träumt vom Examen bis in den langen Tag hinein. Spät zieht man den Vorhang zurück am kleinen Fenster. Da ist über Nacht der Gang aufgeworden, Bäche rauschen, und es wärmelt in der Ecke am Haus. Heute lassen wir die Bretter hinter der Haustür stehen und wandern am Bach hin. Nach dem Schnee kommen am Grabenrand schon die Spitzen der Bornkresse und Sumpfdotterblume, heute noch unscheinbar, morgen schon mit erstem, sieghaftem Glänzen. Bald blüht das Milzkraut, bald auch die Pestwurz, und die weißen Käpchen melden das Frühjahr. Hoch über den Schneerändern singen die ersten Lerchen; schon sind die Staren zurück; vor ihrer Villa im Ebereschenbaum schmazen sie und erzählen Geschichten aus Ägypten. Kommt der Frühling, müssen wir heim. Noch können wir, alten Erfahrungen folgend, auf Schneerändern bis nahe zum Bahnhof rutschen. Heimfahrend grüßen wir noch im Gebirg die ersten Himmelschlüßelchen und im Niederland die lockeren Blütenknospen am Kirschbaum. Da streicheln wir dankbar die lieben Bretter, die uns so viel Schönes sehen halfen, und nochmals, ehe der Alltag uns umfängt, träumen wir den schönen Traum vom erzgebirgischen Ostern.

Beitrag zur Klettrersprache

Bergnamen

I. Die Wagensteine.

W. Schmidlung überieht in der Junifolge, daß das

altbayerische: **wax** = **rauh**, **spiz**, **scharf** usw.

nicht von ungefähr **rauh**, **kantig** usw. bedeutet, sondern als Eigenschaftswort ein Ding verlangt, dem es eignet, eurasisch z. B. auf einer Gleichung mit den Formen:

wa, **wach**, **wach**, **wax** usw. usw. = **Stein**, **Fels**, **Berg** usw. usw.

beruht. Ich verweise auf

1. China:	wa usw.	= Mauerstein, Ziegel.
2. Annam:	wach = wach	= Mauer.
3. Cassi-Kumud:	wach-tebō	= Hügel.
4. Tsijaken:	nai-wax und tut-wax	= Feuer — Stein.
5. Schweden:	wax-holm	= Insel am Mälarsee.
usw.	usw.	usw.

I, 3, wie in den mancherlei Wachbergen, brückt zu den lautschwächeren Formen

6. abassisch:	oaschha	= Hügel.
7. abassisch:	aschhadu	= Gebirgsrücken.
8. tscherkessisch:	aschha	= Hügel.

Zu 6—8. gehören die Aschberge, auf denen keine Aschen- und Totenkultscherven zu finden sind.

5. brückt zu altassisch: **wang** = **Aue** — **Insel**.

1.—5. zeigt, daß das altbayerische **wax** im Sprachgrunde ein Dinghaftes hat, von dem es, worauf ich überall hinsteuere, ursprünglich gilt! Spätere Sonderbedeutungen gelten für Siedlungen, Metalle, Geld, Schmutz und Geräte.

Im Sächsischen ist das ursprünglich Dinghafte das von Dr. Hofmann sprachlich anscheinend erstmalig registrierte **Quade** oder **Wade**,

9. vollständig in abassisch:	nusch-kwaikwa	= Kalkstein,
10. erweitert in Saida-Kaigani:	kwa-i	= Insel,
11. Kumschiwa-Indianisch:	guai	= Insel,
12. lautschwächer in ozeanisch:	vaihu	= Oster-Insel, zu 5.,
13. noch schwächer in europäisch:		

altmordisch: **ey**; dänisch: **ö**, **öe**; Oröy und Greifswalder Die und in

14. Otyherero, Afrika: **eue**, Mehrzahl: **omaue** = **Stein**. —

Friesisch: **oog**, niederländisch: **ei-land** und deutsch: **aue** mögen das Bild runden.

Insel und Island, das oft dazugestellt wird, bezieht seine Brücken aus kaukasisch

15. lautschwächer: **Tshar** und **Andi**: **hezo** und **hinz** = **Stein**,

16. schwächer: **Uvari**: **hezo** = **Stein**,

17. schwächer: **Chun**, außer: **hezo**, **izo** = **Stein**. —

Wer weiteres wissen will, halte sich an die Arbeit, die ich der Sächsischen Akademie der Wissenschaften überhandt habe.

Methodisches zur Darstellung in der Mai-Nr.: Ueber **Kwade** und **Wade** im engeren indogerman. Betrachte bin ich bewußt hinaus,

1. um das Wort durch alle Formen hindurch zu verlebendigen,
2. zwecks systematischer Einordnung des auffällig-alten: **kw**-Anlautes,
3. zur Klärung jeder einzelnen Silbe,
4. in synthet. Zuordnung zu den vier Sprachhauptstämmen, was anschaulich auf engstem Raume nur in meiner Art möglich ist,
5. um für Sonderfälle Verständnisbrücken zu bieten,
6. als Ausgang für weitere Beiträge.

Wer ermißt, was es heißt, vom Sprachganzen auszugehen, ohne philologisch überholten Minder für die Allgemeinheit der Bergsteiger zu schreiben und auf knapp zwei Seiten den 1. großen Kreis zu zeichnen, der wird das Raffinement meiner Vereinfachung zu würdigen wissen.



Vorfrühling im Paznaun

Aus Blodigs Alpenkalender, Verlag Paul Müller, München 2 NW 8, Preis RM 2.90

II. Der Bagmann am Königsee.

Die von W. Schmidlung herangezogene Gleichung

althochdeutsch:	hwaz = wild, rauh usw., lautet
in älteren Perioden:	hwata und hwaet = scharf etc.,
indogermanisch also:	hwod und hwet.

Für Geschulte nannte ich auswählend daher S. 51

astetisch:	quegal-chihuitl = Steinchen.
------------	------------------------------

Wer hwod wählt, hat damit die Brücke zu

deutsch:	quaddel = Hügel, Buckel usw.
----------	------------------------------

Wer von Quacke aus die lautschwächere Form: Wacke wählt, und wie Schmidlung, bereits beim Eigenschaftswort haltmacht, trifft zu hwaz und war = wild, rauh usw. anderwärts, z. B. in Australien unten, in Victoria,

im Lower Goulburn:	wakeda = wild.
--------------------	----------------

Nun, solche und andere Gleichungen samt allen Verweisen auf die Namen in den hinteren Registern der Baedeker in aller Welt habe ich der Kürze zuliebe zu Duzenden weggelassen. Da ich das bringe, wozu andere mangels Uebersicht gar nicht imstande sind, so versteht sich Strenge und Kürze zugleich. Verengt gesehen ist das, worauf Schm. sich stützt, durchaus richtig, nur eben nicht das Ganze.

II. a) Mann oder Man = Berg, Stein, Insel etc.

Mann als 2. Silbe des Bergnamens: Bag-mann, hier und da noch erhalten in

wilder Mann = wilder Berg oder Hügel,

toter Mann = totes Bergwerk usw.

gehört zu den ebenfalls weitestverbreiteten Wörtern, deren Bergbedeutung dem heimischen Sprachbewußtsein nahezu entglitten ist. In einfachster Gruppenzeichnung gehört dazu:

1. gälisch usw.:	man, mona, möen	= Inseln.
2. Sanskrit:	mani	= Edelstein.
3. Tibet:	mani	= heiliger Stein-Hügel.
4. Tibet:	man- u. män-shel	= Kristall.
5. Samoa:	ma'a, ma'a'a	= Stein, steinig.
6. Samoa:	Ma-a omea	= Ziegelstein.
7. Samoa, (Schm. zuliebe):	ma'ai	= scharf.
8. Oshindonga, Afrika:	e-manya	= Stein.
9. Estimoisch:	mannernaf	= Knoten, Hügel.
10. Keltisch-irisch:	mené	= Berg.
11. europäisch usw.:	mine	= Bergwerk.
12. Latein:	minae	= Maueripitzen, Zinnen.
13. Latein:	moenia	= Mauern.
14. Latein und rhätisch:	mons und munt	= Berg.
15. Peru:	pacha-manca	= Ofen von heißen Steinen.
usw.	usw.	usw.

Zu 14. gehört die hohe Munde in Tirol.

II. b) Mar und Meer = Berg, Hügel, Stein etc.

Vom Steinernen Meere bei Saalfelden nimmt der Bergsteiger mit Recht an: die Landschaft dort heißt so, weil sie so aussieht, und er denkt an das Gewoge, an das beglänzte Auf und Ab mit Klüften und Senken, an die breitflächig „brodelnden“, in- und übereinanderlaufenden Schollen. — Die Wörter: Mergel, Marmor und Meerschäum, das letzte der Namen für die bekannte kleinasiatische Thon-Erde, führen jedoch anderwärts noch tiefer, in eine Schicht, der der Mörtel und der Mörtel entstammt. In Kürze und Schlichte daher hier Folgendes:

1. Hindi:	mar-mar	= Stein als Mar-mor.
2. Peru:	maran	= Mühstein
3. kaukasisch, auarisch:	mar und meer	= Berg.
4. samojesisch:	mari	= Berg.
5. moschaniisch:	mar	= Berg.
6. Chunsag, Anzug etc.:	mehr und meer	= Berg.
7. Bari, Afrika:	mere	= Berg.

8. Bawa, Australien:	ginmamär	= Hügel.
9. Rubisch:	mir	= Blöcke türmen,
10. altägyptisch:	m-r	= befestigen.
11. Rubisch:	mor	= befestigen.
12. Eskimo (Schm. zuliebe):	morerfit	= Weg-, Schleifstein.
13. Rubisch:	murti	= Knoten, Befestigung.
14. Latein und Litauen:	murus und muras	= Mauer.

Inwiefern die verschiedenen Mar- und Merburgen, auch Maran und Meran usw. usw. dazugehören ist Aufgabe philologischer Einzeluntersuchungen. — Alpin gehört die Gletscher-mure hierher.

15. Austral.: Wodi-Wodi u. Turbul:	muring	= Erde, außer 8.!
------------------------------------	--------	-------------------

III. a) Mugel oder Mudel = Berg, Hügel etc.

1. Finnland:	mäki	= Hügel.
2. Samojed. am Ket:	mogor	= Hügel.
3. Peru:	moso	= Hügel, Knoten usw.
4. Kamilaroi	mooli und mukai	= voller Kiesel.
5. Angelsachsen:	muga	= Haufen.
6. Samoa:	manga	= Berg.
7. Ostjaken:	muser	= Buckel.
8. Adelaide:	mufurta	= Berg.
9. Peru:	mucucu und murko	= Gipfel, Scheitel.
10. Sumerer:	muh-much	= über Scheitel.
11. Assur-Babylon:	muhhu-muchhu	= Oberseite.
12. Syrjän. und Ostjaken:	mu und meg, mex	= Thon, Erde.
usw.	usw.	usw.

III. b) Mutte-, Muttentopf und anderes dieser Art.

1. Finnland:	mätäs	= Hügel, Erdhöcker.
2. astetisch:	motla	= Steine werfen.
3. Ta-ungurong:	moid-herre	= Stein.
4. Peru:	mutka	= Mörtelstein.
5. Cora-mexikanisch:	mutfika	= Gebirge.
6. rhätoromanisch:	muota	= Bergkuppe.
7. Cora-indianisch:	mu und mukutse	= Kopf und Gut.
8. Peru:	mutu	= Gut.
9. Sumer. u. Babylon.:	mada und matu	= Land.
10. Finnland:	maata myöten	= zu Lande.
usw.	usw.	usw.

So lose und zwanglos all diese Gleichungen hier auch gereiht sein mögen, wer Register und Kartenwerke heranzieht, den werden sie trotz aller Kürze weit genug tragen. Zu noch anderer Nutzen-ung füge ich an: zu II. b) 6. gehört griech. Meeros,

altindisch: Meru = der sagenhafte Götterberg.

Das deutsche Wort: Mergel wird auf

keltisch: marga zurückgeführt, bretonisch: marg.

Wer das nördliche Spanien durchstreift, trifft u. a. Beziehungen zu III. a) 5., denn die Terraingrenze, der Rain und Rain-Stein heißt

im Basileischen heute noch: muga und mugarri.

Die Gleichungen III. b) 7. und 8., zu erweitern durch Cora-indianisch: muemuate = krönen, sind mit aufgenommen, weil wir selbst in Bergnamen, wie Landes-Krone bei Görlitz und in der Sturmhaube auf dem Riesengebirgskamme moderne Beispiele des im Grunde gleichen Sprachgebrauches haben.

IV. Kuppe, Koppe usw. = Berg, Gipfel usw.

1. altslowenisch:	kupu	= Hausen.
2. litauisch:	kaupas, kupra	= Hausen, Höcker.
3. samitaroisch:	kubba	= Berg.
4. Runa, Simi, Peru:	hupo	= Beule, Buckel.
usw.	usw.	usw.

Ob ich also auf der Wasserkuppe stehe oder in Schlesien auf der Koppe oder in Australien drunten auf einer kubba, das macht sprachlich nicht viel Unterschied. Für den, der zu sehen vermag, hat Australien auch sonst reichste Beziehungen zu aller Welt. Das Gegenteil wird höchstens von akademisch-kajrierten Narren geglaubt.

5. Litauisch:	kugis	= Hausen.
6. ossetisch:	chogh	= Berg.
7. bayerisch:	Kogel	= Berg.
8. persisch:	koh	= Berg.
9. grönländisch:	nia-kof und -kof	= Haupt, Kopf.
10. Ewe, Afrika:	kolo	= hoch.
11. Fimland:	kukula	= Hügel.
12. Baskisch:	kufula	= Gipfel.
13. Peru:	kucullu, cucus	= Knorpel, Knöchel.
14. Sanskrit:	kuc	= sich krümmen.
usw.	usw.	usw.
von 1.—4. Brücke zu tschedisch:	kopce-pee	= Hügel.
zu Hindi:	kubja	= der Bucklige.
zu Suaheli:	kubwa	= groß.
usw.	usw.	usw.
15. Pehlwi:	kof	= Berg, Brücke zu
16. wogulisch:	kow	= Stein
17. Wolof, Afrika:	kow	= Berggipfel.
18. Talbot, Australien:	kowoe	= Hügel.
19. Victoria-Bannon:	gowah	= Berg.
20. Bawa-australisch:	gowwa	= Berg.
21. ungarisch:	kavics, kova	= Kiesel.
usw.	usw.	usw.

Kap, Kopf, Siebel, Klippe, Korn, Horn und Kegel mag der aus aller Welt dazu stellen, dem

22. Namaquahottentottisch:	gawi, galwas	= hoch, Mütze, Hut
23. Namaquahottentottisch:	goab, guwab	= Mörtel, Buckel, Höcker.

und anderes solcher Art möglicherweise noch nicht genügen sollte. Mir selber genügt es. Und ich besteige mit dem gleichen Vernügen

im kaukasischen Kuscha einen:	kafa = Fels,
wie im Keshua, Peru, einen:	kafa = Fels;
ich schähe in Tirol den wilden	Kais-er und würde
schähen im Tshinoof in Canada jeden:	kais = Fels.
Ich bin im Sanskrit verliebt in jeden	giri = Berg,
im Turrubul, Australien, in jeden:	nukung-gira,
in Arabien in jeden:	gir,
in Deutschland in jeden:	Giers- und Geiersberg,
in Mexiko in jeden:	hiri
und auf fettigem Boden in jeden:	Mer.—hir.

Die Hauptsache ist mir, daß jede Quacke oder Wacke oder wie sie sich sonst nennen mag, hübsch fest im Gelände steht, auch dann noch, wenn über mich selbst längst das Berggras weht.

Bergheil!

R. H. Viebach

Die Südwand

Rudolf Kobach

Mit Bildern vom Verfasser

Sonniger, windstiller Vorfrühlingstag — spät am Nachmittag.

Die Luft ist lau und lind und voller schmelzigem Duft und die Sonne wirft lange, weiche Schatten. Noch steht der Nadelwald schweigend und finster da und die Laubbäume sind fahl und nackt, als ob sie der warmen Frühjahrs-sonne nicht recht trauen wollten nach all der Winterstrenge. Man empfindet aber schon, daß neues Leben sich regen will. Die Knospen sind stärker geworden und einiges vorwitzige helle Grün ist hin und wieder zu entdecken. Die Weiden wispern und Klinkeln neckisch, und die Sinfen schlagen hell und freudig. Einzelne Muffen wirbeln frühen Reigen und ein einziger, überwinterter Zitronenfalter tänzelt ziellos in den blauen Duft hinein. Da stehen wir — der Kamerad und ich — in der Süd- wand der Vorderen Kleinen Gans, genau in der Falllinie der Pfeilerverschneidung. In

tieferm Schatten liegt dieser Winkel, aber darüber hinaus steilt lichtumflutet die mächtige Wand zum Himmel empor, die ihren Abschluß findet in finster drohendem, wuchtigen Überhang. Es ist fast, als ob um diese Stunde von dieser Wand ein magischer Bann ausstrahlt, dem wir zwei verfallen sind. Wir wollen, nein wir müssen —

durch den abweisenden, Falten dunklen Winkelriß hinauf in das Licht und die Wärme der Wand! Uns bindet das Seil zu ernster Fahrt. —

Um übereinanderliegende Platten habe ich in Achterschlingen mein Seil gelegt — eine einfache und zweckmäßige Selbstsicherung. Über mir steht der Freund am Winkel,

der den Schlüssel bildet der hohen, langen Wand. Er geht ihn an, kommt wenige Meter hoch — und geht zurück. Versuchs nochmals und muß wieder zurück! — Schweigsames Warten, Prüfen — kein Wort fällt. Ich verstehe, der Einstieg ist schwieriger geworden, seitdem im vorigen Jahr der eingekleitete Block herausgerissen wurde und Bergsteigerschicksal tragisch besiegelte. Er steht noch immer und wägt. Jetzt legt er die Schlinge — der Karabiner flingt ein und weiteres Prüfen. Stummes Warten im Fels vor schweren Stellen! Zur Ewigkeit scheint



es zu werden und für Führer und Sicherungsmann bedeutet es oftmals harten Prüfstein und mürbenden Kampf mit dem eigenen Ich. —

Wiederum setzt er an. Hochgezogenes Knie — Fuß spitz in den Riß gesetzt — die Rechte im Riß verkeilt und mit der Linken schmale Leisten als zierliche Griffe benutzend: so

richtet er sich hoch und setzt Hand und Fuß im Risse nach. Er kommt höher. Sicher in jeder Bewegung wiederholt es sich, bis er schließlich auf schmalem Sims die rechte Winkelwand anzuspitzen vermag. Saures Stück Arbeit — die Lungen gehen schwer. — Kurzes Verweilen am Ende des Risses — dann leichteres Stück bis zum Grunde des Pfeilerkamines, auf den ich — von gutem Standplatz gesichert — endlich nachkommen kann. —

Noch wenige Meter Kamin und wir stehen im wärmenden Sonnenschein auf schmalem Pfeiler. Hinter uns liegt die kalte, schattige Verschneidung — vor uns die sonnige, wärmestrahkende Wand; hinter uns der anstrengende Riß — vor uns die feine, saubere Wand! Doch du, drohender Dämon Überhang? Auch dich werden wir bezwingen! — Die Zeit drängt, wir können hier nicht verweilen. Er geht weiter. Packt die Wand. Langsam und sicher an kleinen, festen Griffen und Tritten kommt er Meter um Meter höher. Bald spreizend, bald senkrecht hochgehend: schwere Wand, zünftige Arbeit! Nicht einen Augenblick brauche ich um ihn zu bangen. Kein Stocken, immer im Fluß der Bewegung — Seilstück um Seilstück gebe ich aus. Der Quergang kommt. Halbwegs richtet er sich — einen Augenblick starf überhängend stehend — auf und geht weit hinüber den langen Gang zur Kanzel. Bald bin auch ich neben ihm. —

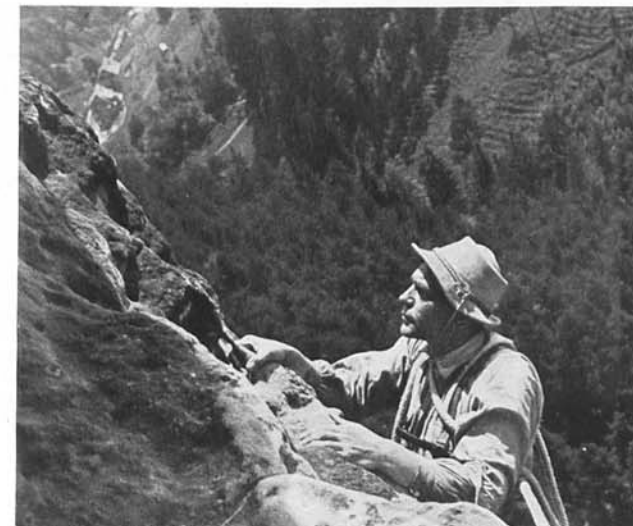
Es ist köstlich hier auf dieser lustigen Kanzel. Hoch sind wir über den Wipfeln, die tief unter uns im späten Abendlichte flimmern. Wie zierliches Spielzeug nehmen sich die ersten Rathener Häuser aus. Es ist eine feierliche Stille um uns. Wir wissen, daß wir als einzige Partie noch im Fels sind. Um den sonst zeitweise lauten Berg ist es ruhig geworden — auch die Freunde zog es hinab in das Tal. Hier müssen wir verweilen — ruhen aus in wärmender Sonne. Keiner spricht, jeder hängt seinen eigenen

Gedanken nach. Wir blinzeln in die Sonne, schläfern beinahe ein. Vergessen fast, daß der Weg zum Gipfel noch weit und wissen nicht wie lange wir sitzen. Zeitlos! — Die Sonne steht bedenklich tief! — —

„Komm!“ — „Ja!“ — Ich greife sichernd zum Seil. Er richtet sich auf und geht, hart über lotrechter Wand schreitend, ein gut Stück die Querung zurück. Antritt und Klimmzug — ich kann ihn nicht mehr sehen. Nur das Seil läuft in ausladendem Bogen nach oben. Es ist überhängend! Sand rieselt, fällt lautlos ins Leere! Richtig: tief zerfressen ist hier die Wand von Wind und Wetter, grob und flobig Griff und Tritt, morsch und sandig der Stein! Es ist Vorsicht geboten. Unwillkürlich fasse ich fester das Seil. Langsam gebe ich es durch — feine helle Streifen im Gegenlicht tänzeln an ihm entlang. — „Nachkommen!“

Vom mittleren Wandausbruch kommt es und dann kann ich sein Weitergehen zum Ring von hier aus sichern. Die Wand wird schwerer, fleingriffig, aber fest im Gestein. Je näher dem Gipfel, desto härter der Kampf! — Der Karabiner flingt wieder! — Wir stehen in schwindelnder Höhe, nahe dem Gipfel, weit überdacht, am Ring. Der Standplatz ist gut und bietet sicheres Arbeiten. Klar liegt der Weiterweg vor uns — schwer ist dies kommende Stück. Und als ob der Berg seinen letzten Trumpf gegen uns ausspielen möchte, grinst uns hämisch, drohend und finster der Überhang an! Können und Mut erfordert's, dieses letzte Bollwerk der hohen, schönen Wand zu überwinden! Es muß gehen! —

Einen kurzen Moment finden sich unsere Augen — Verstehen, ohne das ein Wort fällt! Kurzer Gang nach links zur schmalen Stirnseite der Wand, die den Überhang trägt. Seil gebe ich aus — es kommt zurück. Hoch steht der Kamerad senkrecht über mir. In duckender Stellung geht er in prickeln-



der Ausgesetztheit auf winzigen Simsen unter dem weitausladenden Dach. Sindet weit rechts drüben seine schwächste Stelle. Ich kann ihn gut beobachten; seine Sicherheit in diesem schwersten Stück des langen Weges wirkt beruhigend, überzeugend. Nochmals kurzes Verhoffen, dann packt er ihn kaltblütig und ruhig. Schmäler Tritt — links die Wölbung untergreifend — den Körper weit zurücklegend, greift die Rechte fühlbar über sich. Sindet Halt — die Linke greift nach — kurze Spanne hängt der Körper an einem Arm — hoch setzt der Fuß nach — nochmals — dann kann ich ihn nicht

mehr blicken. Nur das Seil läuft in weitem Bogen zu mir zurück. — Der Gipfel ist einsam, schon seit Stunden. Im letzten Abendlicht stehen nun noch wir zwei. Herzlich und fest ist der Händedruck. Leuchten ist in beider Augen, Freude spiegelt sich wieder über stillen, lebensbejahenden Kampf, Freude über köstlichen Sieg. — — Jrgendwo tief unten im Holze flört ein Amselhahn und versucht von neuem die alte Melodie, die rauher Winter ihn vergessen ließ. — Wir steigen — hinab in die waldvolle Schale, hinab in den Frieden des Tales. — —

* * *

Zu unseren Bildern

Die Kobach'schen Bilder sind an der Verschneidung und am mittleren Wandausbruch aufgenommen. | Die Klischees zu den Lichtbildern unseres Bergfreundes Walter Hahn stellte uns die Sächsisch-Böhmische Dampfschiffahrt-Aktiengesellschaft Dresden zur Verfügung. | Den Holzschnitt verdanken wir dem Bund der Xylographischen Anstalten Deutschlands, Gruppe Dresden. | Die Druckstöcke zu den Noten spendete Bergfreund Albert Schiefner.

R. H. Viebach

Bergsteigerlied

K. Kämpfe



Schaut von dort den Rehen zu, die am Quelle trinken.
Schaut wohl auch den Schönen nach, die von drunten winken.
Fällt der Tag in laue Nacht, hält er's mit dem Monde,
Sollt sich froh sein Gläschen raus, wenn er's so lang schonte.

Trinkt dem Licht der Sterne zu, lauscht dem Tannentrauschen.
Möcht mit keinem Kanzler nicht, nicht mit Fürsten tauschen,
Fühlt er sich doch selber Fürst mit der Felsenkrone,
Sicht auf ihr und trinkt auf ihr, Heil solch festem Throne!

Hat er dort genug regiert, seilt er ab vom Steine,
Sucht das schönste Lager auf, möglichst nicht alleine,
Denn zu zwei'n schläft's besser sich, wer darin erfahren,
Der mag solches Steigerglück schweigend sich bewahren.

Gedichte aus einem alten Gästebuch

F. P.

Allein und wandermüde saß ich oben, im Berggasthaus des Bärensteines. Draußen ging ein wetterwendiger Vorfrühlingsstag zur Ruhe. Drin im geheizten Gastzimmer fühlte ich mich gleich wieder heimisch. Mir gegenüber am Rundtisch saß ein Trupp junger Wanderer mit ihren Dirndl. Muntere Lieder erklangen, dazu Zitherbegleitung. Ein fürwitziger, schon ganz munterer, kleiner Salter umflatterte toll die Lampe. Franz, der Wirt, stand hinter der Theke und kaufte sich selbst ein Helles. Und ich saß allein am Honorationstisch, nippte an meinem Glas Roten und beobachtete all diese

kleinen Begebenheiten.

Aber für die Dauer ward dies langweilig. Ich holte mir daher ein altes Gästebuch, Jahrgang 1909/11 und blätterte darin. Bekannte Namen, ehemalige alte Klub- und Bergsteigergrößen tauchten auf. Gassenhauer, Blödsinn wechselten ab mit Schmiere-reien. Aber dazwischen Verse, Gedichte, wundervolle alte Gedichte. Unsere Bergsteiger-Senioren haben sie geschrieben, hergezaubert aus übervollem Herzen, aus empfindender Seele der Mutter Natur abgelaushtes, Freundschaftsworte, Bergsteiger empfinden. Mit einem Wort: Erleben



Pötzscha

mit Bärensteinen

Phot. Walter Hahn, Dresden-A. 24

spricht aus diesem Geschriebenen.
Und diese köstlichen Gedichte, diese Musen-
finder unserer Alten sollen hier oben in
Büchern weiter schlummern? Nein — her-
vor damit! Wir jüngeren Bergsteiger sollen
und wollen von neuem uns daran erfreuen.

Den Alten soll es ein Erinnern sein.
Aus der Fülle der Gedichte bringe ich einige
der schönsten. Willst du mehr haben, steige
hinauf zu den Berggasthäusern, laß dir
die Fremdenbücher geben und — du kannst
schwelgen in Erinnerungen.

Der junge Tag

Karl Emil Dittrich, 29. August 1909

Sei du willkommen, junger Tag,
mit Lerchensang und Finkenschlag,
mit lauem Wind und Sonnenschein
trittst du in diese Welt hinein.
Sei tausendmal begrüßt,

Frau Nachtigall, die kaum ihr Lied
beendet hat, ist nimmermüd'.
Die Flügel dehnt und streckt sie lang,
sie fliegt ins Tal, zum Bergeshang
und lobet Gott den Herrn.

Der Schmetterling auf grüner Au
setzt sich im frischen Morgentau.
Der Käfer reibt die Augen sich,
ihm wird so wohl, so wonniglich
und träumt leis vor sich hin.

Der junge Tag so wunderschön,
du gehst im Grund du steigst auf Hö'n.
Du bist er, der die Menschenbrust
erfüllt mit neuer Lebenslust
und frischem Schaffensmut.

6. September 1909

Ich stand auf Bergeshalde, als heim die Sonne ging
und sah, wie über'm Walde des Abends Goldnetz hing.
Des Himmels Wolken tauten der Erde Frieden zu.
Beim Abendglockenläuten ging die Natur zur Ruh.

Das Bündel

Karl Emil Dittrich, 17. November 1909. Bußtag

Uns allen hat der liebe Gott beim Eintritt in das Leben
ein Bündel gut und wohlverschnürt mit in die Hand gegeben.
So lange wir den Pilgergang auf dieser Erde gehen,
trägt jung und alt, trägt arm und reich das Bündel ungesehen.
Bald ist es leicht, bald ist es schwer, bald drückt's uns gänzlich nieder.
Doch keiner wirft's zur Erde fort — und tut er's, hebt er's wieder
Mein Bündel trug ich wohlgemut in allen Lebenslagen
und ohne Murren will ich's auch gern bis zum Tode tragen.

Wandrer's Glück

Fred Gottschald, 24. Juli 1910

Und ist der Sonntag erst erwacht in goldner Morgenpracht,
dann nehm ich frisch und wohlgenut, den Mantel, Stab und Lodenhut
und zieh' hinaus in's Weite, mein Schätzlein mir zur Seite.
Dann wandern wir im Sonnenschein in Gottes weite Welt hinein.
Im Wiesental, im Bergeshang, allüberall der Vögel Sang
grüßt hell in hehrer Weihe die Sonne und uns Zweie.
Und dann, wenn heiß der Mittagsstrahl hernieder scheint ins Tal,
da halten wir im Walde Rast, fern von der Großstadt wilder Hast
und ruhen unter Bäumen — und träumen, träumen, träumen.

Fred Gottschald, 7. August 1910

Ein Tautröpflein am grünen Zweig,
das glänzt so silberrein.
Drin spiegelt sich die ganze Welt
im Morgensonnenschein.

Da sah ich, was das Firmament umspannt,
so winzig klein
hier ein Gefilde, da den Wald
und dort ein Alpdörflein.

O Welt, du täuschest mir so groß,
so unermesslich weit.
Hier sah ich dich im Tautröpflein,
in kleinster Winzigkeit.

Georg Habicht, 29. Januar 1911

Ich habe gesucht und hab' es gefunden,
was immer schon mein Herz verlangt
schreib ich hier frei und unumwunden —
zu goldenen Lettern es frängt.

Freundschaft ist's. —
Das größte und schönste auf dieser Welt,
weil in Gefahr und allen Sorgen
stets die Treue sie hält.

Fred Gottschald, 2. Juli 1911

Dort wo die Quelle rauscht in's Tal,
da setz' ich sinnend mich auf rauhen Stein.
Und wie der Knabe lauscht zur Dämmerstunde,
der alten Märchen aus der Mutter Munde,
so hör gespannt ich auf der Quelle Wort
und möchte nimmer, nimmer von ihr fort.

Was weiß sie alles doch von Lust und Freud',
von Liebesglück, von Sorgen und von Leid.
Bald klingt's da, wie mächtiger Männerchor,
daß sich das Herz zum Himmel schwingt empor,
bald murmelt es wie ein Geheimnis fort,
wie Märchen wohl vom Nibelungenhort.
Bald plätschert's lustig wie aus Kindermund
und bald verstummt — still wird's im kühlen Grund.

So murmelt, rauscht und flüstert hell und klar
ein Märchen fort, alt und wahr.
Und wie der Knabe lauscht zur Dämmerstunde
der alten Märchen aus der Mutter Mund,
so hör' gespannt ich auf der Quelle Wort
und möchte nimmer, nimmer von ihr fort.

Am Grab des Bergkameraden

(zum 2. Todestage Toni Schmid's)

K. W. Streit

Du hörst nicht mehr die Alpenwiese klingen,
siehst nicht den Fels mit seinem Flammenschild.
Wenn silbern Wasser aus den Schluchten quillt,
bringt dich das nimmermehr zum Singen.
Gottvaters dunkles Machtwort gilt.

Nicht grüßen Berge dir mit Wolkenhüten
ein Locken und Willkommen zu.
Im Anstieg mitten rief es dich zur Ruh.
Grausame Hand griff einen Nimmermüden
und drückte ihm die Sehnsuchtsaugen zu.

Oft ist auf deinem eigenwilligen Pfade,
der schmal und schwindelnd durch die Wände kroch,
der Tod um dich gewesen, nah bei Grat und Joch.
Doch, wo die Gipfel gleissen, wächst die Gnade.
Und mit der kühnsten Zacke lebst du heute noch.

Du lebst noch, wenn man auch zu Grabe
gebracht den Leib. Sanft überweht ihn Wolkenflor.
Mit jedem Morgenleuchten steigst du neu empor,
voll starken Atems wie ein trotziger Knabe,
der sich den Kampf als frühes Spiel erkor.

So ist dein Geist bei firneblanken Riesen.
Ich glaub auch nicht, daß je dein Seil zermürbt,
und daß dein Pickelstahl im Rost verdirbt;
als Wunder wird aus ihnen Leben sprießen,
so wie dein Beispiel innig um Gefolgschaft wirbt.

Ein vergessener Gipfel

W. Fritsche

Ein Tag im Mai. — Der Himmel war
so blau wie noch nie. Eine einsame schnee-
weiße Wolke segelte im Äther, aber ganz,
ganz langsam, als befürchtete sie, den Frieden
zu stören, der über Wald und Fels sich
ausbreitete.

Ein Falke flog aus seinem Horst in der
Wand in meisterhaften Kurven um Turm
und Grat weit über den Grund. Die Wolke
näherete sich immer mehr der Sonne und

die Schatten frohen heran in Tal und
Felswand.

— „Wolke weg!“ — Hell und klar flang
eine Stimme, und eifrig sprang das Echo
von Wand zu Wand. Auf dem Gipfel des
Brandfegels richteten sich zwei Bergsteiger
auf, und noch einer und noch einer. Böse
schauten sie nach der Wolke, die ihnen die
köstlichen Strahlen raubte. Und die Wolke
verstand und drückte sich seitlich. Alles lag



Toni Schmid

wieder in goldenem Glanze, und, zufrieden schnaufend, streckten sich die vier wieder aus, um, weltentrückt, ihr Gipfelglück zu genießen. —

Wenn man die Brandstufen verläßt und den verfallenen und verwachsenen Pfad geht, der an den Habersack-Wänden hinführt, hoch über dem „Tiefen Grund“, da ist es, als wenn man hinter sich eine Türe zuschlägt und eine große stille Halle betritt. Der Pfad windet sich um Buchten und Riffe. Teilweise ist er so verwachsen, daß man gebückt gehen muß. Ganz plötzlich steht man dann vor der wuchtigen Säule des Brandkegels. Trohig steht er an der Spitze eines Riffes, als wollte er das Vordringen in die geheimnisvolle Wildnis verhindern, und nur gar zu gern ließen sich die vier Bergsteiger aufhalten, um den Kampf mit dem Recken aufzunehmen.

Durch tunnelartiges Geflüst gelangt man in die Scharte zwischen Turm und Riff, und hier beginnt der Weg, der zum Gipfel führt. — Ein gewaltiger Hunger setzte sich aber erst mal ganz energisch durch. Die Rucksäcke wurden geöffnet und bald kauten alle mit vollen Backen. Die Vögel gaben ein Konzert, der Wald duftete, die Bäume rauschten. — „Haben wir eine sonnige Jugend!“ — philosophierte einer. —

„Der Anstieg sieht aber böß aus!“ — Durch diese Worte war wieder das Augenmerk aller auf den Turm gerichtet. Ein Kundiger sagte: „Wir müssen gleich am Anfang bauen, dann ist es nicht mehr so schlimm.“

So nebenbei hatten sich alle fertig gemacht. Das Seil wurde entrollt, der Größte stellte sich an die Wand, und schon turnte der Führer an ihm empor. — So ein menschlicher Steigbaum ist ein schönes Gebilde: Die wuchtige Stellung des Untermannes, regungslos, mit gespannten Muskeln — ein Bild uriger Kraft. Oben der Führer, sich leicht machend, in fast eleganter Haltung, den Blick prüfend nach oben, und vorsichtig

tasteten die Hände die winzigen Griffe ab, ob ihrer Haltbarkeit. Dann ein Klimmzug, der Untermann atmet auf, der Führer ist an die Wand getreten. Das Wandstück ist nicht leicht, kleine Griffe und überhängend. Das kostet „Pfeffer“, wie man so sagt. Man muß sich schräg nach rechts halten, da gelangt man auf ein Band, und schon ist das Schlimmste überwunden. Dann sitzt man auf einer Kanzel und umarmt eine liebe kleine Birke, die dort ein recht kümmerliches Dasein hat und doch mit ihren flimmernden goldig-grünen Blättern unendlich viel Freude macht. Außerdem stellt sie sich mit ihren bescheidenen Kräften uns auch noch zur Sicherung zur Verfügung. —

„Herzlichen Dank, kleine Birke.“ — Eine Riß-Spur vermittelt den Weg weiter über eine Wandstufe zum nächsten Band. Die Kletterei ist eine wahre Lust. Griffe in allen Größen. „Für jedermann zur Auswahl, bitte schön!“ Schade, nur wenige Meter sind es — es müßten hundert sein. Auf dem nächsten Band geht der Führer nach links und gelangt so vor den Einstieg zum Schlußkamin.

Schon geraume Zeit stand er nun da. Immer wieder versuchte er mit dem rechten Arm in den Kamin hineinzukommen. Gespannt beobachteten die anderen von unten ihren Vorsteiger. Endlich fragten sie: „Es ist wohl recht finster da oben?“ — „Ach, Griffe sind schon da, aber da muß ich links hinein, und ich kann mich hier nicht drehen.“ Nach kurzem Überlegen ging er das Band vorsichtig zurück. Dann legte er bedächtig eine Schlinge und versuchte es noch einmal. Diesmal drehte er sich aber mit dem linken Arm hinein. Und — sich mal einer an — jetzt ging es ganz leicht. — Warum denn nicht gleich so?

Der Kamin selbst ist leicht. Hell klang das „Heil“ des Führers und bald darauf standen die vier vereint auf hoher Gipfelwarte. Großartig ist der Tiefblick. — Der ganze

„Tiefe Grund“ gleicht einer großen, grünen Mulde. Nur an wenigen Stellen sieht man in der Tiefe die Straße. Herrlich schön ist die Ruhe ringsum. — Wenn man auf dem Rücken liegt und die Augen schließt, dann ist ein ganz leises Singen und Klingen in der Luft, wie eben im Mai auch die Luft singt und klingt. Und öffnet man die Augen wieder und schaut in die Ferne, dann sieht man die Welt wie durch grünes Glas. — So verrinnen Stunden. — Dann zieht einer das Seil durch den alten verrosteten Gipfelring und singt dabei: „Von meinen Bergen muß ich scheiden“ —

Man gleitet hinunter an überhängender Wand. Dort führt der Nordwestweg heraus. Mit leichtem Gruseln wird der schier unmögliche Riß bestaunt.

Das ist etwas für große Köhner. Wie mag es wohl dem Erstbegeber zu Mute gewesen sein, als ihn einst der Berggeist über diese lustige Seite zum Gipfel lockte? —

„Kling, klang“ sagte der alte Gipfelring zum Abschied, als das Ende des Seiles hindurch schlüpfte. —

Die Bergfreunde verschwanden um das Riff. —

Und weiter träumte der „Tiefe Grund“.



Schmilka

phot. Walter Hahn, Dresden-A. 24

Elbefahrt

R. Z.

Heute haben wir Kletterschuh und Seil mit dem Saltboot vertauscht und müssen daher „Eglichs“ von den Bergfreunden einstecken, die mit uns in Schmilka den Zug verlassen. Fröhlichen Mutes schreiten wir zur Elbe hinunter, und unsere Last sinkt zu Boden. Der letzte Sonntag hatte uns völlige Vertrautheit mit dem Wasser gebracht, denn alle Schleusen des Himmels waren geöffnet, als wir dem Hirschsteine zuwanderten. In den Schuben glückte das Wasser, und in unseren tief sinnigen Betrachtungen war oft

vom Saltbootfahren die Rede, und die Idee zur heutigen Fahrt wurde in dem Moment geboren, als Karl beim Überspringen eines Baches ausrutschte und ein unfreiwilliges Bad nahm. Trotz aller Freundschaft habe ich unbändig gelacht, was von Karl als Zeichen schlechten Charakters ausgelegt wurde. Der Kampf mit dem Boot beginnt. Laut Prospekten der Saltbootwerften baut man das Boot in 7 Minuten auf. Wir schaffen es in einer halben Stunde, und froh aufatmend trocknen wir uns die trotz aller

wieder in goldenem Glanze, und, zufrieden schnaufend, streckten sich die vier wieder aus, um, welkentränkt, ihr Gipfelglück zu genießen. — —

Wenn man die Brandstufen verläßt und den verfallenen und verwachsenen Pfad geht, der an den Haberjack-Wänden hinführt, hoch über dem „Tiefen Grund“, da ist es, als wenn man hinter sich eine Türe zuschlägt und eine große stille Halle betritt. Der Pfad windet sich um Buchten und Riffe. Teilweise ist er so verwachsen, daß man gebückt gehen muß. Ganz plötzlich steht man dann vor der wuchtigen Säule des Brandfegels. Trotzig steht er an der Spitze eines Riffes, als wollte er das Vordringen in die geheimnisvolle Wildnis verhindern, und nur gar zu gern ließen sich die vier Bergsteiger aufhalten, um den Kampf mit dem Recken aufzunehmen.

Durch tunnelartiges Geflüst gelangt man in die Scharte zwischen Turm und Riff, und hier beginnt der Weg, der zum Gipfel führt. — Ein gewaltiger Hunger setzte sich aber erst mal ganz energisch durch. Die Rucksäcke wurden geöffnet und bald faulen alle mit vollen Backen. Die Vögel gaben ein Konzert, der Wald duftete, die Bäume rauschten. — „Haben wir eine sonnige Jugend!“ — philosophierte einer. — —

„Der Anstieg sieht aber böß aus!“ — Durch diese Worte war wieder das Augenmerk aller auf den Turm gerichtet. Ein Kundiger sagte: „Wir müssen gleich am Anfang bauen, dann ist es nicht mehr so schlimm.“

So nebenbei hatten sich alle fertig gemacht. Das Seil wurde entrollt, der Größte stellte sich an die Wand, und schon turnte der Führer an ihm empor. — So ein menschlicher Steigbaum ist ein schönes Gebilde: Die wuchtige Stellung des Untermannes, regungslos, mit gespannten Muskeln — ein Bild uralter Kraft. Oben der Führer, sich leicht machend, in fast eleganter Haltung, den Blick prüfend nach oben, und vorsichtig

taften die Hände die winzigen Griffe ab, ob ihrer Haltbarkeit. Dann ein Kimmzug, der Untermann atmet auf, der Führer ist an die Wand getreten. Das Wandstück ist nicht leicht, kleine Griffe und überhängend. Das kostet „Pfeffer“, wie man so sagt. Man muß sich schräg nach rechts halten, da gelangt man auf ein Band, und schon ist das Schlimmste überwunden. Dann sitzt man auf einer Kanzel und umarmt eine liebe kleine Birke, die dort ein recht kümmerliches Dasein hat und doch mit ihren flimmernden goldig-grünen Blättern unendlich viel Freude macht. Außerdem stellt sie sich mit ihren bescheidenen Kräften uns auch noch zur Sicherung zur Verfügung. —

„Herzlichen Dank, kleine Birke.“ — Eine Riß-Spur vermittelt den Weg weiter über eine Wandstufe zum nächsten Band. Die Kletterei ist eine wahre Lust. Griffe in allen Größen. „Für jedermann zur Auswahl, bitte schön!“ Schade, nur wenige Meter sind es — es müßten hundert sein. Auf dem nächsten Band geht der Führer nach links und gelangt so vor den Einstieg zum Schlußkamin.

Schon geraume Zeit stand er nun da. Immer wieder versuchte er mit dem rechten Arm in den Kamin hineinzukommen. Gespannt beobachteten die anderen von unten ihren Vorsteiger. Endlich fragten sie: „Es ist wohl recht finster da oben?“ — „Ach, Griffe sind schon da, aber da muß ich links hinein, und ich kann mich hier nicht drehen.“ Nach kurzem Überlegen ging er das Band vorsichtig zurück. Dann legte er bedächtig eine Schlinge und versuchte es noch einmal. Diesmal drehte er sich aber mit dem linken Arm hinein. Und — sich mal einer an — jetzt ging es ganz leicht. — Warum denn nicht gleich so?

Der Kamin selbst ist leicht. Hell flang das „Heil“ des Führers und bald darauf standen die vier vereint auf hoher Gipfelwarte. Großartig ist der Tiefblick. — Der ganze

„Tiefe Grund“ gleicht einer großen, grünen Mulde. Nur an wenigen Stellen sieht man in der Tiefe die Straße. Herrlich schön ist die Ruhe ringsum. — Wenn man auf dem Rücken liegt und die Augen schließt, dann ist ein ganz leises Singen und Klingen in der Luft, wie eben im Mai auch die Luft singt und klingt. Und öffnet man die Augen wieder und schaut in die Ferne, dann sieht man die Welt wie durch grünes Glas. — So verrinnen Stunden. —

Dann zieht einer das Seil durch den alten verrosteten Gipfelring und singt dabei: „Von meinen Bergen muß ich scheiden“ —

Man gleitet hinunter an überhängender Wand. Dort führt der Nordwestweg herauf. Mit leichtem Gruseln wird der schier unmögliche Riß bestaunt.

Das ist etwas für große Köhner. Wie mag es wohl dem Erstbegeber zu Mute gewesen sein, als ihn einst der Berggeist über diese lustige Seite zum Gipfel lockte? — —

„Kling, Flang“ sagte der alte Gipfelring zum Abschied, als das Ende des Seiles hindurch schlüpfte. —

Die Bergfreunde verschwanden um das Riff. — —

Und weiter träumte der „Tiefe Grund“.



Schmilka

phot. Walter Hahn, Dresden-A. 24

Elbefahrt

R. Z.

Heute haben wir Kletterschuh und Seil mit dem Saltboot vertauscht und müssen daher „Eklisches“ von den Bergfreunden einstecken, die mit uns in Schmilka den Zug verlassenen. Fröhlichen Mutes schreiten wir zur Elbe hinunter, und unsere Last sinkt zu Boden. Der letzte Sonntag hatte uns völlige Vertrautheit mit dem Wasser gebracht, denn alle Schleusen des Himmels waren geöffnet, als wir dem Fährsteine zuwanderten. In den Schuben gluckste das Wasser, und in unseren tiefsinnigen Betrachtungen war oft

vom Saltbootfahren die Rede, und die Idee zur heutigen Fahrt wurde in dem Moment geboren, als Karl beim Überspringen eines Baches ausrutschte und ein unfreiwilliges Bad nahm. Trotz aller Freundschaft habe ich unbändig gelacht, was von Karl als Zeichen schlechten Charakters ausgelegt wurde. Der Kampf mit dem Boot beginnt. Laut Prospekten der Saltbootwerften baut man das Boot in 7 Minuten auf. Wir schaffen es in einer halben Stunde, und froh aufatmend trocknen wir uns die trotz aller

Morgenfrische schweißbedeckte Stirn. Wir biegen uns gegenseitig unser Rückgrat wieder gerade und heben das Boot ins Wasser. Freund Karl, der Unglücksrabe, ist barfuß und tritt in einen Glascherben. Wir haben für eventuell eintretende Beschädigungen der Bootshaut einige Meter Leukoplast mit, und Karl bekommt ein schönes Pflaster. Harmlos bemerke ich, besser der Fuß als das Boot, doch das will Karl nicht recht einsehen und murmelt etwas von fortschreitender Gemütsverrohung. Wir vertrauen unser Gepäck, vergessen dabei beinahe die Schube, steigen ein und sind mit einigen Schlägen mitten im Strom. Wir wenden uns dem anderen Ufer zu, denn wir wollen Freund Arno guten Morgen wünschen. Wir haben Glück, er steht vor seinem Elb-Hotel und späht teils nach Gästen, teils nach dem Wetter aus. Wir rufen ihm zu, daß wir heute auf seinen Kaffee verzichten, und ehe er sich von seinem Staunen erholt hat, sind wir ein Stück weiter. Vertraute Gipfel tauchen auf, Bismarckfels, Elbtalwächter und jetzt der Teufelsturm. „Weißt du noch?“ und schon sind wir bei dem schier unerschöpflichen Thema der Felsfahrten angelangt. Die Schrammsteinkette kommt näher. Wir grüßen dich Torstein. Im Sommer schenkest du uns herrliches Bergerleben, als wir durch die Südwand dich bestürmten, doch auch eine Winterfahrt ist in dem Kranze unserer Erinnerungen eingeflochten. Damals war es, als du dich gegen uns mit eisgepanzelter Rinne wehrtest. Schon glaubten wir an leichten Sieg, doch die letzten Meter waren fast unmöglich. Wenn wir wenigstens ein Taschenmesser bei uns gehabt hätten, um Kerben in den Eisüberzug meißeln zu können. So nahmen wir unsere letzte Zuflucht zum Übereinanderstellen. Wintersonne, Blicke ins weiße Land, lachende Herzen schenkte uns dein Gipfel. — Rechts öffnet sich der Zahnsgrund. — Die Jahre verflogen, gemächlich

steigen wir jetzt Sonntags bergen. Wir kommen ja zurecht, und doch gab es eine Zeit, wo wir im Eilschritte zum Fels hasteten. Dem neuen Weg galt es, vielleicht hatte der andere Klub von unserem Problem erfahren, und uns sollte doch der Sieg gehören. Wir sind besinnlicher geworden, bescheidener im Ziel, doch der Lohn dünkt uns schöner. — Möven jagen über uns hinweg, und am Ufer erheben sich schwerfällig Krähen, die Luft mit heiseren Geschrei erfüllend. Wir haben die Paddel eingezogen und lassen uns von der Strömung an Postelwitz und Schandau vorübertragen. Der Lilienstein baut sich auf, da reißt uns ein Kettenschlepper aus unseren Träumen. Raselnd kommt er uns entgegen, und dicker Qualm entquillt seinem Innern. Die aufgeworfenen Wellen stehen in keinem Verhältnis zu seinem Spektakel, und leise schaukelnd tänzeln wir über sie hinweg. Jetzt sind wir unterhalb des Königsteins. Trotzig, die Elbe beherrschend, liegt der alte Gefelle da. Wechselvolles Schicksal hat er erlebt. Festung - Celestiner Kloster - Staatsgefängnis - wieder Festung, nach dem Kriege militärisches Genesungsheim und schließlich frohes Wanderziel sind Etappen seines Weges. Hunderte Besucher sehen jetzt jeden Sonntag mit frohen Augen ins Land, wohl die schönste Bestimmung. Der Strom macht eine Biegung. Wieder erscheint der Lilienstein. An aufgelassenen Steinbrüchen gleiten wir vorüber. Die Rathener Felsenwelt zeigt sich, jetzt die Lokomotive. Wir denken an unser Herzklopfen vor dem ersten Überfall zur Elbe. Am Einsiedler legen wir zu kurzer Rast an. Dann treiben wir an Rathen vorbei. Heil dir Mönch. Ersten Gipfelsieg beschertest Du uns. Deinen Ostweg fanden wir mittels Kompasses, Fletterten in Strümpfen nach oben und fühlten uns als Herren der Welt. Die Höhle schien uns romantikumwebt. Das Mittelalter zog auf, wir waren ja selbst Troßknechte, die ins Land spähten. Die



*Bad Schandau
Schrammsteinkette*



Festung Königstein



*Rathen
Talwächter und Lokomotive
sämtlich phot. Walter Hahn.
Dresden-A. 24*

Gipfelftunde mit dem Mönch da oben erschien uns weltfernes Erleben. Erst der Abstieg rief uns in die Wirklichkeit zurück und Leibriemen und Hosenträger waren die Vorläufer unserer Seile. Ein wenig wehmütig denken wir an unsere ersten Fahrten. Was tats, als wir zur Eule wollten und an den Höllenhund gerieten. Erinnerst Du dich noch Freund, als wir den Kletterführer mit eifergeröteten Wangen und innerlich glühend immer und immer wieder lasen? — Wehlen ist in Sicht. Oben auf unserer Hütte wissen wir Thumm Hans, der uns mit sorgender Hand ein Kleinod, unseren Pflanzengarten, begt. Die starken Krümmungen des Stromes sind vorüber und der Blick umfaßt das langgestreckte Elbtal. Die Pirnaer Elbbrücke taucht auf, jetzt der Sonnenstein. Im Jahre 1811 wurde darin die Landesirrenanstalt untergebracht. Viel Kriegsnot sind darüber hinweggegangen. Trotzig widerstand es 1639 den Schweden, aber im siebenjährigen Kriege wechselte das Schloß mehrmals den Besitzer. — Hinter Pirna verflachen sich die Ufer und wir legen tüchtig

los und eilen in schneller Fahrt an Pratzschwitz und Birkwitz vorüber. Ein tschechischer Schlepper kommt hinter uns angejagt und wir haben jetzt aufzupassen, um die Wellen richtig zu schneiden. Die Elbinsel reizt zum Landen, doch ist es nicht gestattet, da die Insel zum Naturschutzgebiet erklärt worden ist, und wir respektieren gern das Verbot. Am Pillnitzer Schloß tummeln sich Ausflügler und an der Dampfschiffhaltestelle daneben stehen hunderte von Personen, die aufs Schiff warten.

Schon bleibt das Schloß mit seinem chinesischen Dach und seinen seltsam bemalten Griesen zurück. Gegenwind kommt auf und wir greifen zum Paddel. Loschwitz erscheint, schon sind wir unter der Brücke. Jetzt fesseln die Albrechtsschlösser das Auge. Dresden in Sicht und im scheidenden Sonnenlichte lassen wir uns durch die Brücken treiben. Im Ostragehege gehen wir an Land und bauen unser Boot ab. Herrliche Fahrt lag hinter uns und sonnengebräunt und mutersfüllt gehen wir dem grauen Alltag entgegen.



Unsere Stadtheimat



Alter Wildenstein

(Bloßstock, Hoher Torstein, Falkenstein, Hohe Liebe)

Aus: Heft Nr. 30 der Geschichtlichen Wanderfahrten. Verlag C. Heinrich, Dresden-N. 6

Der Reichssportführer an die deutschen Bergsteiger

Im Getriebe des durch die nationalsozialistische Revolution gesteigerten Lebens in den deutschen Leibesübungen stand bisher das deutsche Bergsteigen bescheiden im Hintergrund. Nicht deswegen lag diese Stille über dieser Art der Leibesübungen, weil Bergsteigen eine kleine unbedeutende Gruppe von Alleingängern umfaßt, sondern weil das Bergsteigen als Leibesübung einen bestimmten Typ von Menschen nicht nur erzieht, sondern schon voraussetzt. Die meisten Gruppen des volkstümlichen Sportes begnügen sich häufig mit einem Erziehungsziel, das das Bergsteigen als Voraussetzung für sich in Anspruch nehmen muß. Bergsteigen bedeutet in jedem Fall Kampf mit der Natur; und mit diesem Kampf ist wohl eine Schulung des Leibes und eine Erziehung des Charakters verbunden, aber es muß von vornherein ein kämpferischer Mensch mit geschultem und gewandtem Leib in diesen Kampf mit den Bergen treten, wenn er als Sieger aus diesem Ringen hervorgehen will. Dazu kommt, daß Menschen, die den harten, aufs Ganze gehenden Kampf gewöhnt sind, immer stille und bescheidene Naturen sind, Menschen, die wissen, wie sinnlos es ist, viele und laute Worte um eine Sache zu machen, die nicht das Wort, sondern die Tat erfordert. Bergsteiger sind immer Tatmenschen und nicht Schönredner! Tatmenschen wird es auch immer in den Kampf mit den Bergen ziehen. Ich weiß sehr wohl den Wert der deutschen Bergsteiger in der Gesamtheit der Menschen des deutschen Sportes zu schätzen und zu würdigen, und ich bin überzeugt, daß gerade sie im ganzen eine Mannschaft darstellen, auf die ich mich als Führer der deutschen Leibesübungen verlassen kann, denn die Bergsteiger brauche ich nicht das Kämpfen zu lehren, weil Bergsteigen selbst Kämpfen bedeutet.

Der Reichssportführer:

Berlin, im April 1934

v. Tschammer und Osten.

Der Deutsche Bergsteiger- und Wanderverband

Paul Bauer

Beim Aufbau der offiziellen Organisation der deutschen Leibesübungen sind die Bergsteiger zusammen mit den Wanderern und verwandten Gruppen zu einer Fachsäule vereinigt worden. Diese Fachsäule, der „Deutsche Bergsteiger- und Wanderverband“, ist ein echtes Kind der neuen Zeit mit ihrem ausgeprägten Sinn für große Zusammenschlüsse. Sie umfaßt erstmals die verschiedenen Gruppen all derer, die hinausziehen ins Freie, um dort im Bewußtsein der Verbundenheit mit Berg und Tal, mit Feld und Strauch — nahe der Natur ihren Körper zu tummeln in Bewegungen, die an sich keiner besonderen Kunstfertigkeit bedürfen, die sich vielmehr aus der Freude an der Bewegung des Körpers und aus der Gestaltung der Landschaft ursprünglich entwickeln.

Zur großen deutschen Sportgemeinde gehörten diese Gruppen früher nicht, denn die Bergsteiger und Wanderer ließen ihr Tun niemals unter das unterordnen, was die große Masse als Sport ansah. Sie kämpften vielmehr einen erbitterten Kampf, um den Sportbegriff, der im Sportteil der Zeitungen — nicht so sehr auf den Sportplätzen selbst — ehemals in Erscheinung trat, aus ihren Reihen fern zu halten.

In den Sportgremien des Reiches, der Länder und der Städte hat man sich früher auch um die Tätigkeiten, die nun der Deutsche Bergsteiger- und Wanderverband betreut, nicht gekümmert, denn sie lassen sich schwer organisieren, sie eignen sich nicht zu Schaustellungen, nicht zu Wettkämpfen, nicht zu Rekorden, es sind damit keine Preise und Lorbeeren zu gewinnen. — Dessen ungeachtet haben die Bergsteiger und Wanderer die besondere Aufgabe, die ihnen auf dem Gebiete der Erziehung und Erfrischung des Volkes zukommt, stets gefühlt und erfüllt.

Ihre Arbeit ist auch stets anerkannt worden. Es war eine Wandlung des Begriffes Sport nötig, wie sie durch die nationale Erhebung und durch die Rückkehr des Volkes zum Einfachen und Natürlichen angebahnt wurde, damit man die Bergsteiger und Wanderer in den Reichssportführerring einbeziehen konnte.

Trotzdem sind wir im Reichssportführerring — es kann nun offen gesagt werden — noch nicht so ganz heimisch gewesen. Im deutschen Reichsbund für Leibesübungen hingegen fühlen wir uns von vorne herein zu Hause, denn Leibesübungen im besten, im natürlichsten Sinn des Wortes ist das Wandern, das Bergsteigen und das Freiluftleben von jeher gewesen.

Das gemeinsame Band, das diese Betätigungen innerhalb des Deutschen Bergsteiger- und Wanderverbandes zusammenhält, ist die enge Verbindung mit der Landschaft, in die dessen ganzes Leben, dessen ganze Tätigkeit hinausverlegt ist. Das Einswerden mit Licht und Luft und Sonne, das Versenken in die Landschaft in allen ihren geschichtlichen und geographischen Beziehungen und schließlich der trotzige Kampf zur Eroberung der letzten, der unzugänglichsten Bergspitzen, der wildesten gigantischsten Felswände, das sind nur verschiedene Ausdrucksformen der gleichen Grundeinstellung.

Ein zweites Band ist: daß hier Leibesübungen in anderer Weise gepflegt werden, als in den anderen Verbänden. Nicht Wettkämpfe, nicht mit Meter und Stoppuhr nachzumessende Leistungen, nicht Schaustellungen sind das Ziel und die letzte Krönung der Arbeit in den Vereinen des DBWV. Aber das hindert nicht, daß die Schulung des Körpers doch auch hier im Mittelpunkt der ganzen Tätigkeit steht. An Breitenarbeit

zur Gefundung des Leibes geschieht hier ebensoviel wie anderweitig. Die Leistungen, die erzielt werden, stehen zum Teil weit über anderen, aber sie genügen sich selbst und verlangen nicht nach Anerkennung.

Daß das einfache, für jeden leicht faßliche Ziel fehlt, daß die Einzelleistung keine rauschende öffentliche Anerkennung findet, daß die Arbeit des Vereins nie durch einen großen Sieg gekrönt wird, das erschwert die Tätigkeit der Vereine — aber es veredelt sie auch — denn es zwingt dazu, an die Stelle dieser

Aus den Mitteilungen der Gruppe Bergsteigen im D.B.W.V.

einfachen, primitiven Triebfedern, die uns fehlen, andere von geistiger Art zu setzen. Und das ist das dritte Band, das sich um die Vereine des DBWV. schlingt: daß sie ihren Mitgliedern höhere Motive als Triebfeder einpflanzen müssen und daß sie letzten Endes immer wieder an das Geistige und Sittliche Anlehnung zu suchen haben, um ihre Berufung zu fühlen und um die Kraft und Begeisterung für ihre Arbeit wach zu erhalten.

Der Bergsteiger

Hans Moldenhauer

*Jahre versickern wie Tropfen im Sand.
Und mit den Jahren schleichst du vorüber.
schleppst du vom Morgen zum Abend dein Joch.
Trägst mit der Bürde der täglichen Pflicht
bitter erkennend die Jugend hinweg.*

*Einst aber wird sich die Stunde erfüllen,
die einen silbernen Pfad dir bereitet,
die dich erhebt über Menschen und Tiefen
und dich zu Sonne und Sternen geleitet — — :
Aufgewühlt stehst du im brausenden Glück!*

*Und zwingt dich auch wieder hinab
dein erdgebundenes Blut.
und gliedert ein hartes Geschick
dich ein in die wandernde Kette, —*

*nun sehreitest du aufrecht dahin
und stolz auf endloser Straße.
bist Quell in der Wüste des Tags
und strahlendes Licht in der Nacht.*

*ein König der schwankenden Schar,
ein Fels im brandenden Meer!*

Bergsteiger sind heroische Menschen. Ihr höchstes Fest, das sie alljährlich zur Sonnenwende inmitten der Heimatberge begehen, kennt keine Trauer, selbst dann nicht, wenn ihrer Tradition zufolge der im Felde und der im Fels gebliebenen Bergkameraden gedacht wird. Kampfnaturen sind gewohnt, dem Tode ins Antlitz zu schauen. Es ist ihr heiliges Recht, daß sie anders denken als Stubenhocker, und es ist selbstverständlich, daß ihre Kameradschaft den Tod überdauern muß. Eine Gedächtnisstunde am Ehrenmal der gefallen Bergsteiger auf der hohen Liebe oder am lodernden Holzstoß im Bergwalde ist in ihrem tiefsten Sinne das unauslöschliche Treuebekenntnis der Lebenden ihren toten Bergfreunden gegenüber.

+ + +

Dem Gedächtnis der zahlreichen eingegangenen Bergsteigerklubs sei folgende Geschichte gewidmet, gleichviel, ob die Mehrzahl ihrer Mitglieder den Tod fürs Vaterland auf fremder Scholle und fern ihrer lieben Heimatberge erleiden mußten, ob Nachkriegs- oder Inflationsnöte ihren Fortbestand infrage stellten, oder ob sie, am Maßstabe ihrer symbolischen Selsgestalten gemessen, an Kleinlichen Zwiespälten und weniger ehrenvoll zu Grunde gingen. Ihre Namen stehen in unseren alten Gipfelbüchern, wohl auch in unserem Gehrmannschen Kletterführer und, soweit wir selbst mit ihnen Freundschaft pflegten, tief in unseren Herzen.

Das Tischbanner

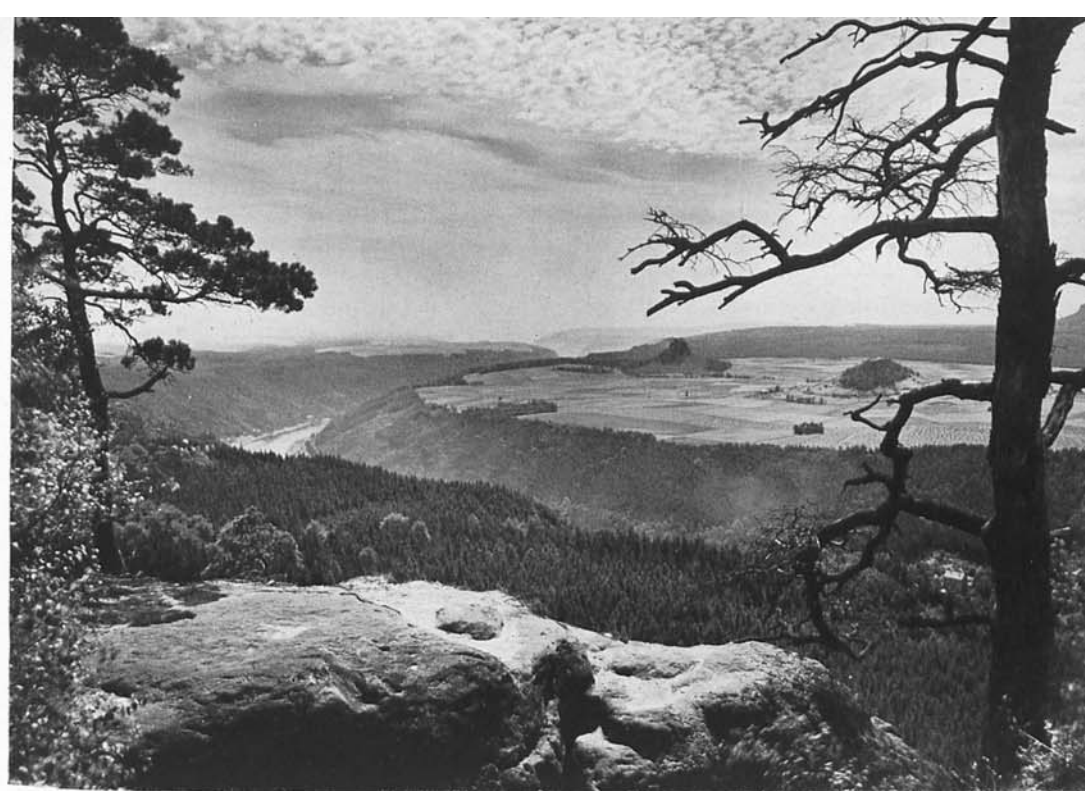
Sepp

Saß'l gehörte einem Klub an, der den Kletter-, Wander- und Wintersport auf sein Banner geschrieben hatte. Leider ist das, wenn man den Schluß dieser Geschichte gleich vorwegnehmen will, wie das manche Frauen aus innerem Zwange heraus tun müssen, heute nicht einmal mehr bildlich aufzufassen.

Außer dem mächtig vergrößerten Klubabzeichen, das einen kühnen Selszacken und den Klubnamen in goldenen Lettern zeigte, war nichts besonderes an dem Banner. Nur nach unten wurde es durch eine Reihe schwerer Granfen abgeschlossen, die Saß'l manchmal spielend durch die Finger gleiten ließ.

An diesem Kunstwerk und einigen später gestifteten Bändern und Schleifen hatten geschickte Mädchenhände gearbeitet. Fred, der als Obmann wußte, was er seinem Klub schuldig war, wiederholte bei jeder Dankagung die von ihm selbst geprägten Worte: „Alles für den Klub!“

Saß'l hatte aber mit ungewöhnlichem Scharfsinn herausbekommen, daß es damit eine andere Bewandnis haben mußte. Für ihn stand es fest, daß Gretel keinen Saden an dem Banner gestickt hätte, wenn er nicht gewesen wäre. Seit er die anderen Klubfreundinnen heimlich beobachtet hatte und wußte, für welche seiner Klubkameraden jede einzelne schwärmte, setzte er bei sich ein neues



Elbdurchbruch bei Herrnskretsch. Aus den Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz

Motto an die Stelle des alten abgedroschenen: „Alles für ihn!“

Ein Anderer hätte sich wohl damit abgefunden, aber auf unserem Saß'l lastete diese Erkenntnis schwer. Es war, als wenn ihm daraus irgendeine Verpflichtung erwachsen müßte.

Er fühlte sich in diesen Tagen unbehaglich und war nie recht bei der Sache. Natürlich konnte das im Klub nicht verborgen bleiben. Gretel bekam sein verändertes Wesen zuerst zu spüren und rüchte beleidigt von ihm ab. An einem der nächsten Klubabende fehlte sie. Eine Woche später fehlten beide. — Saß'l hatte nie als Sportgröße gelten wollen. Er war nur mäßiger Durchschnittsflechterer, der seine Aufgabe in weniger schweren

Besteigungen suchte und auch gern einmal allein ging. Um so höher muß es ihm angerechnet werden, daß er innerlich mehr mit den Bergen verbunden war, als einzelne seiner Klubkameraden, die ihn sportlich weit überragten. Noch eher hätte er als guter Skifahrer gelten können, wenn er nicht mit Wettläufen und wagehalsigen Refordsprüngen auf dem Kriegsfuße gestanden hätte. Sein ganzer sportlicher Ehrgeiz schien darin zu gipfeln, daß er die Klubabende regelmäßig besuchte.

Nun waren sich alle einig, daß mit Saß'l etwas nicht in Ordnung sein mußte. In der dritten Woche wurde der Schleier endlich gelüftet. Statt der Beiden war eine Ansichtskarte aus Schmilka eingetroffen, auf

der sie weiter nichts als ihre Verlobung mitteilten. Das wirkte plötzlich und unerwartet. Fred, der die Nachricht mit angekommener Feierlichkeit vorgelesen hatte, meinte: „Also Lampenfieber war's! — Und nun verbüßen die Beiden einen Vorschuß auf die Hochzeitsreise. Na proßt!“ Einige lose Mäuler konnten sich nicht enthalten, hierzu noch ihre spitzigen Bemerkungen anbringen.

Zur selben Stunde schritten zwei frohe Menschen den Wurzelweg nach Schmilka hinunter. Über ihnen waren alle Himmelslichter angesteckt. —

Ein Jahr später. Saff's hatten geheiratet und waren schnurstracks in die Berge gefahren. Der Klub konnte dieses Ereignis abermals auf einer Ansichtskarte buchstabieren, diesmal vom Millesehauer.

Fred war enttäuscht. Der Klub war enttäuscht. Allen hatte eine richtige Hochzeitsfeier mit Essen und Trinken, einem gepfefferten Knochenlied und dem Klubbanner auf der Festtafel vorgeschwebt. Jeder fühlte sich um seinen Anteil betrogen, während das junge Paar durch das Böhmisches Mittelgebirge wanderte. Das waren sonnige Tage voller Farbenpracht und Blütenduft. Das war ein einziger großer Glücksrausch, zu dem sehnstüchtige Lieder der Nachtigallen harmonisch mitklangen. Unvergessliche Feiertage, die keine Hochzeitstafel hätte aufwiegen können! — —

Der Klub war verstimmt und zeigte das ganz offen. Saff's mußten jetzt oft allein hinausfahren. In dieser Zeit schienen die Berge neue Gestalt anzunehmen. Sie waren zwei Menschen zum Symbol geworden. Neu war eigentlich nur das Gemeinsame ihrer Empfindungen und daß sie sich auf einmal klarer und schärfer herauskristallisierten.

In erstaunlich kurzer Zeit hatte sich der Klub umgestellt. Das gesellige Moment trat immer

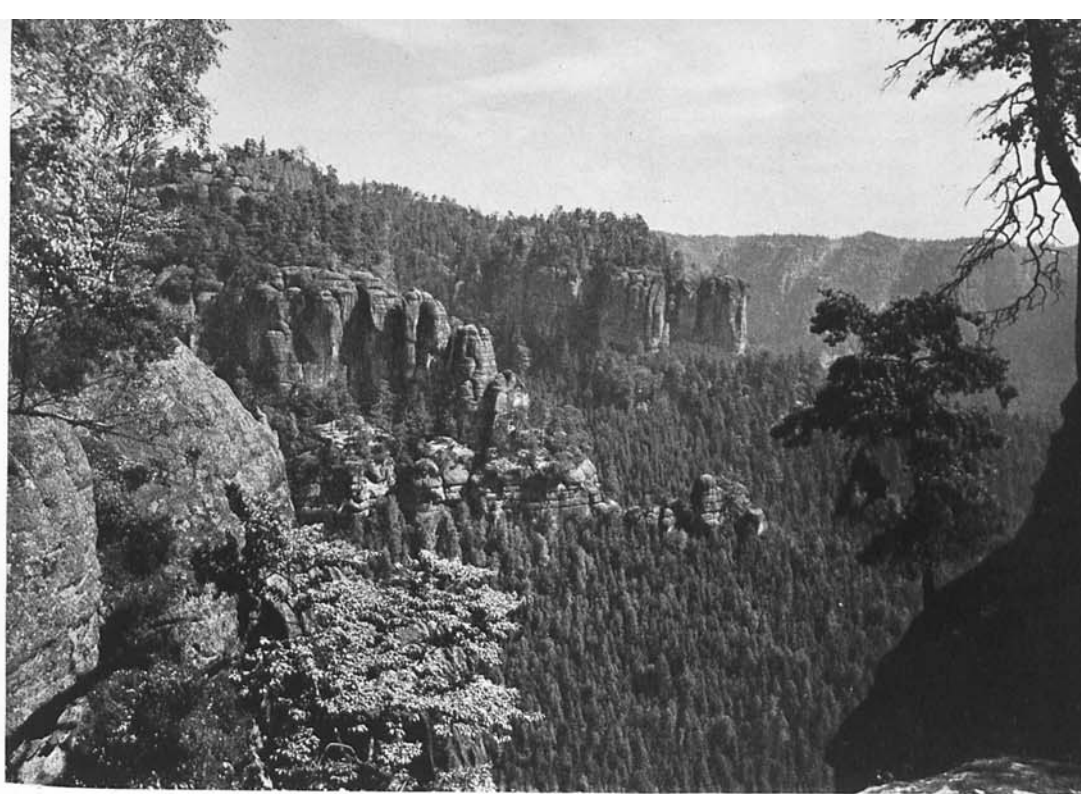
mehr in den Vordergrund. Was erst aus kleinlichen Gegensätzen heraus begonnen hatte, wurde, als irgend jemand das Kartenspiel an Klubabenden einführte, zur Gewohnheit. Allmählich steigerte sich das zur Krankheit. Die Berge rückten in die Ferne, wurden zur Nebensache. Da paßte es den Beiden nicht mehr. Eines Tages erklärte Saff's seinen Austritt. Er hatte lange gebraucht, bevor er sich dazu entschloß. Es war ihm trotz allem, als wenn er ein Stück seines innersten Wesens hergeben müßte. Noch einmal hatte sein Blick auf dem Klubbanner geruht. „Alles für den Klub!“ — Fred hatte damals doch recht gehabt. Ob auch Freunde gehen, das Banner bleibt dem Klub. — — Manchmal, wenn es nicht gerade vergessen wird, steht das Klubbanner auf dem Tisch, wie einst. Es ist in den letzten Jahren recht verblichen. Man muß genau hinschauen, wenn man den fahlen Felsack mit der Goldschrift erkennen will. Der einst so aktive Klub ist bis auf ein trauriges Häuflein zusammengeschmolzen. Was aber noch schlimmer ist, es fehlt diesem Häuflein an wahrer Bergbegeisterung, die einmal diesen Kreis ganz erfüllt hatte.

An vollbesuchten Klubabenden reicht es gerade, daß an zwei Tischen Skat gespielt werden kann. Das Banner wird dann von einem Tisch zum anderen geschoben, bis es endlich auf dem Fensterbrett zur Ruhe kommt.

Wenn es Klubfahnen vergönnt wäre, Betrachtungen anzustellen, dann hätte sich das Banner mit dem fahlen Felsack als Symbol schon längst zu Tode grämen müssen.

* * *

Es ist immer etwas Wahres an einer Geschichte, auch dann, wenn behauptet wird, daß sie frei erfunden sei. Und im Hinblick auf einen so schlimmen Ausgang, wie ihn unsere Geschichte nehmen mußte, möchte ich sagen: „Leider!“



*Blick in den Rauschengrund und Falkoniergrund
Aus den Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz*

Nächtliche Felsfahrten

R. Z.

1920

Bergsteigerlachen erfüllt den Raum. An zusammengedrängten Tischen saßen die von der Dämmerung. Gröhliche Lieder, wenn auch nicht schön, so doch begeistert gesungen, zeugten von unserer Stimmung. Die Ärmel hochgekrempelt, die Hemdbrust eingeschlagen, saßen wir im Glücksgefühl unserer zwanzig Jahre und fürchteten weder Tod noch Teufel. Prächtiger Felsgang lag hinter uns. Den Weg durch die Südwand des Gansfelsens hatten wir erreicht. Doch statt uns ver-

dienter Gipfelraft hinzugeben, spielten unsere Gedanken mit neuer Fahrt. Freund Martin hatte den besten Einfall. Nachtbesteigung des Türkenkopfes über die Südwand war das Ergebnis unserer Beratungen, und nach kurzem Verweilen kletterten, rutschten und sprangen wir übermütig den Hartmannsweg abwärts. Nun verbrachten wir in froher Tafelrunde den Abend und blickten verstohlen nach der Uhr und schlichen ab und zu vors Haus, um nach dem Monde Ausschau zu halten. Gegen 11 Uhr ver-

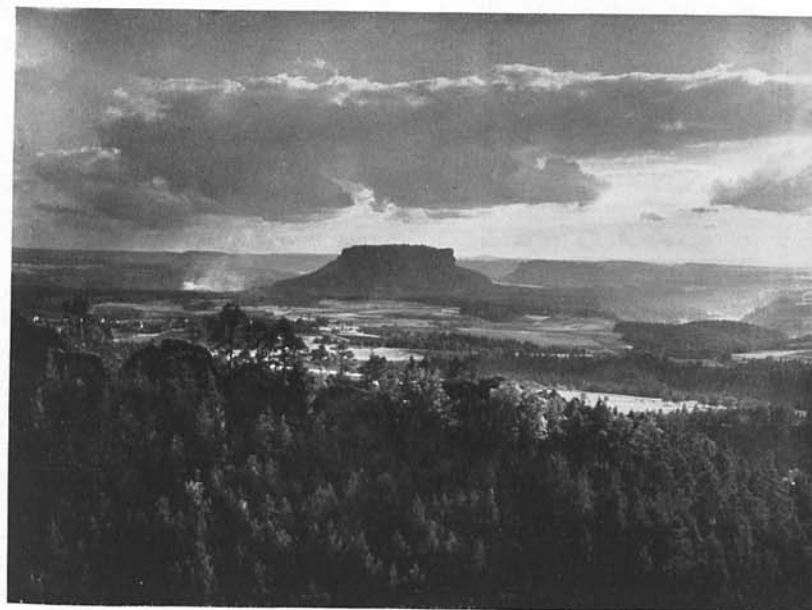
ließen wir die Bergfreunde, und rascher Gang brachte uns durch Rathen. Schon lag die vom Mondeslicht übergossene Südwand unseres Zieles vor uns. Den Türkenkopf kannte ich, die Südwand war mir fremd, und die mitternächtliche Stunde trug dazu bei, eigenartige Stimmung zu schaffen. Bald war Freund Paul fertig, und schon kletterte er über tritt- und griffreiche Wand empor. Am Ring holte er Martin nach und es dauerte geraume Zeit, ehe ich folgen konnte. Es war ein eigenartiges Gefühl, so aus nächtlichen Schatten in vollmondüberstrahlter Wand zu klettern. Wir machten es uns am Ringe, so gut als es ging, bequem, und schon stieg Paul, gut von uns gesichert, aufwärts zu einem Felsloch, um von hier waagerecht die Wand zu queren. Er entschwand unseren Blicken, und nur am gleichmäßigen Seilnachgeben merkten wir, daß es stetig aufwärts ging. Jetzt kündigt ein Jubelruf seinen Gipfelsieg, und schon beginnt Martin seinen Gang. Unser Seil ist zu kurz, ich binde mich aus und laure allein am Ring. Es waren seltsame Minuten, die ich dort verbrachte. Lautlos strich ein Nachtvogel vorüber und riß mich aus dem Träumen. Jetzt ertönte der Ruf der Freunde, ein Seilende schlug flatschend gegen den Fels. Mein Weg beginnt und geahnte Schwierigkeiten werden Wirklichkeit. Vorsichtig schiebe ich mich Meter für Meter zur Kante. Spärlich werden Tritt und Griff und die Schatten des Mondlichtes tragen dazu bei, mich zu täuschen. Aufatmend finde ich beim Umstieg einen großen Griff für die rechte Hand und erreiche den alten Ostweg, der im Schatten liegt. Im folgenden Riß findet die tastende Hand genug Haltepunkte, und bald drücken wir drei uns die Hände. Leise erklingt ein Lied ins stille Tal. Doch dann fröhlicher Zuruf und jauchzend seilen wir ab und ziehen ins Quartier.

1930

Dunkelheit lastet über dem Dorfe. Die ein-

same Straße hallt wider vom Klirren der Nagelschuhe. Freunde streben den Bergen zu. Mächtige Fahrt gilt es. Duster und drohend reckt sich der Wald auf, doch das Zirpen der Grillen am Wegrande und das Schwirren der Leuchtkäfer offenbart Leben. Fast stumm schreiten wir dahin, wir fühlen diese Nacht wird uns Erlebnis werden. Auf der Höhe empfängt uns Helle, steil und abweisend steht das Felshorn im fahlen Mondlicht vor uns. Wir bahnen uns den Weg zur Scharke. Hier rasten wir und sehen geballten Wolkenmassen zu, die eilig am Himmel dahinstreben. Wir müssen warten, denn der Mond muß noch ein Stück seiner Bahn wandeln. — Jetzt liegt die Südwand im vollsten Schein. Glatter, finsterner Spalt führt zu lichtüberstrahltem Absatz. Das folgende Wandstück, am Tage oft durchstiegen, erscheint fremd. Griff und Tritt täuscht, vorsichtig klimme ich nach oben. Am Stütz holt ich nach. Nun leichter Quergang nach rechts und anschließend ein kurzer Kamin, der zu größerem Absatz leitet.

Nur gedämpft sprechen wir, um das Schweigen der Nacht nicht zu stören. Wir steigen weiter, und leichter Kamin führt uns zum Band. Nun Traverse schmal und ausgelegt zum Ostgrat hinüber. Noch einige Meter, wir betreten den Gipfel. Tiefes Glückgefühl durchströmt uns und wir erleben köstliche Bergstunde. Lichtüberflutet liegt unsere Heimat unter uns. Wir fühlen so recht, wie wir sie mit starken Herzen lieben und uns immer wieder an ihrer Schönheit begeistern. Kein Wort wird gesprochen und doch wissen wir von einander, daß uns die gleichen Gedanken bewegen. Lange, lange sitzen wir so und schwer wird uns die Trennung. Unter einem Überhang bereiten wir uns unser Lager, und bevor wir uns in die Decken hüllen, gleitet der Blick noch einmal empor zum Winckelturm und stumm danken wir ihm für die Stunden reinsten Glückes.



Abendstimmung über den Heimatbergen

Aus den Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz

Allein durch die Nacht

F. Gerhardt

<i>Sternhelle Nacht über stillen Hügeln.</i>	<i>Was ich erlitten und was mich freute.</i>
<i>Einsamer Wanderer auf schmalem Pfad.</i>	<i>liegt hinter mir so unendlich weit.</i>
<i>keinen zur Seite mir mehr.</i>	<i>nie aber blick' ich zurück.</i>
<i>schreite ich weiter in kühle Fernen.</i>	<i>Näher den flammenden Himmelslichtern</i>
<i>lassiger fühl' ich des Herzens Schlag.</i>	<i>fühl' ich mein Denken und Sehnen heut -</i>
<i>letzter der Wünsche entschlief.</i>	<i>Erde, wie bist du mir fern!</i>

*Aber im Osten ein grauer Streifen
kündet den kommenden lauten Tag.
erdenwärts führt noch mein Pfad.
Noch bin ich weit von der großen Stille,
sehnsüchtig laß' ich nur meinen Blick
wandern die höhere Bahn.*

Das Edelweiß

Johannes Thumm

Es gibt fast keinen neuen Besucher unseres Pflanzengartens der nicht danach fragte, ob wir auch Edelweiß haben. Nach ihm wird bestimmt vielmal öfter gefragt, als nach allen anderen schönblühenden, viel selteneren Pflanzen, die ich sonst in Obhut habe. Und seit die Besucher gar wissen, daß das Edelweiß unseres Führers Adolf Hitlers Lieblingsblume ist, wird auch von allen Gartenbesuchern, die nicht in unsere Reihen gehören, in erster Linie nach ihr gefragt. Es scheint deshalb nötig, einmal etwas über sie zu schreiben, zumal es 6 Jahre her ist, daß ich in den Spalten dieser Zeitung etwas über diese Pflanze berichtete.

Leontopodium, so ist der botanische Name dieser Pflanzenart, ist der nächste Verwandte der Ruhrkräuter, zu denen das allen bekannte Katzenpfötchen gehört, das uns in weißer und roter Blütenfarbe von allen unseren Mittelgebirgen her in Erinnerung ist und das auch in den Alpen noch andere Vertreter aufweist und bis in den hohen Norden unseres Erdballes vordringt.

Die Blüte des Edelweißes ist von fast gleichem Aussehen wie die der Katzenpfötchen. Was alle Nichtbotaniker als Blüte ansehen, den mehr oder weniger weißen Stern des Edelweißes, ist nur eine Scheinblüte. Sie wird gebildet aus filzigen Laubblättern, die sich eng an die eigentlichen 6–10 runde filzige Polsterchen gelblicher bis bräunlicher Farbe bildenden Blüten, herandrängen. So ist es bei unserem europäischen Edelweiß; beim japanischen und sibirischen und anderen sitzen die blütenähnlichen Blattständer aber nicht so eng an die Blüte gedrängt, sodaß also der Blüten Scheinkopf keinen so schönen auffallenden Stern bildet. Wie denn der schöne Stern überhaupt, bei den meisten

Arten gar nicht vorhanden ist. Wo er vorhanden ist, dient er als „Extrafloraler Schapparat“ und ist ein Aushängeschild zur Anlockung der befruchtenden Insekten.

Der weiße Filz besteht aus krausen durcheinander gewachsenen Haaren, deren blendender Schimmer aus tausenden Lichtreflexen entsteht, die sich an den Luftbläschen der Haarzellen brechen. Er hält eine zu große Verdunstung des Wassers zurück, indem er über den am Grunde liegenden Austrittsporen eine windgeschützte in tausend Zwischenräumen gefangen gehaltene Luftschicht bildet. Die Dichte dieses Haarfilzes ist es, die der Blume die mehr oder weniger weiße Farbe gibt. Die Dichte des Haarfilzes ist, wie jeder weiß, ausschlaggebend dafür, ob die Edelweißblüte grünlich, weißgrün, oder weiß ist. In der Ebene neigen die Edelweiß außerordentlich dazu, grün zu werden, die Ursachen sind wenig intensive Sonnenstrahlung und Kalkmangel des Bodens. Aber nicht alle Edelweißarten sind von Natur aus weißschimmernd, die meisten schimmern nur grau, eines aber, das Leontopodium roseum aus dem westlichen Serschuan (Asien) soll herrlich rosafarbige Filzwolle besitzen. Gesehen haben wir sie noch nicht, weil sie in unseren Gärten noch nicht heimisch ist. Rosafarbige Edelweiß soll es auch in unseren Alpen zuweilen geben. Frau Jama berichtet darüber, daß ein tot aufgefundenes abgestürztes Mädel eines Einwohners des Wilden Kaisers, in der Krampfhaft geschlossenen Hand einen großen Buschen Edelweiß hielt, in dessen Mitte ein herrlich rosafarbener Stern war.

Aber eben so sehr wie die Farbe verschiedenartig ist, ist es auch der Wuchs dieser Pflanzen.



Edelweiß

Aus Blodigs Alpenkalender, Verlag Paul Müller, München 2 NW 8. Preis RM 2.90

Da gibt es einmal winzige Pflanzen mit nur 1 cm großen Blütensternen, wie z. B. Leontopodium Pirinicum (vom Dagb Pirin, Mazedonien) und wenig größer Leontopodium nivale aus den Abruzzen (beides vielleicht nur Abarten von unserem einzigen europäischen Leontopodium alpinum) sondern auch solche mit Sternen von 12–20 cm Größe; mit Namen Leontopodium calcephalum aus Serschuan und Yunnan. Alle vorgenannten sind im Garten vertreten.

Alle diese Sternträger haben abgesehen von der Blüte, keinen besonderen Höhenwuchs, sondern stehen da wie Grasbüschel, deren

Blätter kurz aber dafür etwas breiter geraten sind. Andere Arten würde niemand für Edelweißarten halten, denn sie haben alle möglichen Wuchsformen bis zum Strauch und dieser ist „geschmückt“ mit kleinen Katzenpfötchenartigen Blütchen von grauer Farbe ohne Stern. Es ist also die Sippe der Ruhrkrautartigen (Gnaphaliceen) außerordentlich veränderlich.

Dies wird bedingt durch die außerordentliche Verbreitung der Edelweißsippe. Von dem einen europäischen mit seinen zwei Abarten sprachen wir schon. Sie kommen im ganzen westlichen Alpenzug vor und gehen östlich bis zum Trojanbalkan wo sie mit

der herrlichen Königsblume, *Daphne Blagayana* oder weißblühender Seidelbast, vorkommt. Von dort fließt nach Osten zu eine weite Lücke von 46 Längengraden, in denen sie sich nicht vorfindet. Im Ural und Kaukasus kommen sie nicht vor, in Persien nur in einer Art, deren Hauptvorkommen in West-Sibirien liegt. Dann in Turkestan, Himalaya, Tibet, Yunnan und Birma, Ost-China, Ost-Sibirien, Japan und Formosa. Aus all diesen Ländern sind bis heute 36 Edelweißarten bekannt. Sehr leicht möglich, daß es noch mehr Arten dort gibt, sind in den Himalaya-Ländern und Ost-China doch in den letzten Jahren eine ganz außerordentliche Menge ungeahnt schönblühender Pflanzen aufgefunden worden, die der Bekanntgabe und Einführung in unsere Gärten harren.

Unser Edelweiß, die edle Alpenpflanze, die erst in 1700–1800 m Höhe vorkommt, selten an tiefer gelegenen Punkten von oben herabgeschwemmt noch lebt, ist unzweifelhaft eine asiatische Steppenpflanze, die in den Eiszeiten über ungeheure Gletscher in die europäischen Alpen wanderte und sich da erhalten konnte, weil sie hier Verhältnisse vorfand, die mit ihren heimatlichen sehr viel Ähnlichkeiten aufwiesen. Am Himalaya in 3000–5400 m Höhe kommt eine Art

vor, die der Botaniker als die Stammform der europäischen ansieht und die nur sehr wenig von unserer abweicht, außerdem eine große Verbreitung im ganzen Himalaya, Yunnan in Birma hat.

Über den Namen Edelweiß ist zu sagen, daß er erst im Jahre 1784 auftaucht, vorher war sicherlich für die Pflanze der von Aretius 1554 angegebene Name Wullblumen für den Pflanzenkenner gebräuchlich. Im 11. Jahrhundert findet der Name Leuenwurz (*Leontopodium* ist lateinisch dasselbe), dann Chazzedäppli, Katzenpfötli, Federweiß, Hanedabbe, Bärenfuß, Almsterndl. Die Franzosen nennen das Edelweiß „patte de lion, pied de lion, étoile des alpes“, die Engländer Swiss und Tyrolese cudweed auch lions foot, die Rumänen Albumela alpin, die Slovenen triglavksa rio (Triglavrose) und die Bulgaren „Balkanstern“. Damit sind die Namen, die der Volksmund dem Pflänzchen gibt, aber keineswegs erschöpft, nur sei noch bemerkt, daß das Edelweiß bei den Alpenleuten auch eine ganze Anzahl Verwendungsmöglichkeiten findet, so als Handelsobjekt, als Liebeszauber und Medizinpflanze. Die größte Wertschätzung aber findet das Edelweiß beim Bergsteiger. Findet er es bei schroffer Kletterei; es wird ihm immer ein nie vergessenes Erlebnis sein.



Am Sonnenwendfeuer

Aufnahme: Photohaus Wünsche, Dresden-A. 1

Bergsteiger-Sonnenwende

Martin Wächtler

Im Schatten des Bergwaldes, umrahmt von den hochragenden Felswänden des Gansberges, des Honigsteines und des Talwächters, haben sich auf der Seeplanwiese bei Rathen Tausende um das lodernde Feuer geschart, um mit uns den sommerlichen Höhepunkt des Jahres, das Fest der Sonnenwende feierlich zu begehen.

Ein herrliches Bild, nun schon seit vielen Jahren gewohnt und doch jedes Mal erneut das Herz erfreuend: hoch hinauf am Berg hang Reihe um Reihe gelagert, der Wiesenplan dicht gefüllt, darüber an der vom Bundesfingen her bekannten Stelle des Hanges unsere Gesangsabteilung mit ihrem Meister Kurt Kämpfe. Unter den Besuchern viel alte, bekannte Gesichter, Bergfreunde

aus der versunkenen Zeit vor dem Kriege, aber auch die junge Mannschaft in erfreulich großer Zahl. Unser Gauführer, Dr. Reichel, der Ehrenvorsitzende des Schiverbandes, Barthel, Bürgermeister Winkler, Rathen, Bergfreund Hadamovsky aus Berlin, alle waren sie gekommen, mit uns am Feuer zu feiern.

Gesang rauscht auf. Klar und rein trägt der Nachtwind die Klänge durchs Tal, an den Wänden hinauf ins Weite. Vielfach verschlingt sich Hall und Widerhall zu einer klingenden Kette von Tönen, die aufsteigt zu den ewigen Sternen. Dann tiefes Schweigen. Bergfreund Dr. Rudolf Gehrmann spricht zu uns.

Kameraden der Berge! Wieder einmal hat

sich der Lauf der Sterne gerundet zu einem neuen Höhepunkt, zur Hochzeit des Jahres, der Sonnenwende. In diesem Jahre durften wir Ereignisse erleben, die sich sonst auf Jahrhunderte verteilen. Wir erlebten die unvergleichliche Mobilmachung der Geister, die völlige Neugestaltung des deutschen Menschen. Mancher mochte im unbändigen Freiheitsdrang sich nicht leicht einordnen wollen in Reih und Glied. Aber wir Bergsteiger wollen mithelfen an der Wiedergeburt unseres Volkes. Wir fühlen uns dazu vor anderen berufen, mitzuarbeiten an der Erneuerung des Menschen, weil wir so viel Gedankengut bereits durch die Tat verwirklicht hatten, ehe es Programm wurde. Die Mauern des Standesdünkels haben wir Bergsteiger von jeher lachend übersprungen, von je zu je stand bei uns der Student neben dem Schlosser auf du und du. Nicht das Kleid, sondern das Herz — das galt bei uns. Und die Meisterschaft des Könnens, die Bereitschaft, das Leben einzusetzen für den Bruder. Über allem unseren Tun und Streben stand und steht eines: Deutschland. Seid Männer! Seid Helden! Wer dieses Wort nicht gelten läßt, der mag das Banner der Hoffnung begraben. Bergsteiger müssen Männer sein! Es gibt auch kein besseres Feld für die Schulung des Körpers und der männlichen Tugenden als die hochragenden Berge, die uns ewiger Jungbrunnen sind. Da kommen die Gegner und sagen: Seht den langen Zug der Toten, die Jahr um Jahr den Bergen zum Opfer fallen. Wir sagen ihnen: dieser Kampf ist die Opfer wert! Wir wollen nicht absinken in den Geist der Trägheit und der Todesfurcht. Die Jugend hat ein Recht auf die Gefahr. Wer es ihr versagt, arbeitet für den Untergang des Volkes. Wir begegnen der Gefahr, zu verstäubern, zu vergraisen, wir wollen jung bleiben und bleiben es in unseren Bergen, im immerwährenden

Kampf um den Berg und mit dem Berge. Wer so kämpft, dient dem Vaterlande! So ist es auch kein Wunder, daß Bergsteiger die besten Soldaten waren. Wir sind stolz auf unseren Kampf. Wir kämpfen nicht um die Gunst der Masse, wir kämpfen nicht um klingenden Lohn oder laute Anerkennung — das Gefühl des Sieges ist uns Lohn genug. Stolz sind wir auf unseren Kampf, stolz sind wir auch auf die Freunde, die ihre Liebe zu den Bergen mit dem Besten bezahlten, was sie hatten, mit ihrem Leben. Ihrer und all derer, die die Unseren waren und die der Fühle Rasen deckt, gedenken wir in dieser Stunde mit Stolz und Wehmut. Stumm ist ihr Mund, kein lachendes Lied mehr entflieht ihm. In Ehrfurcht entblößen wir unsere Stirn und verharrten schweigend in stillem Gedenken. Feierliches Schweigen, nur das Knistern des brennenden Holzes, dumpf krachend sinkt der Holzstoß in sich zusammen, hochaufsprühen die Funken. Dann leiser Gesang der Bergsteigersänger: „Über den Sternen...“ „Wir aber, die wir noch das Licht der Flamme, das Licht der Sterne sehen, können nichts Besseres tun, als in Treue zu unseren Bergen, zu unserem Volk und zu unserem Vaterland zu stehen. So lange wir noch den Glanz der Höhen in unseren Augen tragen, so lange wollen wir den Bergen die Treue halten, uns zur Freude, dem Vaterland zum Gewinn. Aufs neue besiegeln wir unsere Liebe zu den Bergen, zum Vaterland und zu unserem Führer mit unserem alten Bergsteigergruß: Berg Heil!“ Brausend wird das Berg Heil aufgenommen, daß es hinausfliegt über die Höhen, westwindgetragen über das Land an der Grenze hin. Dann jubelt gemeinsamer Gesang durch das Tal, und die Bergfreunde ziehen mit ihren Gästen hinein nach Rathen, wo in Gesang und urwüchsiger Fröhlichkeit das Fest nach altem Brauche verflingt.

Rauschenstein, Barthweg

Herbert Seidel, T. C. Wanderlust 1896

Aufnahmen: Paul Gimmel

Nach erfolgreicher Beendigung des Begehungsdienstes pflegen wir am Winflerturm der wohlverdienten Ruhe und beratschlagen, welchem Gipfel wir am Nachmittag aufs Haupt steigen. Ein Vorschlag von mir, den Barthweg am Rauschenstein zu machen, wird von meinen Freunden mit einem mitleidigem Lächeln beantwortet und als Scherz aufgefaßt. Nachdem ich ihnen aber begreiflich mache, daß es mir mit meinem Vorhaben ernst ist, finden sich sofort zwei Kameraden bereit, mit von der Partie zu sein. Die anderen Freunde begleiten uns als Schlachten-

bummler, und Paul Gimmel will einige spannende Klettermomente auf dem Silm festhalten.

Bald sind wir am Einstieg des Barthweges und beäugen kritischen Blickes den ca. 15 m langen Quergang zur Südwestkante. Es wäre stark übertrieben, behaupten zu wollen, derselbe sähe einladend aus, und so beginne ich denn die Kletterei mit etwas gemischten Gefühlen.

Die ersten Meter erfordern gute Beinarbeit, denn die Tritte, soweit welche vorhanden, sind dürftig und unzuverlässig, sodaß ich



nicht böse bin, als sich in halber Länge des Querganges ein Ruheplatz bietet. Nunmehr sieht es freundlicher aus und nach einigen raumgreifenden Spreizschritten stehe ich kurz vor der Kante am ersten Ring und mache es mir in einer Sitzschlinge bequem. Uff! Das war ein sauberes Stück Felsarbeit und zugleich eine beachtliche Nervenprobe. Jetzt löst sich die Spannung der zuschauenden Bergfreunde und fröhliche Scherzworte werden gewechselt. Indessen bereitet sich Freund Walter auf den heiklen Quergang vor, es geht bei ihm vortrefflich und bald steht er neben mir am Ring. Gemeinsam betrachten wir die Fortsetzung des Weges und kommen zu dem übereinstimmenden Urteil, daß die Schwierigkeit des Querganges verblaßt gegen die nun folgende Wandstufe. Nur vier Meter



sind es bis zum nächsten Ring, aber die senkrechte, anfangs sogar überhängende Wandstelle bietet so wenig Angriffsmöglichkeiten, daß es schier undurchführbar erscheint, darüber hinwegzukommen. Aber nur nicht einschüchtern lassen, und schon habe ich den ersten Schritt nach oben getan, an den Fingerspitzen hängend, die Fußspitzen auf schmaler Felsleiste ruhend, steige ich höher. Im rechten Moment sind wieder ein paar kleine Griffe zur Hand, noch einen Klimmzug, der zweite Ring ist erreicht und zugleich eine schöne Kanzel, zu ausgiebiger Ruhepause einladend. Jetzt habe ich auch genügend Zeit mich zu erholen, denn unser dritter Mann, Herbert, hat noch den Weg bis zum ersten Ring zurückzulegen.

Herzlich ist der Ausblick von meinem luftigen Sitzplatz. — Mit einiger Besorgnis betrachte ich den Himmel, dunkle Wolken ballen sich am Horizont, und eine steife Brise weht um die Kante. Hoffentlich überrascht uns kein Wetter in der Wand, dies wäre gleichbedeutend mit Rückzug, da ja noch die größere Hälfte des Weges vor uns liegt.

Ein Ruf von unten! Walter steigt weiter, langsam gleitet das Seil durch meine Finger, jetzt ein kurzer Ruck, der Freund hat den Halt verloren — und hängt. Kräftiger Seilzug bringt ihn wieder an die Wand und nach einigen Minuten zu mir an den sicheren Standplatz. Der arme Kerl hat sich mächtig angestrengt und ist leicht verstimmt darüber, daß der böse Fels ihn abschüttelte. Auch unseren Herbert ereilt dieses Schicksal, nach mehreren mißglückten Versuchen ertönt der bekannte Ruf: „Zieh an!“ Und schon ist es geschehen, er schwebt. Walter kann ein schadenfrohes Lächeln nicht ganz unterdrücken!

Srisch gestärkt begeben wir mich wieder auf die Reise und quere abermals auf lustigem, schwachausgeprägten Band ungefähr 6 m in die Südwand zum dritten Ring. Hier hat sich der Erstbegeher „Barth“ durch Namenszug im Fels verewigt. Mit tatkräftiger Unterstützung Walters gewinne ich einen schräg nach rechts hochziehenden Riß, das ist noch einmal ein saueres, kraustraubendes Stück Arbeit. Der Riß drängt stark ab und die Griffe, als auch die bescheidenen Tritte sind verdammt morsch, aber es gelingt. Nach dem Urteil anderer Begeher dieses Weges sollen nunmehr die Hauptschwierigkeiten überwunden sein. So packe ich denn frohen Mutes die folgende, gutgriffige Wand an und bin entzückt ob der prächtigen Steigerei, in dieser Qualität könnte es noch hundert Meter weitergehen. In einem großen, höhlenartigen Felsloch hole ich meine beiden Bergfreunde nach. Wir unterhalten uns über den bisherigen Wegverlauf und sind restlos begeistert von seiner Schönheit.

Die ersten großen Regentropfen und grollender Donner gebieten größte Eile. Der Ausstiegsriß, in dem obengenannten Felsloch beginnend, führt schnurgerade zum Gipfel, im letzten Teil ist noch eine enge, leicht überhängende Stelle zu überwinden, aber unaufhaltsam strebe ich nach oben und betrete nach wenigen Minuten, bei strömenden Regen den Gipfel.

Rasch sind auch die beiden Kampfgenossen angelangt und ein kräftiger Händedruck beschließt die außerordentlich schwere, aber gesüßreiche Bergtour. Auf dem Hauptgipfel erwarten uns die anderen Klubkameraden und gratulieren uns aufs herzlichste zu dem errungenen Sieg.

Du mein Sächsisches Felsengebirge!

Hans v. Schlebrügge

Ich habe eine tiefe Sehnsucht nach den Bergen. Die Tatsache, daß mein Vater nach Süddeutschland versetzt wurde und ich dort meine Schulzeit verlebte, die Hochtoren meiner Mutter, zu denen ich nicht mit durfte, und schließlich Omptredas Exzellenz sind in erster Linie schuld daran — und die Berge dann selbst. Die Soldatenzeit und das Einsetzen des ganzen Lebens für hohe und geglaubte Ziele verdrängten vorübergehend die Liebe; großer beruflicher Ehrgeiz später beengte sie. All das verging mehr oder weniger. Die Liebe blieb und wuchs und wurde schließlich letztes, nicht immer mit den Verhältnissen der Umwelt leicht zu vereinigendes Ziel. Die Arbeit hatte mich aus der berglosen Grenzmark in das berglosere Berlin verschlagen. Gleichgesinnte, gleichgestellte Bergkameraden der Dauer hatte ich nicht. Trotzdem hatte ich so und allein bessere Sachen in den Ostalpen machen können. Da traf ich in der Silvretta zwei Sachsen. Durch sie kam ich in die Sächsische Schweiz. Dank ihnen! Berlin bekam ein anderes Gesicht. Besonders als die Sonntagskarten für die Schnellzüge Gültigkeit bekamen.

Mir fiel die Kletterei sehr schwer. Das erste Mal machten wir ganz, ganz leichte Sachen. Ich fand sie so schwer, wie gute Turen im Allgäu zum Beispiel. Oft wenn ich hinkam in die Sächsische Schweiz regnete es, oder es war Schnee gefallen. Dann konnten wir nichts Ernstes machen. Nie aber kam ich anders als beglückt nach Hause. Doch zweimal bin ich grob gesloßen: vom Pfeilerweg am Talwächter und im Hohen Riß des Salzensteines. Da war ich beschämt

und niedergeschlagen, aber voll stillen Dankes für die Freunde, die meine Kameraden geworden waren. Ich begann die Sächsische Schweiz zu lieben, gleich ob wir den Bloßstock über den Gipfelfürmerweg machten oder mit der Kamera in stillen Schluchten und Tälern auf Beute schlichen, während der feuchte Neuschnee Felsen und Bäume deckte. Pfingsten in Liland bei Bauern, wo die Sachsen so schön sangen. — O du mein Liland!

Mit dem Lande begann ich nicht nur meine Kameraden, sondern den ganzen Schlag Menschen dort zu lieben. Trotzdem ich Berliner in ihren Augen war. Ich liebe ihre Klettertüchtigkeit, ihre Wanderdisziplin, ihre Freundschaft zu draußen und ihr Singen. Wenn ich in den Dolomiten auf einen ihrer schweren Felswege stieße, so bin ich stolz, als ob ich einer der ihren wäre.

Im Frühjahr zerschlug ich mir das Knie beim Skirennen und mußte vier Monate in die Klinik. Nicht einen Monat später war ich in den Felsen. Das Schlimmste waren die Wege immer vom Ausstieg hinab zur Elbe. Aber ich holte alles nach, was ich in der Klinik versäumt hatte. Fast jeden Sonntag kam ich. Früher war ich nur hinter meinen Freunden gegangen. Jetzt ging ich oft voran. Es kam dazu, daß ich zuerst mein Knie nur im engsten Kreis ausprobieren wollte und nur mein junger Bruder mitkam. Dann hatte ich Spaß daran und führte ihn, eine Freundin, einen anderen Berliner Kletterer und schließlich führte ich auch manchmal, wenn ich mit „meinen Sachsen“ ging, zu denen sich noch ein neuer, ein Pfundskerl auch, gesellt hatte. Wenn mein Bruder mitkam, dann

nahmen wir das Zelt und bauten es auf und Kochten hinter den Schrammsteinen im Walde, oberhalb der letzten Quelle oder auf der Märchenwiese im Bielatal unter dem Chinesischen Turm. Hinterher badeten wir in der Elbe oder in kalten Bächen. Ich war der Sächsischen Schweiz mehr verfallen denn je. Konnte ich mal einen Sonntag nicht hin, dann fühlte ich mich betrübt und zerschlagen. Jeder Sonntag dort war eine Seligkeit, die den Ärger der Woche — und es war vieler — aufwog. Ich kam in eine Gegend nahe den Alpen, unmittelbar an skibaren Gebirgen gelegen, in einen Ort, selbst schön und ganz anders wie das Berlin. Aber es wurde mir klar, wie ich die Sächsische Schweiz liebe. Sie ist ganz selbstständig geworden. Sie ist gar nicht mehr Klettergarten und Vorbereitung für die Alpen. Ich weiß, die Alpen sind viel größer, viel gewaltiger, richtige Berge

mit großen, Intelligenz und alles Mögliche verlangenden bergsteigerischen Aufgaben. Viertausender, mein Gott, ganz was Großes! Herrlich, ich weiß! Aber jeden möchte ich anspringen, der mir das gegen die Sächsische Schweiz entgegenhält. Ich liebe ihre Felsen, ihren Stein, die Technik an ihm und die Schwierigkeit. Ich liebe sie so, wie sie ist, ganz für sich. Ich liebe ihr Wasser, ihre Wiesen, den Sand im Walde, ich liebe die Sachsen, ich liebe meine Erinnerungen, ich liebe meine Bergkameraden aus allen Schichten. Ich liebe den Bummelzug hin, den D-Zug zurück. Ich denke an den Betrieb in Dresden immer und die wanderervollen Züge. Ich liebe die Elbe. Ich liebe die Pläne. Mein Bruder und ich wollten doch noch richtige Winterturen in den Felsen machen. Nun ist das vorbei. Für immer. Aber meine Liebe blieb Euch Sächsische Felsen!

Gipfelschau

Waldemar Pfeilschmidt

*... und weite Fernen öffnen sich dem Blick
Vom Gipfel, der nach hartem Kampf betreten.
Es senkt sich nieder heiter-stilles Glück
Ins Herze, das in diesem hohen Dom will beten.*

*All' was ich litt, liegt unter mir, verschied.
In all der bunten Erdenrunde
Klingt unhörbar geheimnisvolles Lied
Und gibt mir ew'ger Weisheit Kunde.*

*Es spricht mit Ernst die hohe Felsenwand
Es rauscht der Wald mit mächtigen Tönen drein
Die Fluren singens. Bäche, Berge, Land:
„Dies alles warst Du, bist Du, wirst Du sein“.*



Blick in den Großen Zschand

Heinz Weber

Mühsam ist der einsame Wanderer den steilen, von schweren Holzfuhrwerken zerfahrenen Weg emporgestiegen. Mühsam zwingt er sich durch's sperrige Geäst der dichtanstehenden Fichten.

Raum noch, daß er im Licht des sinkenden Tages die Pfadspur zu erkennen vermag, die dort, wo der Holzweg — nur dem Kundigen erkennbar — die Höhe des Bergleibes erreicht hat, abzweigt. Er schiebt sich hindurch, wenn auch das Gewir der Äste Kreuz und quer über den Weg sich spannt und nur mühevoll zu trennen ist.

Da wird es lichter um ihn. Aus dem dämmernden Dunkel tritt er eine felsige Plattform, deren Ebene bedeckt ist mit Höckern und Vertiefungen, dabei überzogen mit Schlangenleibern ähnlichem Wurzelgestrüpp der Bäume.

Knorrig stehen die Kiefern, zerzaust von Sturm, der hier oben stetig im Sommer oder Winter sein gewaltsames Handwerk ausübt. Sachtf wiegen sich ihre langnadeligen Zweige im Hauche des Luftzuges, oft aber stöhnt im Anspruch der Windsbraut ihr Leib. Nach jedem Frühlingssturm, der mit seinem Brausen die Berge umtost und das tiefste Tal mit seinem Hauch erfüllt, werden sie krüppelhafte und unansehnlicher. Und doch . . . sieghaft strebt der verunstaltete, sich nur widerwillig beugende Leib des Stammes nach oben, unbeflegbar bis zum letzten Tage, da ihr Dasein ein Ende findet, grünt ihr Astwerk. Ungebeugt, stolz und herrisch steht Baum an Baum, jeder in der ihm eigenen Schönheit, deren tiefster Wert in dem Sieg des Lebens, in der Behauptung den Gewalten um sich begründet liegt . . .

Der Wanderer tritt näher, steigt um wenigstens tiefer, läßt sich auf einem Felsblock nieder, der hart am Abgrund liegt und zum Verweilen einladet, zum Schauen in die Landschaft davor. Hier vorn eilt der Blick zu Tale, lortrecht stürzen die Wände abwärts, kein Vorsprung unterbricht ihren Lauf und tief unten windet sich die gelbe Sandspur eines Steiges durch den Hag . . .

Da breitet sich nun ein Waldtal vor seinen Augen aus, ein ungeheurer flacher Kessel, angefüllt mit unermesslich großen Flächen grünenden Waldes, so gewaltig, daß dem Wanderer still und bescheiden zumute wird, ob so viel Größe und Unendlichkeit. Von hier oben gesehen verwandeln sich riesige Schluchten in schmale Gräben, werden die starken Stämme der Tannen und Fichten zu sich neigenden Gerten . . .

Umsäumt ist der Kessel von Riesenmauern, deren Grundriß einem Sägeblatt gleicht, die vor- und zurückstehenden und im tiefsten Winkel eines jeden Zahnes einen Grund talabwärts schicken. Das Ineinanderlaufen der so aufwärtssteigenden und abwärtsziehenden Rücken und Höhen verwandelt das Bild und wird zu einem einzigen großen Geheimnis: wie Wellen und Wogen eines in Grün erstarrten, wie leblos gewordenen Meeres liegt der Grund zu Füßen des Schauenden.

Wo sich aus dem Gefüge der Mauern ein riss- oder pfeilerähnliches Gebilde loslöst, um sich in einem Zuge dem Talgrunde zu nähern und in einem sanften mit Tannen bestandenen Felsrücken auszulaufen, schließt dann ein Felskörper wie ein Festungswerk aus vordenklichen Zeiten die Bewegung der Massen talwärts ab.

Ungemein edle Form zeigt solch ein Felsgebilde (oft gestaltet sich's ins bizarre) allein meist mit dem Ausdruck einer geheimen, mahnenden Drohung, als ob sich um ihre Flanken große Geheimnisse weben, die, wenn sie gelüftet werden, dem Mutigen, der es wagt, den Tod bringen . . .

Nicht von Menschenhand dorthin versetzt, scheinen sie geschaffen zu sein, dem unablässig formenden und rastlos tätigen Willen der lebendigen Schöpfung ihr Dasein verdankend tauchen die Gipfel formschön und ehrfurchtbeischend aus dem dämmernden Waldmeer empor, gleich den Klarheit und Einfachheit atmenden Zeugen längst versunkener Kulturen.

Mit wind- und wettergeschwärzten Mauern, die durchzogen von tiefen Längs- und Querspalten, jedem einzelnen ein Gesicht verleihen, sodaß kein Turm, kein Horn dem anderen gleicht; mit Bänken von Sickerwasser überfluteten, von Moosen und Flechten überponnen, mit diesen ungeheuren aufeinander getürmten Lasten ist der Kessel umgeben, als sollte er mit der in ihm ruhenden Stille, mit dem nur ihm eigenen Frieden ein Ort sein, den nur ein Sonntagskind betreten darf . . .

Die breitfließenden Wogen des Waldes bilden sich aus den lichtgrünen leicht und locker aufstehenden Kronen der Buchenstämme, aus den schlanken, wie mit dem Lot ausgerichteten, machtvoll emporstrebenden Wipfeln der Tannen und dem über und über grünenden Astwerk der Fichten. An Blöcke und Felsvorsprünge klammern sich ängstliche, immer zittende Birken und oben, auf der zersplitterten Krone der Riesenmauer reckt manche Wetterkiefer ihren zerstörten Wipfel in stummer Anklage in den Himmel.

Wie unter einem Bann geheimnisreich und furchtbar in seiner Unbekanntheit, lebt diese Landschaft. Als seufzten sie unter einem großen Grauen, so grünen die Bäume, rauschen im Frühjahr die Wasser, um im Mittsommer zu versiegen . . .

Ganz selten nur von Zeit zu Zeit, sind starke, kernige Männer mit blitzenden Äxten tätig; ein Geviert aus dem undurchdringlichen Gewirr der Stämme freizuschlagen. Dann liegen die gefälltten Stämme leblos und tot mit dürrer Astwerk am Boden, unregel-

mäßig übereinandergeworfen gleichen sie Toten, die nach blutigem Gefecht am nächsten Morgen die Walstatt decken. Bis eines Tages sie von Fuhrwerken, denen stämmige Pferde vorgespannt sind, aufgenommen und ins Unbekannte entführt werden . . .

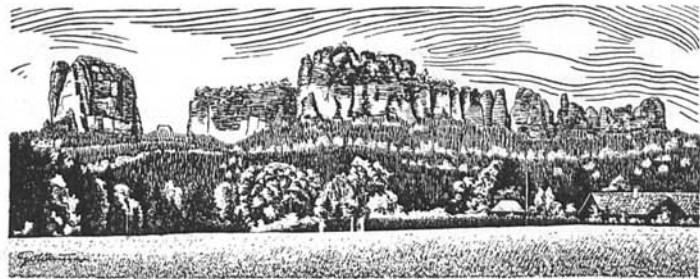
Hier oben bei dem in tiefer Beschaulichkeit versunkenen Wanderer steht eine Kiefer, durch Sturmwind und Felswand beengt und bedrängt, ihrer Nadeln beraubt, wird sie wohl keines Holzfällers zu warten brauchen, über Nacht vielleicht wird der ungestüme Geselle sie entwurzeln, ins Tal hinabfegen, wo sie dann modert und fault. An all dies denkt der Wanderer, der an den Block gelehnt an lustigen Ausblick sitzt und nicht ohne innere Ergriffenheit an das Leben und Sterben der Kinder dieser ersten Landschaft gemahnt wird. Er wird recht müde, denn sein Haupt neigt sich, er fühlt sich eins mit dem, was er schaut; das memento mori der Landschaft hat sein Herz schwer und unfroh gemacht. Plötzlich aber lauscht er . . . ein süßer, inniger Gesang erhebt sich, weit über Täler und Gründe dringen die Töne einer Vogelkehle. Da hinten fast am bergseitigen Rand des Kessels sitzt auf dem obersten, schwankenden Wipfel einer Tanne der Sänger; eine Amsel. Zuckenden Herzens singt das Geschöpfchen, dem der Wald die Welt ist, sein Lied, mit einem

Schlage damit die schweigende Weite von dem Bann erlösend und ihm pulsendes Leben wiedergebend.

Weithin dringt der süße Schall der Vogelkehle, zieht über Rücken und Höhen und kehrt mit leisem, sachtem Widerhall zurück . . . Dann schweigt der gesiederte Sänger, er mag jetzt seinem Nest zusliegen, um das Köpfchen unter den Flügel gesteckt zu träumen und am anderen Morgen die Sonne mit jubelnden Gesang zu begrüßen.

Aus dem fahlen Himmel stiehlt sich ein letzter Sonnenstrahl, durchbricht die mildigen Schleier der aufkommenden Abendnebel und umsäumt noch einmal, nur für einen Augenblick Wipfel und Stämme, Felskanten und Mauerkrone mit seinem gleißenden Gold. Die dunkle tiefe ist in sattes Violett getaucht, die grauen Mauern beginnen rötlich zu schimmern, wie eine Strahlenkrone legt sich Sonnengold um Gipfel und Riffkanten . . . Dann — jäh versinkt alles, hinweggelöscht ist jedwedes Licht, die Nacht kriecht schnellen Sprunges mit schwarzen Schwingen herüber von Westen und alles, was der Wanderer schaute, versinkt mit einem Schlage in tiefes, undurchdringliches Dunkel.

Er erhebt sich jetzt . . . wirft den Rucksack über die Schultern um weiter zu wandern, den Wohnstätten der Menschen zu . . .



Wie's Dunnerwad'r mit'n Harmoanne Schindluder trieb

(Nach einer wahren Begebenheit)

Von E. Thomas-Langburkersdorf

D'r able Schickedanz, dar ufn Lehngerichte ei Noidarfln drieb'n soaß, d'r Harmoann, Ihr ward'n wu na gekannt hoan — dar ging uf seine abl'n Toage na sibre garne uf de Joagd. Wu dar hieschuß, doa wuchs kee Groas mih! Su meent' ar immer. D'r Harmoann woar ja ou a Stoatskarle vun an Jaiger, bluß im de Beene rim woar ha bissel floapperch geword'n, und aus jed'n Noas'nluche, do hing'n su a Kleen'r, schwarcz'r Stepps'l ahler Schnupptobak raus. — Weil ar nu su sibre lieg'n und brähsch'n (aufschneiden) toat, doa trieb'n die andern garne a bissel Schindlud'r mer'n. Vor Joahr'n, doa hoatt'n se an ausgestuppt'n Hoaf'n, dar finst ein Gasthofe ei'n Nab'nstieb'l ufn Schranke stoand und dan de Mutt'n schunn hoalb ufgefrass'n hoatt'n, ei de Abersfurch'n gestellt. Doas hätt'r sahn full'n, wie Harmoann noa'n dritt'n Schruttschusse de Glinte harnoahm und mit'n Kulb'n doas Viedh z'eladerte. „Diener!“ meent' ar, und weg woar ha. Arschd noa Stid'r vier Wuch'n foam ar wied'r oagestakt. Nu war mei Harmoann aber vierfich'tig geword'n. Ar traute sugoar sei'n best'n Freinden nimih ieb'rn Waig. Ar gloubte immer, se finnt'n zun Noar'n ha'n. Doa warsch'n nu amoa poassiert, doa hoatt'r gemeent, sugoar 's heil'ge Dunnerwad'r spielt Schindlud'r mer'n. Un doas woar su.

Doa hoatt'n d'r Bustbote vor Joahr'n amoa ane siche Koarte gebrucht. Doa hoat drufgestand'n gehoat, doas ei Langwunnsdorf Treibjoagd sein fullte, und ar finnte

ou mitkumm. Doas woar ja nu su a Strass'n fer Harmoanne! Noa Langwunnsdorf, dos ging ha garne uf de Treibjoagd. Doas woar'n keene Goarscht'gn, die Stulp'sch'n und Wunnsdorfer Jaiger! Doa ging's dann zun Oamde immer zu, wie uf aner Hundehurt. Und sauf'n funnt'n die! — Wenn die eemoa 's Bierdipp'l an Maule hoatt'n, doa blieb'n se länger drinne wie ei d'r Karche. — Mei Harmoann, dar mach'th nu an Oamde vor d'r Joagd sei Gelumpe zoraichte. Wie ar nu an naichst'n Toage ufwach'n dutt, doa lacht de liebe Sunne bluß su zun Koammerfenst'r rein. Mit an gruß'n Soage huppt mei Harmoann aus'n Bette und rei ei de Schäftelhof'n. Dann zog ar de Stiefel oa und Fruch ei sei grienes Jupp'l. De Glinte und de Joagdtoasche mit dan viel'n Strass'n und 'n Rabbien'lhoak hing ar im. Dann noahm ar'n Pluto, sein'n fleen Daek'l, a de Keine und sagte 'ch su raicht v'rwaig'n sei ahles Hitt'l mit'r Barfhoahnfad'r uf und rickt ei dr Stube nunger. De grüße Moahd, de Moarie, goab'n a Dipp'l Koaffeeleorke. Dan suff ar glei geld'n ei'n Stihn und verbrannt'ch na hoahnebiech'n de Gusche drbei. — „I, du heiliges Dunnerwad'r, Du heiliges!“, meent' ar. Dann noahm ar'ch an Koam'n Brut ei de Hand und machte lus. 'S woar na ne ganz „Sechse“, wie ha vor die Haustiere trat. Und ieb'rn Doanzploane stand de Sunne und lachte, doas es een'n salb'r woarm im Harze wurde. Nu schob mei Harmoanne ab'r lus. Wie's de Hube nufging, lief ha

schunn langsoamer. Galle poar Minut'n blieb ar stiehn und hullte Oat'n. Ei jenn'r Freede woar ar'sch nu goar ne gewoahre word'n, daß de Sunne ne mih su helle schien. Und wie ar nu bei dan wild'n Karschbohme an mittelf'n Waige woar, doa woar'sch finst'r geword'n wie in an Bär-oasche. (Doas gib'ts!) Wie doas mei Harmoann markte, doa spuck't ar'ch ufn Finger und hielt'n buch, weil ha sahn wullte, wu doas Wad'r barfumm'n däte. — „Doas gibt hing'r'n Doanzploane nimm“, meent' ar und stoakte weitr. Und wie ar uf d'r Hube ub'n woar, doa warsch Wad'r doa. Doas dreh'schte wie mit Gissfoann'n. Un d'zu blizte's und dunner'te 's wie ei d'r Noischt zun Vogelschiffen. — „I, Du heiliges Dunnerwad'r, Du heiliges!“, fluchte d'r Harmoann. — Wie ha keen'n troich'n Soad'n mih an Leibe hoatte, foahr't ar im. De Barfhoahnfad'r hing'n ieb'r de Kremppe nunger, und d'r Pluto klemmt'n Schweif zwisch'n de Beene, und de Schnauze hing ar ou ei'n Draik. — Uf eemoa raichn'te's langsoam sachte. Und wie mei Harmoann fursch vorn Lehngerichte woar, doa lunzte de Sunne wied'r durch de Wulfn. — Doa machte d'r Harmoann ane spitze Gusche und pfiff: „Da nehm' ich meine Bichse und geh' in den Wald“. Drnoa dräht ar'ch im und stoakte wied'r de Hube nuf. Bei senner Stoakerei woar ar'sch goar ne gewoahre geword'n, doas de Sunne schunn ne mih su helle schien. Und wie ar dann bei'n wild'n Karschbohme an mittelf'n Waige stoand, doa woar'sch wied'r finst'r wie in an Bär-oasche (Doas gib'ts ou!). Wie doas mei Harmoann markte, spuck't ar'ch ufn Finger und hielt'n buch, weil ha sahn wullte, wu doas Wad'r barfumm'n täte. — „Doas gibt hinger'n Doanzploane nimm“, meent' ar und stoakte weitr. Und wie ar uf d'r Hube ub'n woar, doa woar'sch Wad'r wied'r doa. Doas dreh'schte wie mit Gissfoann'n. Und d'zu blizte

und dunner'te's wie ei d'r Noischt zun Vogelschiffen. — „I, Du heiliges Dunnerwad'r, Du heiliges!“, fluchte d'r Harmoann. Wie ha keen troich'n Soad'n mih an Leibe hoatte, foahr't ar im. De Barfhoahnfad'r hing'n immer na ieb'r de Kremppe runger, und d'r Pluto klemmt'e wied'r'n Schweif zwisch'n de Beene und de Schnauze hing ar ou ein Draik. — Uf eemoa raichn'te's langsoam sachte. Und wie mei Harmoann wied'r fursch vorn Lehngerichte woar, doa lunzte de Sunne wied'r durch de Wulfn. Doas woar mein'n Harmoanne doch ze braun! — „Ihe foannste mit an andern Schindlud'r treib'n, ab'r ne mit mir“, foat ar und ging heem und in seine Koammer. Dort zog ar'ch de noass'n Lump'n vun Leibe und fluchte su vor s'ch hin. Wie ar ane Weile geflucht hoatte, ging ar zun Janst'r und guckte naus. Drauß'n schien de Sunne, doas es ane Freede woar. — „Schein Du nur! Jech war' m'r'sch vu hinne oasahn, wenn's Wad'r wied'r kimmt.“ — Und de Sunne, die schien ou. — Immer wied'r guckte mei Harmoann hinger'n Storchschnoab'ln durch, die ufn Janst'rbrat'l stoand'n. Und immer wied'r schien de Sunne und lachte'n Harmoann oa. Dan stoach de Wunnsdorfer Treibjoagd elende ei d'r Noase. Und immer wied'r troat mei Harmoann vor de Haustiere und guckte. De Sunne stoand schunn ieb'rn gruß'n Fußbohme vorn Lehngerichte. Und an Himmel woar kee Wölfl ze sahn. — „I Du heiliges Dunnerwad'r, Du heiliges“, meente d'r Harmoann. — Ze Mitt'ge goab's saure Schoarwang'n, Sinst funnt's d'r Harmoann ne d'rwoart'n, bis de Schiß'l ufn Tiesch foam. Hinde schmact's'n ne. Doa zog ar ane Gusche, as wenn ha Schmierseefe und Abersbabbe as'n fullte. Uf eemoa sprang ar uf, rannte vor de Tiere, foam wieder rei und soate: „Moarie, oab'ch na gib'?" — „Gib' ocke!“, meente de Moarie. — Ar lief nuf ei de Schloafoammer und aichte ub'n ane Weile

rim. Wie ar wied'r runger foam, stoand'n de Barkhahnsfad'r wied'r uf Kroawall, und mei Pluto trug'n Schweif ou wied'r buch. Mei Schickedanz-Harmoann tritt vor de Tiere, macht fleene Voch'n und such't'n ganz'n Himmel oab. Dar is reene, wie a noiwoaschen Hemde. — „Herenfett und Bär'n-toaldh!“, soat mei Harmoann, und dann giht ha zun dritt'n Moale de Hube nuf. Wie ar a Sticke gegangen woar, doa woar ar'sch ne gewoahre word'n, doaß de Sunne schun ne mih su helle schien. Und wie ar dann bein wild'n Karschbohme an mittelft'n Waige stoand, doa woar'sch wied'r finst'r, wie in an Bär'oarsche (Ou das gib't's!) Wie doaß mei Harmoann markte, doa spuck't ar'ch ne goarscht'g uf'n Sing'r, und dann hielt' ar'n buch, weil ar sahn wullte, wu doas Wad'r harfumm'n däte. — „Doas giht hingern Danzploane nimm!“, meent ar und stoackte weiter. Und wie ar uf d'r Hube ub'n woar, doa woar ou's Wad'r wied'r doa. Doas dreh'schte wie mit Giff-foann'n. Und de'zu blig't's und dunnete 's, wie ei d'r Toischt zun Vogelschiff'n. — „I, du heiliges Dunnerwad'r, du heiliges!“, fluchte d'r Harmoann. Wie ha keen'n troich'n soad'n mih an Leibe hoatte, Fahr't ar im. De Barkhoahnsfad'r hing'n wied'r ieb'r de Krempe runger, und d'r Pluto flemmte wied'r 'n Schweif zwisch'n de Beene. Und de Schnauze hing ar ou ei'n Draid — Jedh foa's ne gutt soa'n, woas d'r Harmoann soate, wie'n's Dunnerwad'r wieder auswisch'n toate. Schiene floangs's ne! De Hube runger hoat ar'ch de Hoare bisch'l-weise rausgerooft gehoot. Und bei dan Aus-roof'n, doa mark't ar ne, doaß es langsam sachte und sachter raidn't. Wie ha bein Lehngerichte is, scheint de Sunne wied'r! Nu stoand bei Harmoanne kee Steck'n groade! — „I, du heil'ges Dunnerwad'r du heil'ges!“ — De Moarie und's andere Gefinde hoan an dan Toage an gruf'n Bog'n im mein'n Harmoann gemacht. Und ieb'r

d'r Hube stoand de Sunne. Die lacht'n egoa ei's Gesicht. Und wie ar de noaß'n Stief'ln uf a poaar Jaunslatt'ln zun Troich'n druffteck'n toate, doa hoat d'r Schickedanz-Harmoann d'r Sunne de Junge rausgbläkt vor lauter Wut. — Und dar hoatte keen'n goarscht'ch'n Loapp'n ei'n Maule drinne. —

Zun Gamde markte nu mei Harmoann, doaß ha reif zun Boalbie'r'n woar. Ar zieht'ch de Loampe oa an Strickel rieber zun Spieg'l und hullt'ch sei Roasfierge'lumpe. Wie ar'ch nu einseef'n tutt, doa guckt' ar su in Gedanken ieb'r die Roarr'n, die ei'n Spieg'lroahm'n steck'n tun. Und ganz ung'n ei d'r linf'n Ecke, doa is die, wu drufgeschrieb'n stieht, doaß ar zor Wunnsdorfer Treibjoagd kumm'n sullte. — „I, du heil'ges Dunnerwad'r du heil'ges!“, meent ar, zieht de Roarte aus'n Roahm'n und hält se vor de Voch'n. — „Dunnerwad'r!“, bläkt ha. — Do stieht uf dar Roarte gruf und breet geschrieb'n, doaß die Treibjoagd ja arsch't morne, wie an naichst'n Toage is. — „I, du heil'ges Dunnerwad'r, du heil'ges“, meent d'r Schickedanz-Harmoann, „doa hoat mich ja woahrhoast'g doas Dunnerwad'r doad'r fier behitt't, doaß de Stulp'sch'n und Wunnsdorfr Jaig'r Schindluder mit mir trieb'n!“ — Ab'r de Geschichte is na ne oalle. Ei senner Freede, doaß ha ne ze zeit'g oabgerickt woar, doa hoat ar mit'n Schierzmauer de ganze Nacht gefuff'n und gebrähscht gehoot, doaß ar an naichst'n Toage ne aus'n Fad'n ze breng'n gewas'n is. Jerscht an Noamitt'che foam ha ieb'r de Hube gestoakt, und ei d'r Toischt d'rwischt ar groade na'n Drei-Uhr-Jug. Doa foam ar na Wunnsdorf groade, wie d'r letzte Trieb oabgebloaf'n wurde. Zun Gamde hielt'n nu de Jaig'r ne goarscht'ch zun Noarr'n, weil ha ze späte gekumm'n woar. Und een'n Hoanswurfscht braucht die Bucht ja immer! — Su hoatte doch's Dunnerwad'r mit'n Schickedanz-Harmoanne na Schindluder getrieb'n.

Ruf aus dem Grenzland

Paul Großmann

*Der Deutsche träumt dem Deutschen nach
Bis in die fremden Welten
Und läßt in seinem Herz
Den fernen Bruder doppelt gelten.*

*Der Deutsche träumt der Heimat nach
Auf allen seinen Pfaden,
Und auf der Heimerde erst
Will ihm das Dasein ganz geraten.*

*Der Deutsche liebt die Welt
In allen ihren Breiten.
Er hat sie still besiedelt, stolz genommen.
Um sie nach eignem Willen zu bereiten.*

*Dem Deutschen griffen Sie nach Hab und Gut,
Sie greifen ihm nach Leib und Leben.
Es bleibt uns nichts, als unser Blut
Verjüngt aus mütterlichem Schoß zu heben.*

*Und neues Leben in die Welt zu rücken
Und einen Geist ihm einzuhauchen,
Der einst unwiderstehlich drängt,
Aus dem verworrenen Strudel aufzutauchen.*

*Drum Deutscher, streif die Träume ab,
Indes sie dir dein Vaterland verengen.
Es wird der Raum dir allzu knapp,
Du mußt ihn mit dem Blute sprengen.*

Hinterwäldler

Gerhard Birnschein

Wir schreiten zwischen schroffen Felsen und und dunklen Tannen dahin. Der Grenzbach murmelt uns zur Seite. Käuzchen schreien. Eine Feste Gledermaus berührt im Flug fast unsere Köpfe. Dichte, weiße Nebelschwaden wogen gespenstisch über den nächtlichen Wiesen. Dort winken schwuppige Zweige einer einsamen Weide geisternd aus der milchigen Masse. Jäh aufsteigende Felswände taucht der Mond in sein geheimnisvolles Licht. Drüben, aus dem „Böhmischen“, orgeln tiefe Brummschreie der Hirsche in die kalte Nacht. Sonst ist tiefe Stille um uns. Da blinkt spukhaft ein Licht der einsamen Grenzschänke zu uns herüber. Dort scheint heute Leben zu sein! Dröhnendes Lachen schallt durch das offene Fenster. Dicke Schwaden Tabakrauch entweichen der niedrigen Gaststube mit ihrem verräucherten Balkenwerk. Eben stimmt eine kräftige, raube Stimme an:

„Su sprach der Veit zum Florian,
Da haßt'n ganzen Plunder.
Die Sonne geht ei Ufen of,
Ei Westen geht se unter.
Zurücke kommt se ganz gewiß.
Du siehst's bloß nicht,
Weil's finstee is!“

Kein Zweifel. Das ist der „Hies“. „Du“, sagt Freund Peter, „das gibt wieder mal 'ne lange Nacht!“ In dem Bewußtsein stolpern wir hinein in die bierselige, heitere, von einer traulichen Petroleumfunzel überstrahlte Abendrunde der Hinterwäldler, die uns beide bereits erwartet. Freund Peter wird gleich vor das alte, wacklige, wurmstichige Tafelklavier gesetzt, um den Egerländer- und Holzbauerbuamarsch aus den altersschwachen Saiten zu locken. Ich halte inzwischen mit Muße Umschau in unserer Runde. Unser „Hies“ ist, scheint

mir, bereits beim zehnten Glas. Wie immer, hat er das verschliffene Lodenhütel, voll von „Klempnerladen“, auf dem fanstigen Schädel, den einstmaligen blauen, birschhornknopfbefestigten Janker und die kurze, speckig glänzende lederne Wids an. Die schön geschnitzte, halblange Pfeife dampft ganz gewaltig, wenn er nicht gerade singt. Jetzt legt er eben los mit dem Jodelliede vom Erzherzog Johann, das er so liebt, und bei dessen Jodler wir immer merken, ob er schon „einen in der Krone“ hat. Neben ihm, auf dem verschoffenen, knarrenden Kanapee, thront der Förster. Ein prächtiger Mensch, ein gebürtiger Egerländer. Ihm zu Füßen streckt sich sein treuer Hühnerhund. Auf seinem Schoße schwänzelt blinzelnd sein dreifester Dackel. Die andere Sofaecke füllt „Ringel-Korle“ aus. Listig-lustige Auglein lächeln aus dem zerfurchten, verwitterten Gesicht, wenn die junge Wirtstochter an ihm vorüberstreicht. Über achtzig Jahre hat der Korle schon auf dem Buckel. Man kann es kaum glauben, aber er kommt Tag für Tag von dem stundenfernen, sächsischen Grenzort herüber, um seine „Packel“ böhmischen Knaster zu holen, ein oder meistens mehrere „Echte“ hinter die Binde zu gießen und dabei über den Wald, die Hirsche und die Politik zu plauschen oder auch mal mit einem der jungen, stämmigen „Kulturweiber“ zu tätscheln. Ja, ja, er hat es noch in sich, der „Korle“! An seiner Seite hockt Emil, der ewig müde Holzfuhrmann, zusammengefroren auf seinen vier Buchstaben. Der zerzauste Schnauzbart hängt träumerisch unter der Nase und stichelt die halbzerfatschte, schiefgebrannte „Kurze“. Das ist, wer das noch nicht weiß, die böhmische Zigarre. Ab und zu gibt Emil

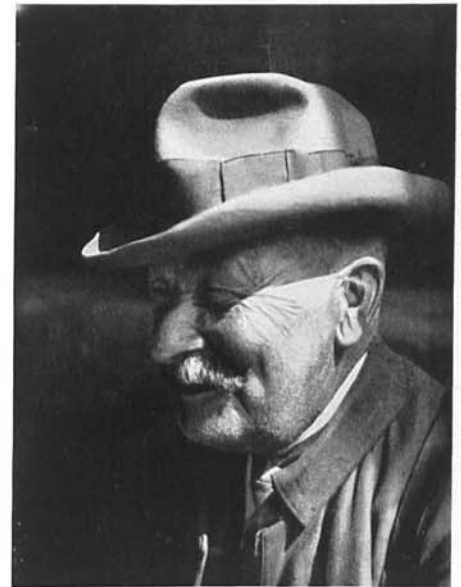


„Hies“

phot.: G. Birnschein

durch Murmeln Fund, daß er noch nicht schläft. Aber bald wogt seine ascheübersäte Weste unter tiefen Atemzügen, trotz all dem Krach, den wir anderen verzapfen. Denn „Robert, das Knallhorn“ ist auch da. Der fragt uns übermütig: „Sull'ch mal Kra-wall machen“? Und dann taut er auf, erzählt später von seinen Hirschen und von ihren Wechsellern. Er weiß auch, wieviel Zwölfer draußen sind und daß es hier und da Wilderer gäbe. Wir müssen ihm glauben, daß er das nur vom Hörensagen weiß. Dann berichtet er von seiner Minna, seinem „Silberlachs“. Wie er sie freite, muß er euch selber mal erzählen. Eben tritt der Heger ein, ein feinnerviger Mensch, gar nicht so recht von Hinterwälderer Art. Er hat schon manches phantastische Erlebnis hinter sich und auch heute eins auf Lager. Doch die in diesen stillen Erdenwinkel versprengten oberbayrischen Holzfäller haben

heute keinen Sinn für seine Spußgeschichten. Sie rammeln das Bayernmesser in den Fußboden und platteln und tanzen ihren charakteristischen Wilderertanz. Berg- und Heimatlieder singen wir ohrenbetäubend schön. Die Stube zittert, dröhnt, dampft und stampft. Wir sind ein Herz und eine Seele, Deutsche bei Grenzdeutschen zu Gast, die nur der Grenzbach und die Grenzsteine trennen, die draußen im Mondlicht mahnen und der fremde Jöllner, der, eben hereingekommen, seine Knarre in die Ecke lehnt. Spät schlürfen wir schwankend auseinander. Plötzlich ruft es fliegend aus den Nebelsetzen vom Grenzbach her: „Zu Hilfe, ich ertrinke, ein Menschenleben in Gefahr!“ Wir stürzen zum Ufer. Wer kann schon in so einem Grenzbach ersaufen, dessen „Gluten“ bestenfalls bis zur Hüfte reichen. Der Ringel-Korle! Er ist statt auf die staatenverbindende Brücke unter sie ge-



„Ringel-Korle“

phot.: G. Birnschein

raten und steckt bis zum Halse inmitten des Baches, von aufgeschreckten Forellen umhüpft. Aber er sitzt gut und sicher mit seinen achtzig Jahren in dem eiskalten Gewässer. Ein großer Stamper „Borowitschka“ hilft ihm wieder auf die Beine. Hies juchzt vor Schadenfreude, denn ihm erging es schon mal ähnlich, und Freund Peter jodelt dazu laut, daß es in den nahen Wänden vielfach widerhallt, und daß die hinter-

wäldlerische Alte oben am Berge keifend zum flirrenden Fenster herausfährt und mit spitzer Stimme herauskreischt: „Sinn se och mal wieder da, die verfluchten Brüllschweine. Die mögen doch in ihre Drasner Heerde gehn, wenn se gorgeln und brüllern wull'n“.

Unter diesen vernichtenden Kritik vertagen wir wohl oder übel etwas fleinlaut unser Grenzlandtreffen bei den Hinterwäldlern.

Auslandsdeutsche - Deutsche außer Landes!

Walter Lange

Während der Kriegsjahre ist den meisten des deutschen Volkes der Begriff „Auslandsdeutsche“ zum erstenmal klar geworden. War doch früher im Reich nur sehr selten die Rede davon, daß außerhalb der Reichsgrenzen Deutsche wohnen und Deutsche durch Jahrhunderte ihre Wesensart bewahrt haben. Wie eigenartig muß es da so mancher empfunden haben, wenn er weit von den deutschen Gebietsgrenzen entfernt, an der Wolga etwa oder an der Dnjestrmündung am Schwarzen Meer, nicht nur vereinzelte deutsche Siedlungen, nein, ganze geschlossene Siedlungsgebiete getroffen hat. Inmitten slavischer Bevölkerung, mit ihrer Unbekümmertheit kulturellen Forderungen gegenüber, deutsche Siedlungen, durch Ortsanlage, Feldbewirtschaftung und Sauberkeit als solche sofort erkennbar.

Erst nach der widersinnigen Zerreißung deutschen Kulturbodens durch den Versailler Vertrag wurden die breiten Schichten des Volkes auf das Vorhandensein deutschen Kulturgebietes weit außerhalb der Reichsgrenzen aufmerksam gemacht.

Im allgemeinen entsann man sich nur der jüngsten Auswanderungsgebiete in Südamerika und den Vereinigten Staaten. Und zugleich wurde die Mei-

nung geäußert, die ausgewanderten Deutschen hätten nichts Eiligeres zu tun, als ihre deutsche Zugehörigkeit zu verleugnen und sich dem neuen Lande anzupassen.

Die in den letzten Jahrzehnten verstärkt eingesetzte Forschung nach dem Deutschtum im Auslande und nach seinen Trägern hat gezeigt, daß es eine ganz beträchtliche Zahl deutscher Sprachgebiete gibt, die sich durch Jahrhunderte hindurch, trotz völligen Getrenntseins vom Mutterlande und mangelnden Verständnisses von Regierung und Volk der alten Heimat, in Sprache, vor allem aber in Kultur, ihr Deutschtum restlos bewahrt haben. Wir dürfen, sprechen wir von Auslandsdeutschen, nicht nur an die verhältnismäßig kleine Zahl derjenigen denken, denen die Heimat die Abenteuerlust nicht befriedigen konnte, oder denen, meist durch eigene Schuld, der Boden des Mutterlandes verleidet wurde. Solche Naturen, in vielen Fällen Verkümmerte der Großstadt, kannten freilich nur ein persönliches Geltungsstreben, sie fanden sich in fremder Umgebung gar schnell zurecht, unter Ablegung der heimatlichen Eigenarten und Gewohnheiten.

Dort aber, wo deutsche Erbangehörige, namentlich aus Raummangel auswandern

mußten, finden wir die besten Kräfte deutscher Wesensart. Sie zogen aus mit Pflug und Samen Korn, suchten sich Neuland, das ihnen geistige und räumliche Freiheit bieten konnte, hielten dicht zusammen und bewahrten sich vor einer Vermischung mit niederen Rassen und Stämmen.

Mag zunächst der Zusammenhalt mit der Heimat noch gegeben gewesen sein durch solche, die aus der Heimat nachgeholt wurden, Verwandte oder Ortsansässige; mag auch mancher der Jungen aus der Heimat sich die Frau geholt haben, in wenigen Jahrzehnten wurden sie für die Heimat Vergessene. So wie die räumliche Bindung war auch das geistige Band zerrissen, das sie immer noch an die Heimat fesselte, und niemand daheim bemühte sich darum, die Bindung wieder anzuknüpfen. Inmitten Wesensfremder, ganz allein auf sich selber angewiesen, wurden sie hart und stark. Sie trotzten allen Einflüssen der fremden Umgebung mit Erfolg, sie duldeten keine Mischchen; ja, vielfach wehrten sie sich sogar dagegen, in ihren Ortschaften Nichtdeutsche aufzunehmen. Wohl mußten sie sich den veränderten Verhältnissen anpassen, lernten Früchte bauen und verwerten, die ihnen bisher faum bekannt, geschweige denn vertraut waren. Klimatisch und landschaftlich mußten sie sich umstellen, nicht aber stellten sie sich um in ihrem Geistesleben, in ihren Sitten und Gebräuchen. Es gibt, besonders in Südosteuropa, Gebiete, die vor mehr denn 5 Jahrhunderten von Deutschen erschlossen wurden und die von den Nachkommen jener Kulturpioniere heute noch bewohnt werden. Und diese Nachkommen sprechen eine Sprache deren Dialekt unschwer als bayrischer oder schwäbischer zu erkennen ist. Doch nicht nur die Sprache, auch die Kleidung haben sie sich erhalten, teilweise viel gereuer als in der Heimat selbst; die Volkslieder und die Volks-

gebräuche sind noch dieselben wie die, die ihre Vorfahren aus der Heimat mitbrachten. Sie hatten ja den besten Maßstab, den Wert deutschen Wesens zu erkennen, vergleichend mit den Volksfremden ihrer Umgebung. Für sie gab es keine Zersplitterung der Kräfte in Zünfte, Stände oder Sippen; sie trieben auch keine Kirchturmspolitik, die ihnen den Gesichtskreis verkleinern konnte. Sie kannten nur eins, ihr Deutschtum nämlich, das sie den anderen gegenüber überlegen und stark sein ließ.

Und so sehen wir heute in vielen jener Gebiete, die vor Jahrhunderten von Deutschen besiedelt wurden, ein Deutschtum und ein Deutschbewußtsein, das dem in der Heimat nicht nur nicht nachsteht, nein, das es mitunter sogar übertrifft.

Eins allerdings dürfen wir dabei nicht vergessen, befaßten wir uns mit unseren Brüdern jenseits der Grenze. Diese Deutsche, die sich infolge Unverstand der Heimat allein in der Fremde zurechtfinden mußten, ganz ohne starken Rückhalt des Mutterlandes, sehen uns zunächst ein wenig mißtrauisch entgegen. Sie können nicht verstehen, warum wir uns jetzt, da die Heimat selber ihr Bestehen bitter erkämpfen muß, ihrer in solcher Deutlichkeit erinnern. Sie können noch nicht recht daran glauben, daß in der Heimat das Verständnis für sie erwacht ist. Diesen, ihren Glauben aber zu erringen, muß unsere nächste Arbeit sein. Wir dürfen nicht kommen als Fordernde, wir dürfen ihnen auch nicht erzählen von der Schwere des Kampfes, den die Heimat um ihr Bestehen ausficht, nein, wir müssen uns zuerst mit ihrer Not befaßen, ihnen helfen, soweit es in unseren Kräften steht. Haben wir erst das Vertrauen zurückgewonnen, das jenen im Laufe der Zeit verloren gegangen ist, werden sie sich auch wieder restlos als deutsche Kolonisten mit dem Mutterlande verbunden fühlen.

Im Tal der Meeraugen

Hans Gebler, Dresden

Ein blendend schöner Spätsommernorgen sah uns am Weg in's Großkohlbadtal. Die Attraktion — die in gigantischer Felsen- und Waldlandschaft über hohe Talstufen stürzenden Kohlbachwasserfälle — erfüllte die Stille des jungen Tages mit ihrem dumpfen Tosen. — Dann nahm uns der Bergwald auf und trennte uns von allem, was Welt heißt.

Der schmale steinige Pfad, der bergauf zieht, ist nicht so viel begangen wie der Felsensteig in's Kleinkohlbadtal, wo hoch oben unter den Steilwänden der Lomnitzer Spitze das Tery-Schutzhäus mit den Fünf Seen einen weiteren Anziehungspunkt für die vielen Touristen bietet, aber dessenungeachtet ist das Großkohlbadtal nicht minder erhaben. Mit seinem herrlichem Gipfelkranz baut sich der Mittelgrat, von der Morgensonne bleich beleuchtet, in erhabener Größe auf. Die beiden Kirchenspitzen, der Sabeschturm und in jähem Aufschwung darüber der schroffe Mittelgrat mit der Katharinen spitze, hinter welcher die zerrissene Wand des Gelben Turmes sichtbar wird. Dort liegt auch, wie ein mächtiger Buckel, mit schroffen Abbrüchen, unser heutiges Ziel — der Jägerbreitenturm. Es dauert nicht lange, so schwindet der Wald. Nur ein paar sturmzerschliffene Wetterfichten und Zirben tragen noch der Höhenlage, sonst ist nichts wie der weiche Pelz des Knieholzes über endlose Schuttreißen. Sie kommen herab von dem Zackigen Grat, der mit brüchigen Türmen besetzt, hoch oben am blauen Firmament zur Schlagendorfer Spitze hinaufzieht und jenseits dieses edelgeformten Gipfelhauptes in langer Kette — dem Kastenbergszug — zur Blasyscharte wieder abfällt. Die Mitte dieses breiten

Gerölltales durchbraust in zahlreichen Fällen der Klargrüne, aus den vielen Meeraugen im oberen Teile gespeiste Kohlbach.

Tiefblauer Enzian bekränzt das Felsengeshiebe, über das sich der Weg bahnt. Die Sonne flimmert über der Weite, kein Ton stört den heiligen Bergfrieden. So kommen wir an dem Unteren Feuerstein vorüber, einem Riesenfelsblock, unter dessen überhängenden Schirm ein warmes Reißiglager von biwakierenden Bergsteigern erzählt, die früher mehr denn jetzt die in jedem Tale befindlichen, meist von den Hirten benutzten Lagerstätten an den „Feuersteinen“ bezogen. Dicht hinter diesem schwarz geräucherten Felsenungetüm verlassen wir den, die steile Wandstufe erklimmenden Pfad und klettern weglos durch dichtes Lärchengestrüpp und über mächtige Felsblöcke zu der langen Geröllhalde empor, die von den senkrechten Plattenschüssen des Gelben Turmes herabstreicht. Eine öde und wüste Schuttmulde, mit Schneefeldern bedeckt, öffnet ihren finsternen Schlund zwischen den Jägerbreitenspitzen und der Felsnadel des Gelben Turmes. Die Scharte ganz oben bildet den Übergang zu den Fünf Seen im Kleinkohlbadtal. In dem schattenerfüllten Couloir werden Gemsen flüchtig. Sie hasten in langen Sätzen von einem Felsenband zum andern, höher, immer höher, bis zwei von ihnen auf einer freitragenden Nadel als scharf gegen die dunklere Wand sich abhebende Silhouetten Posten faßen und die Eindringlinge in ihrem Bereich mißtrauisch verfolgen.

Unser schweißkostende, steile Anstieg bringt uns auf einen schwachausgetretenen Pfadsteig, dessen Beginn, wie immer hoch oben im Gefels versteckt, ein kleines Steinmandl



Am Langen See im großen Kohlbadtal

phot.: R. Schomberger

anzeigt. Schon liegt das Tal mit seinen weißschimmernden Wasserstürzen tief zu Füßen und der grandiose Felsenzirkus weitet sich in ungemessener Runde. Wilder und großartiger wird es um uns herum, je höher wir auf den vielen Serpentinendieses Felsensteigleins emporkommen. Dunkle Wolkenschatten schweben wie Riesenfittiche über die Blockhalden, gespensterhaft ziehen lockere Wolkensfahnen durch das schwarze Gewand. In erdrückender Massigkeit schließt eine Felsenmauer nach der anderen die Runde um den verlassen Kessel. Auch die steil abfallende Terrasse der Jägerbreiten, die wir schließlich erreichen, ist ein packendes Stück dieser Urweltengröße, selten besucht von Touristen, eine Hochmulde, um die finster und abweisend Riesentürme die Wache halten.

Unendlich verlassen breiten sich in dieser Steinöde die beiden Aschloch-Seen, deren lichter Glanz die düstere Stimmung kaum

zu mildern vermag, ebenso wenig wie die winzigartigen Blumensternchen, die, den kärglichen Gras- und Moospolstern entsproßend, vergessene Kinder der großen Göttin Flora zu sein scheinen. —

Wir rasten an den Ufern des größten dieser beiden Meeraugen, während um uns herum kleine Bergfinken zutraulich die Krümen wegpickten. In den Klüften des Gelben Turmes poltern Steine herab. Langsam entgleiten die Gedanken in eine wunschlose Ferne. —

Der Felsklotz des Jägerbreitenturmes, 2131 Meter, der vom Tale aus so eine imposante Sigur bot, schrumpft von diesem, schon 2040 Meter hochgelegenen Plateau zu einem Geröllhaufen zusammen. Über dem höher gelegenen Sattel hinweg führt die Steigspur auf dem Nordgrat entlang durch hochgeschichtetes Blockgetrümmer zum Gipfel, der aus einer einzigen riesenhaften Platte gebildet wird, die mit ein paar Klimm-

zügen rasch erreicht wird.

Ein Bild von packender Größe entrollt sich von da oben. Tief unter wildzerklüfteten Gratschneiden und Fühnen Türmen der Frieden des Großkohlbadtales. Ein Duzend von Meeräugen leuchtet zu unserem Felsen-throne hinauf. Die Aschloch-Seen, an denen wir vorhin rasteten, zu Füßen die Schnittlauch-Seen, ebenso verlassen in der Steinwüste wie jene, weiter hinaus der große Eis-See mit breiten Schneefeldern verbrämt, seitwärts der Fuchs-See sowie die kleinen Kitaibel-Seen, die Buchholz-Seen und der Trümmer-See unterhalb des Roten Flußturmes, der Lange See mit dem kleinen Steinbau der Kohlbadhütte auf dem Moränenwall, der Löffelkrautsee und ein namenloses kleines Meeräuge, ganz versteckt in den Steilabstürzen des Jägerbreitenturmes. Über all diesem Alpenidyll der Tiefe hoch und gewaltig ein Felsenfranz voll wilder Majestät. Das packendste Milieu — der jäh aufstürmende Spitzen Turm im Norden, dessen glatte Südwände sich in ihrer ganzen Schroffheit offenbaren. Lange hatte man sich an den Wänden und außerordentlich exponierten Graten bemüht, ehe es Karl von Englisch und seiner Frau mit den Führern J. Hunsdorfer jun. und Strompf 1902 gelang, dieses abweisende Felsgetümm von Norden aus zu bezwingen. Auch heute zählt die Besteigung des Spitzenturmes zu einer alpinen Tat und mehr als einmal hat der Bergtod hier seine Opfer gefordert. Nicht minder imposant ist das gewaltige Trapez des Roten Turmes, das, durch die Weiße Bank von ersterem getrennt, sich rechts anschließt und mit den Jägerbreitenspitzen die Aussicht nach dem Kleinbadthal versperrt. Die Felsentürme des Mittelgrates, der Schlagendorfer Spitze und der von hier besonders eindrucksvoll sich präsentierenden Warze decken gegen die Zips die Sicht, während nordwärts neben der formidablen Kl. Dyosacka die massige Krotense-

spitze mit der Javorovaspitze den Talabluß bilden. — Dunkle Wolken ziehen über den weiten Himmelsdom und ein Licht- und Schattenspiel hebt an auf diesen einsamen Granitriesen, daß man versunken die Zeit vergißt. —

In weitem Bogen umzieht der Pirschpfad den tiefen Kessel, der von der Krotense-spitze, dem Spitzenturm und unserem Gipfel gebildet wird. Die Schnittlauch-Seen weiten ihren silberglänzenden Spiegel, fern leuchten die Schneebänder am Eis-See. Der Eis-See liegt weit ab vom Fußweg durch's Großkohlbadthal in einem vergessenen Talwinkel. Eine hohe Geröllbank schließt dieses breite einsame Gewässer ab, an dessen Ufern keine Spur menschlicher Tätigkeit sich bemerkbar macht. Nur die Felsenriesen thronen wie mächtige Altäre in feierlicher Runde, und der Sturm heult fliegend über die Granitblöcke, die Wellen gegen das graue Gestein peitschend. Die tiefvioletten Tinten, die den Wandzirkus magisch überziehen, kontrastieren seltsam gegen die sonnenverklärte Weite des Tal- ausganges.

Gegen die Windstöße uns stemmend, wandern wir weglos über das hohe Geschiebe, über Schneestreifen und schorfige Grasbänder zu den Kitaibel-Seen, wo die kleine primitive Steinhütte des Großkohlbadtales Schutzhauses uns eine bescheidene Raft am Spätnachmittag bot. Das Bild von der Hütte auf die stillen Wasser des Generals- oder Langen Sees ist von eigenartiger Schönheit. baut sich doch unmittelbar über diesem das Gerölldelta der Warze auf, deren sonderbare Türme von dieser Seite gut sichtbar sind. Leider wird auch dieses Meeräuge, wie die meisten in der Tatra, immer mehr verschüttet. —

Abendstimmung erfüllte die schweigsame Runde, als wir talwärts zogen. Mit rosenroten Wassern stürzt sich in tiefausgewaschenem Felsengerinne der Kohlbad über die

steile Wandstufe hinab in den daruntergelegenen Löffelkraut-See, während unser Felsensteig hoch darüber auf mächtigem Plattengeschiebe diese Seewand umgeht. — Über die Felsenblöße senken sich tiefer unten langsam die Schatten der Dämmerung. Das letzte Licht am schroffen Mittelgrat erlischt, der Wald „steht schwarz und schweigt“. — —

Ein langes nächtliches Stolpern durch finsternen Wald — dann leuchten die Lichter des großen Hotels am Kämmchen, und die Drahtseilbahn führt uns mit vielen Menschen zusammen hinab in das bunte Leben der Kurorte. Ein Tag im Reiche der weitfernen Meeräugen hoch oben im Gefels der Tatra hatte seinen Abschluß gefunden. — —



Bei den deutschen Siedlern in den Waldkarpathen

Walter Kopplin

Es mutet merkwürdig an, wenn man tagelang durch meist recht unkultivierte, fremdsprachige Länder gereist ist und kommt plötzlich in ein deutsches Dorf. Hinter wilden Urwäldern, in denen noch Bären und Wölfe haufen, hat man das Gefühl, hier müßte eigentlich die Welt zuende sein — und da steht man auf einem Male ganz unvermittelt in einem deutschen Dorf, daß man meint zu träumen; ist man nun wirklich im fernen Osten, in den Waldkarpathen oder ist man im Schwarzwald?

Es war eine herrliche Fahrt, das Theißtal

aufwärts immer weiter in die Karpathen hinein. In Tereza, kurz bevor der Zug auf rumänische Seite hinüberfährt, verlassen wir ihn und bestiegen eine Kleinbahn, die einen recht vorstintflutlichen Eindruck machte und im 10-Kilometer-Tempo das Tereza-tal aufwärts kletterte — viel Geduld muß man haben, wenn man in Karpatho-Rußland reist; das merkten wir auch, als wir von der Endstation aus den Omnibus benutzen wollten, der zweimal täglich — manchmal auch überhaupt nicht — nach dem 50 Kilometer talauf gelegenen „näch-

sten" Dörfern Königsfeld und Deutsch-Mokra fährt. Ein Fahrplan existiert zwar, aber man tut gut, in diesen eine Stunde plus oder minus mit einzukalkulieren. Man muß sich hierzulande mit merkwürdigen Gepflogenheiten abfinden. So zum Beispiel kennt man die Manipulation, die wir als „waschen“ bezeichnen, hier in den Russendörfern nicht, man schmiert das Gesicht mit Öl ein und schabt sich ab — scheinbar nach dem Muster Altgriechischer Körperpflege. Als wir einmal bei einem Bauern im Heu geschlafen hatten und der erste Gang am Morgen der zum Brunnen war, stand die ganze Sippe vom Urhahn angefangen bis zum Jüngsten um uns herum und staunte ob der komischen Gebräuche dieser „Germanski“. Einmal handelten wir einem jüdischen Händler Hörnchen ab, wovon eins in den Schlamm fiel. Ich wollte es natürlich nicht nehmen, da zuckte der Jud' die Achsel, wischte es über seine schmierigen Hosen und sagte gelassen: „I gidd'n, ä anderer kaifts“.

Nachdem wir uns nun mit dem Schaffner, der ebenso wie der Führer stark bewaffnet war, über den Fahrpreis geeinigt hatten, suchten wir im Wagen Platz und fanden solchen nach dem bewährten Grundsatz: „Es gehen viele geduldige Schafe in einen Stall“ und auf ein Minimum von Bodenfläche balancierend, pferchten wir uns in die Masse ein. Diese Masse bestand aus Russen und Juden. Der Ostjude, von schäbigem Äußeren, war von den mannigfaltigsten Düften umschwebt, und der Russe, meist betrunken, hat die Angewohnheit, stark zu priemen und spuckt demzufolge oft und reichlich aus. Von den nichtzahlenden Fahrgästen, die sich als schwarze Punkte an den Wänden abwärts bewegten, ganz zu schweigen. Dazu brannte die Sonne auf das Wagendach und die Fenster ließen sich nicht öffnen — und hier mußten wir stundenlang aushalten und aufpassen, das

Wagendach und den Kopf zu schonen, denn das fliegliche Vehikel stolperte über Straßen, die nach unseren Begriffen keine Straßen waren. Einmal mußte sogar alles aussteigen, um den Wagen an einer besonders gefährlichen, vom Bach unterpülten Stelle zu stützen.

Endlich wurde die Straße glatt und die Fahrt ruhig und plötzlich sahen wir draußen Häuser, so schmuck und so sauber, daß es eine Freude war — wir waren am Ziel, in dem deutschen Dorf Königsfeld angelangt.

Die Häuser der Bauernhöfe sind massive, schindelgedeckte Holzblokhäuser, die mit dem Giebel nach der Straßenseite weisen und in ihrer Sauberkeit dem Dorf ein wohlgefälliges Äußere verleihen. Als Wasserquelle dient der von je zwei Höfen benutzte Ziehbrunnen. Ganz im Gegensatz dazu stehen die Russendörfer, die mit ihren erbärmlichen Hütten Zeugnis einer haarsträubenden Unkultur ablegen. Die Menschen leben dort meist mit dem Vieh in einem Raum zusammen. Die kleinen, schiefen Fenster lassen sich nicht öffnen und der Rauch der offenen Feuerstelle, die sich inmitten des Raumes befindet, muß sich durch die Tür oder die undichten Stellen des Daches Abzug suchen.

Die Deutschen des Terezwatales sind Kärntner und noch heute urdeutsch. Sie wurden unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia zur Arbeit in den Marmaroser Salzbergwerken im Theistal angesiedelt. Nach der Auflösung dieser Bergwerke wanderten sie talaufwärts und rodeten den Wald. Die angewiesenen Plätze zum Häuserbau sollten ihr Eigentum werden — ein Versprechen, das bis heute noch nicht eingelöst worden ist und neuer Boden wird den Deutschen nicht bewilligt. Die Folge davon ist eine Ansiedlung in den benachbarten Russendörfern mit eigenen Grundbesitz. Der Russe ist durch seinen reichlichen

Alkoholkonsum an den Juden verschuldet und muß ihm seine Wirtschaft überlassen. Von diesem kauft sie der sparsame und fleißige Deutsche und gelangt somit zu dem langersehnten eigenen Grund und Boden. Auf diese Weise werden die russischen Dörfer immer mehr mit Deutschen besiedelt. Dadurch kommt der Russe mehr und mehr mit der Kultur in Berührung, was die Lebens- und Bauweise der Russen in diesen Dörfern deutlich zeigt. Somit leistet der Deutsche bewußt und unbewußt hier im Osten wertvolle Kulturarbeit.

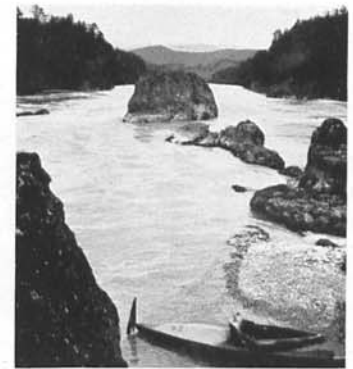
Auch die Almwirtschaften haben sich diese Karpathen-Deutschen aus ihrer alpenländischen Heimat mit hergebracht. Auf den Bergen der Waldkarpathen, die bis zu 2000 m aufsteigen und deren Kuppen von den herrlichsten Matten bedeckt sind, haben sie sich die Almen angelegt, auf denen während der Sommermonate der gesamte Viehbestand des Dorfes untergebracht ist. Schmucke Sennerinnen verwalten den Alm-

betrieb, melken, verarbeiten die Milch zu Butter und Käse und tragen ihre Erzeugnisse hochaufgetürmt auf dem Kopf geschickt zu Tale. Auch einen netten Brauch haben sie sich mitgebracht: Wer zum ersten Mal die Alm betritt, wird auf eine Bank gelegt und jede Sennerin nimmt ein Scheit Holz und schlägt dreimal kräftig zu: „Eins zur Gesundheit, eins für den Ehestand und eins zur Ehre“. Auch wir mußten auf die Bank und noch am nächsten Tage konnten wir feststellen, was für kräftige Arme diese Älplerinnen hatten. Aber wir waren mit ihnen lustig und unvergessen werden uns die Stunden auf der Alm bleiben, hier oben in der herrlichen Landschaft und bei dem fröhlichen, naturfrischen Völkchen und sehr schwer wurde uns der Abschied von hier, wie auch drunten vom Tale. Das, was wir von diesen wackeren Deutschen fern der Heimat sahen und hörten, wird uns gleichsam unvergänglich bleiben.

An der Drau

Dr. Ernst Heinrich

Ein Blick auf die Karte der Donaufstaaten zeigt uns im nördlichen Gebiet von Jugoslawien, insbesondere an der Drau, viele deutsche Namen, von denen uns Marburg und Karlsbad noch etwas bekannt vorkommen. Unbekannt ist uns der stille zähe Kampf unserer deutschen Brüder in diesen Gebieten, für die Marburg, das jetzt noch 80% deutsche Bevölkerung aufweist, der Mittelpunkt dieser Grenzlandgemeinde ist. Unbekannt sind auch fast jedem deutschen Volksgenossen die erbitterten Kämpfe dieser Grenzlanddeutschen im Verein mit den Kärntnern und Steiermärkern in den Jahren 1920 und 1921, wo sie es durch ihren kraftvollen Widerstand erreichten, daß Jugoslawien das Klagenfurter Becken nicht ohne weiteres an sich reißen



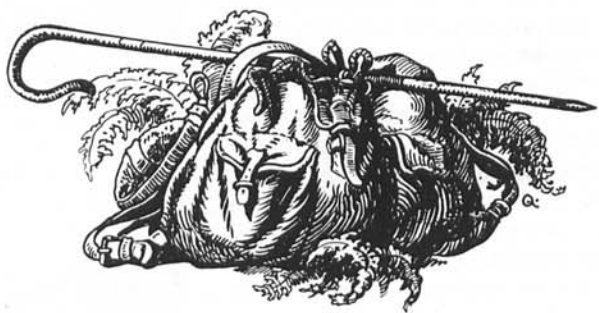
Teufelsbrücke bei Völkemarkt
phot.: Dr. Heinrich

Konnte. Die Abstimmung gab dann eine überwältigende deutsche Mehrheit, sodaß dieses Gebiet bei Deutsch-Österreich verblieb. Alle diese Grenzlanddeutschen können wie die Oberschlesier auch von einer Schlacht von Annaberg berichten, die vor den Abstimmungskämpfen vor allem heftig an den Drau-Brücken tobte.

Gar selten besuchen Reichsdeutsche diese Grenzland-Volksgenossen, wenn sie hinunter kommen; meist eilen sie weiter mit der Bahn von Graz über Marburg nach Agram und Belgrad ohne Halt zu machen. Und doch bietet das Land so viel Schönes. Eine Fahrt auf der Drau im Saltboot oder eine Wanderung in diesem Flußtal wird jedem Naturfreund zu einem begeisterten Verfechter dieser Landschaft machen. Mit ungeheurer Wucht bricht sich die Drau an einigen Stellen ihren Weg durch die Karawanken, den Gebirgsstock der Koralpe und das Bacher Gebirge. Wenn dann Saltbootfahrer zusammenkommen und von den Schnellen von Troffin-Gegental und Freesen plaudern und den Strudeln von Wuchern, dann leuchtet es in den Augen, denn die Bezwingung dieser Schnellen erfordert den letzten Einsatz der besten Saltbootfahrer. Umso schöner ist der Lohn, wenn er da-

nach durch die unermesslichen Wälder, die sich schroff im Tal hinaufziehen dahintreiben kann, nur einmal unterbrochen, von der Talsperre und dem riesigen Elektrizitätswerk an der Saaler Wand. Merkwürdig ist der Gegensatz der Landschaft danach zu der weiten ungarischen Ebene, die bei Marburg beginnt. Durch Hopfen- und Maisfelder geht dann die Fahrt. Fast überall grüßen den Wanderer urdeutsche Laute, selbst noch in dem ungarisch scheinenden Warasdin.

Die im Norden Jugoslawiens vorhandenen Deutschen sind aber nicht nur in ihrer Heimat zu treffen. Sie sind mit die intelligenteste Bevölkerung des jugoslawischen Reiches. Man trifft sie deshalb in gehobenen Stellungen in Agram, Belgrad, an der Adria-Küste von Fiume bis hinunter nach Cattaro und selbst noch in Mazedonien. Nie verleugnen sie ihr Deutschtum und besonders erfreut sind sie, sobald sie Reichsdeutsche treffen. Dann nimmt das Fragen über die Ereignisse im großen deutschen Mutterland kein Ende und die wenigen Stunden des Zusammenseins mit den deutschen Volksgenossen verfliegen ihnen immer viel zu rasch.



Das Matterhorn

Phot. Ad Astra-Aero, Zürich

Aus Blodigs Alpenkalender 1933, Verlag Paul Müller, München 2 NW 8. Preis RM 2.90

Kurzweilige Chronik für Alpinisten

Bernhard Faust

In einer Länge von über tausend Kilometer und zweihundertsechzig Kilometer Breite schiebt sich der Alpenriegel zwischen die Sehnsucht des nordischen Menschen und die landschaftliche Schönheit der südlichen Meere. Jedoch nicht heroisch, wie das Hochland von Zentralasien, ist die sichere Wucht dieser Berge: Wir empfinden ihren Wechsel aus der erhabenen Größe und stillen und einsamen Reinheit ihrer Gipfel vor allem als deutsch und ganz zu uns gehörig, und das ist das schönste Erbteil aus dem Blut

und der wanderfrohen Sehnsucht unserer Väter.

Nicht, daß die Alpen das Ziel ihrer Wanderzüge waren. Als Nomaden auf den reichen Nahrungsraum der Ebene angewiesen, fürchtete der primitive Mensch die Gebirge, die so fremd, fern und unerreichbar geheimnisvoll vor ihm standen, im Nebel der Wolken und unter dem Himmel, der unerforschlich und in Ewigkeit der Gottes blieb. Geduckte Scheu und Tot, die Religion seines von den Gewalten der Natur be-

drohten Lebens war es, die seiner Gefühls-
welt zuerst die Berge nahegebracht hat.
Lange vor Moses galt der Sinai als Berg
der Gesetzgebung. Im Kaukasus lag Prometh-
heus in Ketten geschmiedet, und auf einem
Berg, dem Alborzsch, wandelte Zoroaster.
Heilige Berge sind der Adams Peak auf
Ceylon und der Fuschijama in Japan, und
ein König, der Atlas, König von Maure-
tanien war es, der in einen Zauberberg ver-
wandelt wurde und verurteilt, bis zum
Untergange der Welt das Gewölbe des
Himmels auf seinen allmächtigen, könig-
lichen Schultern zu tragen.

Die Antike hatte wenig Verständnis für
die Berge, und Herodot hielt die Alpen gar
für einen Nebenfluß der Donau. Nordische
Völker, Völker der Berge, Germanen sind
es gewesen, die zuerst auf den Höhen opferten,
Herrenvölker und Völker, die sich den Reich-
tum der Ebene unterwarfen. Wohl erinnert
man sich, daß die Kelten über die Alpen
zogen und ebenso die gallischen Stämme
des vierten Jahrhunderts vor Christi, aber
ihre Züge hinterlassen keine Bedeutung und
Bewunderung in der Geschichte der Alpi-
nistik. Erst Hanibal, der große Feldherr und
aller großen Kriegskunst Meister, brachte
mit seinem Zug 218 v. Chr. die Alpen zur
Beachtung der Kulturwelt, und mit der im
dritten Jahrhundert einsetzenden Völker-
wanderung begann die Eroberung des
Südens und mit ihr die Eroberung der
Alpen, dem letzten, schweren Wall auf dem
Weg in die gelobte Ebene, das heitere
Sonnenland, das Italien hieß und Seh-
sucht blieb und ewige Flucht aus Frost und
Kälte des Nordens.

Allein, der Strom der Germanen nach dem
Süden brachte die Flut wieder gen Norden
zurück, und die Römer, die erste Weltmacht,
sandten ihre Legionen über die Alpen und
hinauf in die waldreichen und finsternen
Wälder, von denen Tacitus erzählt. Der
Brenner, Kleiner und Großer St. Bern-

hard, Splügen, Simplon, Plöcken- und
Pontebloß waren römische Heereswege.
Trotzdem blieb die naive Unwissenheit, ja,
der Abscheu vor den Alpen, selbst im Mittel-
alter und noch, als Petrarca im Jahre 1336,
nur von seinem Bruder begleitet, den 1912
m hohen Mont Ventour in den proven-
calischen Alpen bestieg und im Gefühl des
Alleingehens und der Schwierigkeiten ihres
Marsches, die, wie er sagte, ihre Lust stärkten
und ihren Mut hoben, die geliebten Fluren
Italiens besang. Auch Dante, die nordische
Seele unter dem heiteren Himmel des Südens,
soll zu den ersten Alpinisten gehören, und
zwar bestieg er 1310 den 1500 m hohen
Prato. Und den Dichtern, die sich auf den
Höhen, wie Romain Rolland einmal sagt,
das Hochgefühl der klaren Luft für den
Alltag holten, folgte bald eine lange Reihe,
nicht Mächtige und Kündiger des Wortes,
aber doch Menschen, denen Sang und Aben-
teuer im Blut und in der Seele schwang.
Daß der erste Alpengipfel, der inmitten der
ewigen Schneeregion liegt, bewältigt wurde,
verdanken wir einem religiösen Gelübde:
die Besteigung des 3537 m hohen Roccio
Melone gelang Bonofacio Rotario im Jahre
1358, und fünf Jahre später Herzog Ru-
dolf IV. von Österreich, der in politischer
Mission über die Alpen zog, die Besteigung
der Krimenler Tauern, 2655 m hoch: Sechs
Geistliche wurden 1387 im Kanton Luzern
zu schweren Gefängnisstrafen verurteilt,
weil sie den 1920 m hohen, „den scheuß-
lichen Berg“ Pilatus bestiegen, auf dem der
Geist des Landpflegers Pontius Pilatus
hausen sollte, dessen Ruhe man ungestört
lassen wollte.

Bemerkenswert in der Geschichte der Alpi-
nistik ist das Jahr 1492, in welchem sich
Antoine de Ville im Auftrag König Karls VIII.
von Frankreich an die Besteigung des Mont
Aiguille in den Dauphiné-Alpen wagte, wo-
bei zum ersten Male ein Seil verwendet
wurde, aber auch Leitern, um bequem über

die Hindernisse klettern zu können. Auch
Leonardo da Vinci, dieser universelle Geist
und dieses hochgemute Herz, das wie Feins
das Gebirge liebte, suchte die Alpen auf
und erstieg 1511 den 2556 m hohen Monte
Bò. Vier Jahre später wurde der Col dell'
Argentiera von Franz I. von Frankreich mit
seinem Heer überschritten, und als sich der
Humanist Joachim von Watt überzeugt
hatte, daß der Geist des Pilatus keines-
wegs mehr auf dem Berg des gleichen
Namens hauste, mehrten sich, als sei ein
Bann gebrochen, die Besteigungen der Alpen.
„Solange mir Gott das Leben schenken
wird, habe ich beschlossen, jährlich einige
Berge oder doch wenigstens einen zu be-
steigen, um den Körper zu kräftigen und
den Geist zu erfrischen,“ rief 1541 der
Züricher Stadtarzt Conrad Gerner und
lachte über die Philister, die sich zeitlebens
aus der muffigen Luft der Ebene nicht
heraufwagten in die Klarheit der Berges-
gipfel. 1574 schrieb der Pfarrer Josias
Simler das erste Lehrbuch der Alpinistik,
das von fast moderner Sachkenntnis zeugt
und auf die Notwendigkeit des Anseilens
hinweist.

Einen Rückschlag der Alpenbegeisterung
brachte das siebzehnte Jahrhundert, das die
Menschen der Enge und Ebene ganz in den
harten Fron des Krieges zwang, und erst
mit dem Züricher Arzt Johann Scheuchzer
erwachte Sehnsucht wieder nach den Alpen.
Auch der Dichter Haller und ganz besonders
Jean Jacques Rousseau haben unermüdlich
für die Schönheit der heimatischen Berge
geworben, und bald gehörten Schweizer-
reisen zum guten Ton und damit die Be-

steigung der Alpen. Wir finden Goethe auf
einer Schweizerreise, und am Fuß der Alpen
wohnte ein freier Bürger der Schweiz wie
ihrer Berge, Schillers Wilhelm Tell.

Das wichtigste Ereignis im 18. Jahrhun-
dert ist die Eroberung des 4810 m hohen
Montblanc durch Balmat, am 8. August 1786.
Erst dreizehn Jahre später gelang den
Brüdern Klotz aus Heiligenblut eine gleiche
Leistung, als sie den im Gipfelanlauf viel
schwierigeren Großglockner erstiegen. Auch
zwei Geistliche, Kaplan Stanig und Peter
Thurwieser, waren begeisterte Alpinisten,
und Guido Lammers sei erwähnt, der im
Aufsuchen der Gefahren während der Berg-
besteigung „geradezu eine Gottesgabe fand,
was den Menschen am tiefsten adelt,“ und
Whymper und Tyndalls und Carrets, die
sich um den Ruhm stritten, das Matter-
horn, den Löwen von Zermatt, gebändigt
zu haben und die Neuzeit der Alpinistik
eröffnen, die uns nicht fern liegt und die
wir alle kennen und lieben.

Was aber — und das ist die Frage — was
ist es, das die Menschen auf die Berge treibt,
damit sie dort oben stehen und über die
Weite des Landes hinausträumen können?
Ist es die Sehnsucht, über dem Alltag zu
stehen? Ist es die Flucht aus der Welt der
Maschinen und Fabriken? Ist es das Blut
der Väter nach der Einsamkeit? Wir wissen
es nicht und wissen nur, daß wir nicht da-
nach grübeln und fragen sollten, um uns
die Liebe zu den Bergen zu erhalten und
den Mut zu den Abenteuern im Schatten
ihrer Gipfel, den Mut, der uns hinausführt
über den Alltag und den Alltag heiligt.



Die Südwand des Einsers

F. Gerhardt

In Sertzen hatten wir im Gasthaus Luna gut und billig übernachtet und waren an einem sonnigen Julimorgen durchs Fischleintal gegen unser erstes Kletterziel, den Einsers, angewandert. Die Nordwand lockte und der Weg über die Ostkante sah so einladend aus, daß wir am liebsten gleich hier angepackt hätten. Doch nach der Überschreitung unsere schweren Rucksäcke vom Taleinstieg zu holen, wäre uns zu mühselig gewesen. So wollten wir uns mit der leichteren Südwand begnügen, wobei wir die Packung im Einserskar lassen würden.

Mit Mühe überschritten wir den angeschwollenen Bach an der Talsohle. Zu beiden Seiten leuchtete wohl an hundert Schritte weit weißes Kalkgeröll. Nicht ein einziger Baum hatte sich in diesem vermurten Boden gehalten und wir stellten uns die unheimliche Wucht vor, wenn Hochwasser aus den beiden hier mündenden Tälern herabbrausen mochte. Während wir die ungeheure Talwand des Einsers vor Augen, in das Oberbachertal einbogen, erzählte ich meiner Begleiterin, Dr. phil. Ilse Müller, daß ich am Tage vor unserer Zusammenkunft, bevor ich zum Helm hinaufstieg, am Sertener Friedhofe bei Innerkoflers Grabe gewesen war. Die Inschrift hatte ich mir abgeschrieben:

„Sepp Innerkofler, Bergführer und Gutsbesitzer, langjähriger Bewirtschafter der Zinnenhütte, gefallen als Standshütze bei der Erstürmung des Paterkofels, ausgezeichnet mit der goldenen großen und silbernen kleinen Tapferkeitsmedaille, sowie Anerkennung für das Eisene Kreuz. Geboren am 28. 10. 1866 zu Sertzen, gefallen am 4. 7. 1915. Die Leiche geborgen am 27. 8. 1918. Hier begraben am 28. 8. 1918, 8 Uhr früh.“

Dieser Mann hatte alles erreicht, was einem Tiroler erstrebenswert gelten mochte: ein

Leben für seine Berge und ein mannhafter Tod für seine Heimat. Ein seliges Ende hatte er gefunden im Vergleiche zu den Tausenden, die in den Sümpfen Serbiens oder in den sibirischen Lagern elend zugrunde gingen im Kampfe gegen Völker, deren Namen manche vorher kaum gehört hatten. Mit unserer Unterhaltung verloren wir den kaum sichtbaren Pfad und glaubten ihn plötzlich am drübigen Ufer steil emporführen zu sehen. Lange mußten wir suchen bis wir einen geeigneten Übergang fanden. Das Wasser war so reißend, daß es am hineingesteckten Pickel aufschäumte. Endlich fanden wir eine etwas breitere, seichte Stelle im Bachbette. Im weiten Schwunge warfen wir unsere Nagelschuhe hinüber. Dann tauchten wir, die Zähne zusammenbeißend, unsere Füße in das eisige Wasser. Als wir aufatmend ans jenseitige Ufer krochen, wunderten wir uns, daß die Beine nicht bis zu den Knien abgefroren waren. Doch kaum hatten wir die steifen Füße wieder in die Schuhe gezwängt, da kehrte ein wohliges Gefühl erhöhter Wärme zurück. Der Pfad führte nun am linken Ufer immer höher über den Bach empor. In den Felsenwänden erblickten wir, je weiter wir kamen, desto mehr Verteidigungsanlagen aus dem Kriege: Bretterbaracken, Unterstände, in den Fels gehauen, Drahtverhaue — unten in der Schlucht lag eine große Rolle ungebrauchten Stacheldrahtes, braun und rot vom Roste. Wir näherten uns der „italienischen Hauptstellung“, von der wir im Führer gelesen hatten. Trotz unserer schweren Rucksäcke beschlossen wir, um den Rückweg von der Zigmundyhütte zu ersparen, gleich hier gegen das Einserskar anzusteigen.

Wir wandten uns rechts aufwärts, überschritten eine Querschluft und stiegen über bequeme Schrofen ohne Mühe höher. Da-

bei lockte der Tiefblick ins Fischleintal immer wieder zum Verweilen. Weiter oben, am grasigen Hange, wärmte uns die Sonne schon so sehr, daß wir meinten, die großen Schneefelder drüben in der Wand des Elfers müßten unter ihren Strahlen noch heute hinschmelzen. Noch ein kurzes Stück stiegen wir den schon sanfteren Hang hinan, dann wuchs vor uns, durch einen Geröllkessel getrennt, eine steile Wand empor. Im Laufschritt hastete ich die letzten paar Meter der Anhöhe hinauf, um den Einsers in seiner ganzen Größe zu sehen. Meine Begleiterin strahlte über das ganze Gesicht, als sie die prächtige Südwand erblickte, die ihre erste Dolomitenkletterei sein sollte. Neben dem halbverrollten Schützengraben warfen wir unsere Rucksäcke ab und legten uns dann, den Felsen vor den Augen, in diese windgeschützte Mulde, um eine kurze Rast zu halten. Noch bevor wir den „Hochtouristen“ zu Rate zogen, glaubten wir den Aufstieg durch die Wand deutlich zu erkennen: das sanft ansteigende untere Band, kaminartige Spalten und Risse zum oberen, nur durch den Gipfelaufbau schien der Weg schwierig zu werden.

In unserer geruhamen Betrachtung störte uns plötzlich das Krachen eines Steinschlages, dann noch einmal verstärktes Getöse, als ob eine ganze Gerölllawine abginge. Da sah ich in der schmalen Scharte, die den Einsers vom Oberbachernturme trennt, eine Gestalt, die aber sogleich wieder verschwand. Noch einmal frachte es in den Felsen und wir vermuteten, daß dorten Kletterer waren, die zu jener Sorte von Leuten gehören, die Steine zu ihrem Vergnügen ablassen. Gleich darauf entdeckte ich oben in der Wand vier Kletterer, die unter dem Gipfelaufbau nach rechts querten. Ehe ich meiner Begleiterin die Stelle beschreiben konnte, verschwanden drei in einem dunklen Spalt, nur der vierte blieb beim Eingange stehen, infolge der großen Höhe und Ent-

fernung kaum mehr sichtbar. — Wir hatten nun keine sonderliche Eile aufzubrechen. Ich fluchte, denn ich hatte die Wand völlig ungestört erwartet und nun froh schon ein halbes Dutzend Leute dort herum, von denen wir Steine auf die Köpfe bekommen konnten. Schlimmer aber war, was ich im Westen sah: dort wuchs eine graue Wolkenwand mit weißen Schaumkämmen empor. Nach wenigen Minuten fielen ein paar kleine Hagelkörner, etwas Regen folgte, sodaß wir eilig unsere Kleppermäntel überwarfen. Mißmutig erwogen wir schon, ob wir uns nicht mit dem leichten Oberbachernturm begnügen sollten. Doch als der Regen nachließ und ein paar lichte blaue Stellen — freilich nur im Osten — sich zeigten, stopften wir die Mäntel in die Rucksäcke, die wir an die Steinmauer des Schützengrabens lehnten. Dann umkreisten wir in großem Bogen das steil nach Osten abgedachte Einserskar. Alter, glatter Schnee dämpfte stellenweise unsere Eile, denn meine Kameradin hatte keinen Pickel. Bei einem großen, vorgeschobenen Block fanden wir eine geräumige Höhle, die mehrere übereinander gestürzte Blöcke gebildet hatten. Hier vertauschten wir unsere Genagelten mit den Kletterschuhen. Das Seil band ich mir in Schlingen um die Schulter, denn das untere Band sah so einfach aus, daß ich, um Zeit zugewinnen, zuerst unangeheilt zu gehen gedachte.

Das Band führte ohne Schwierigkeit und fast stets einen halben Meter breit, in die Wand hinaus, daß man trotz wachsender Tiefe zur Rechten kaum die Ausgesetztheit empfand. Bei einem schluchtartigen Kamin endete dieser bequeme Weg, doch auch der folgende steile Aufstieg bot uns Klettergeübten keine besondere Schwierigkeiten. Erst weiter oben, als einige glatte Platten folgten, verbanden wir uns durch das Seil. Rückschauend sahen wir wie die prächtige Gestalt des Zwölfers über die Felsen der Kanzel emporwuchs. Von keiner Seite er-

schiene seine steil aufstrebenden Linien so formenscön, wie von hier. Dieser gewaltige Felsenberg, wie der stetig wachsende Tiefblick, begeisterte uns immer mehr, bis ein plötzlicher Sprühregen unsere Freude störte. Ein schmaler Überhang schützte uns nur halb, aber mehr betrübte uns, daß ein Nebelschleier uns bald die fernen und nahen Berge nahm.

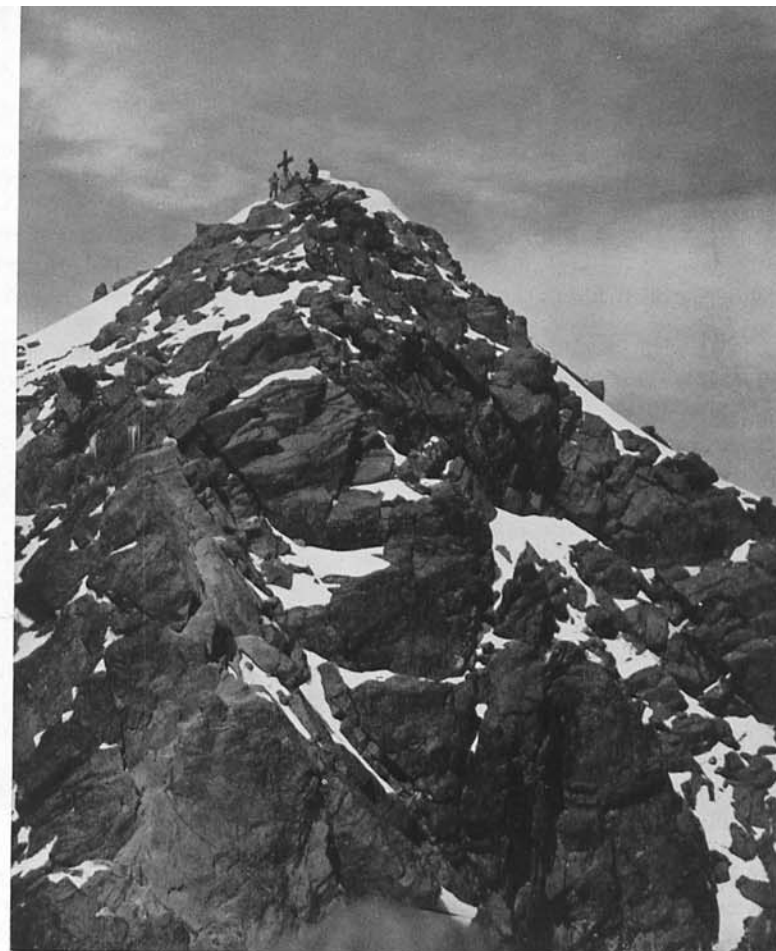
Noch hockten wir, an die Felsenwand gedrückt, auf recht unebener Sitzfläche, da tauchte aus dem Nebel eine absteigende Gruppe auf, wohl die vier Leute, die wir von unten gesehen hatten. Es waren keine Italiener, auch nicht Österreicher, sondern Sudetendeutsche und noch dazu Bekannte aus unserer Vaterstadt Reichenberg. Für den Augenblick glaubte ich die unharmonischen Linien unserer Gassen zu sehen, die kalten, stillen Kirchen, die großen und kleinen Zinshäuser, die ganze nüchterne Geschäftigkeit meiner Landsleute — und als nach der erstaunten Begrüßung der erste verwundert fragte: „Und bei diesem Wetter wollen Sie noch hinauf?“, da entgegnete ich trocken: „Sie können uns ja, wenn Sie in der Zsigmondyhütte sind, einen Regenschirm herausschicken!“

Ohne nach dem Wege zu fragen, stiegen wir weiter und erreichten sogleich das obere Band. Im dichten Nebel erkannten wir aber die leichte schroffige Schlucht nicht und gerieten ein großes Stück zu weit nach links. In der ersten kaminartigen Verschneidung kletterte ich empor. Das Wetter war nicht besser geworden und jetzt fielen unter den Regentropfen immer mehr Schneeflocken. Die Kletterei steil, glatt, wasserüberwunden, war nicht leicht. Leise, fast schüchtern, meinte die Kameradin, daß der Schnee schon in den Tritten und Griffen liegen bleibe. Wir waren auf dem falschen Wege, das fühlte ich wohl, denn die Wand wurde immer schwerer; aber zurückgehen hätte Zeit und Kraft gekostet. Ich vertraute

durchzukommen und dann beim Abstiege den leichten Weg zu finden. Nur schnell! dachte ich bei mir, denn meine Hände schmerzten vor Kälte; die Kletterstube triefen längst vor Nässe. Eine senkrechte Stelle mit schlechten, runden Griffen folgte. Für die Füße fand ich nur enge, senkrechte Ritzen. Ich drehte die Fußspitze, um sie hineinzuwängen. „Gib acht“, sagte ich zur Kameradin, bevor ich mich höher schob, „vielleicht komme ich heruntergesegelt!“ Sie erwiderte ruhig, sie habe guten Stand und das Seil liege über einen Zacken. Keuchend überwand ich die Stelle, noch ein Stück leichte Schroffen und ich fand einen festen Sicherungsplatz. „Sein hast Du's gemacht!“ meinte dann meine Gefährtin. Trotzdem sie über die bessere Klettertechnik verfügte, überließ sie mir noch die Führung, denn sie stieg das erste Mal im Dolomitsfels. Was noch folgte, war leicht. Vor Nässe triefend, erreichten wir den Gipfel. Undurchdringlicher Sprühnebel nach allen Seiten, Schnee über allen Felsenrücken — und die blaue, sonnige Welt der Dolomiten, in die ich meine Kameradin gerufen hatte? — „Soll ich Dir die Rundschau erklären?“ fragte ich traurig-spöttisch. Doch da surrte und zischte es rings um uns aus den Steinen. „Sankt-Elms-Feuer! Nun heißt es schnell hinunter! Gleich wird das Gewitter losgehen!“

Etwas ostwärts von unserem schwierigen Aufstiege fanden wir eine breite, schroffige Rinne. Trotz des vielen nassen Schnees waren wir bald wieder am oberen Bande. So leicht ging es hier hinab. Da knatterte es in den Wolken, ein kurzer, starker Donnerschlag folgte, und auf diese Mahnung hin setzten wir unseren Abstieg fort. Nur unter dem Überhange verschauften wir noch einmal; freilich nur für Augenblicke, denn der Schnee fiel jetzt dichter, der Nebel zur Rechten wurde immer schwärzer — wieder zuckte ein feuriger Schein aus dieser

Der
Groß-
glockner
Phot.
Otto Leffler.
Pößneck



Aus Blodigs Alpenkalender 1931. Verlag Paul Müller, München 2 NW 8. Preis RM 2.90

nachtdunklen Wand, und beim Krachen des Donners schienen die Felsen zu zittern. Unser Seil, mit Wasser vollgeseugen und mit Pappschnee verziert, glich einem schwer biegsamen Eisendraht und ich hätte es gern abgelegt, um schneller hinabzukommen. Doch meine Kameradin, das erste Mal im Unwetter des Hochgebirges, wollte lieber in Kälte und Nässe etwas länger aushalten, als auf erhöhte Sicherheit verzichten. So stiegen wir vorsichtig Seillänge um Seillänge ab, geduldig, ergeben, mit dem Troste, daß Schnee besser war als

Sturzregen, der uns hier bösen Steinschlag beschert hätte. Mandes derbe Scherzwort wechselten wir, um einander von der ruhigen Gelassenheit in dieser schwierigen Lage zu überzeugen. Wenn wir nur schon das untere Band erreicht hätten! Doch Nässe und Glätte schufen oft unerwartete Schwierigkeiten. Die nackten Hände verloren mehr und mehr das Tastgefühl und immer öfter mußten wir anhalten und die geballten Fäuste in die nassen Taschen bohren. Noch ärger empfand ich es, daß mir in den Fußspitzen jedes Gefühl zu ersterben begann

und doppelt vorsichtig prüfte daher meine Hand jeden Griff.

Endlich stiegen wir aus dem letzten Schlunde auf das untere Band aus. Hier holten wir unter einem Überhange unsere abgelegten Janker wieder hervor. Aber das Schneewasser war doch bis zu ihnen gedrungen und so zogen wir sie schwer und feucht über die nassen Kletterjacken. Ob wohl unsere Nagelschuhe noch trocken waren? — Ich streifte das Seil über meine mageren Hüften ab — den Knoten zu lösen, waren die Hände nicht imstande. — Dann eilte ich das letzte leichte Stück voraus, so schnell es meine steifgewordenen Füße zuließen und erreichte hinkend und stolpernd die Höhle. Erfreut schrie ich es meiner Gefährtin zu: die umgestürzten Schuhe waren trocken! Aufatmend setzten wir uns auf den Geröllboden. Die Kletterschuhe riß ich mir herunter aber die nassen Socken von den Füßen zu ziehen, machte meinen starren Händen große Mühe. Dann nahm ich meine beiden noch halbtrockenen Taschentücher, wickelte sie um die Füße und fuhr dann mühselig in die harten Schuhe. „Draußen“ schneite es dicht „Wie zu Weihnachten!“ meinten wir. Würden wir durch diese Schneewüste den unbekannten Weg zur Sigmondhütte finden? Als ich aufstand, wäre ich fast gefallen, so weh taten die Füße in den harten Schuhen. Auf den Pickel gestützt, wankte ich hinaus doch dann galt alle meine Sorge dem Finden des Weges, denn in dem dichten Schneetreiben sah man kaum weiter als zwanzig Schritte. Wir waren am Hange auch bald etwas zu hoch und gerieten auf glatten, harten Schnee, aber schließlich langten wir doch wieder bei dem Schützengraben an. Was wir zuerst für unsere Rucksäcke ansahen, waren zwei runde Kalktrümmer. Aber dicht daneben fanden wir in der Form von zwei Schneehügeln unsere Habe wieder. Riemen und Schnüre waren fest gefroren und auch sonst wäre im Schnee-

treiben für unsere erstarrten Hände keine Möglichkeit gewesen, die Mäntel herauszunehmen. Wir warfen eilends die Last über den Rücken und stampften, den immer schärferen Wind in der rechten Seite, die Halde hinum gegen die Wände der Kanzel. Die wenigen Minuten über die freie Fläche kamen uns hart an, denn der Wind ging hier schon in einen gelinden Sturm über. Die Flocken sausten mir waagerecht um die Nase, der Schnee verklebte mir die Augen und nur blinzeln mußte ich mich bemühen, die Richtung zu behalten. Wohl recht bald — nur uns dünkte es lang — erreichten wir vor den senkrechten Wänden die windgeschützten Bänder. Durch leichte Querschuchten ging es auf und nieder, manchmal glaubten wir sogar alte, halbverschneite Fußspuren zu erkennen. Das Gefühl, auf dem rechten Wege zu sein, war uns schon wie der ruhige Ausklang dieses unerwartet schwierigen Tages.

Da wurde vor uns im Nebel eine Gestalt sichtbar: ein Mann mit aufgespanntem Regenschirm in der einen, mit einem Pickel in der anderen Hand. „Du — der Mensch hat meinen blöden Witz ernst genommen“, rief ich „und kommt uns mit einem Regenschirm entgegen! — Bergheil!“ brüllte ich ihm zu. Doch es war ein Fremder. Er habe in der Hütte von der abgestiegenen Partie gehört, daß noch zwei Kletterer in der Südwand seien. Galant bot er meiner Kameradin den Schirm an. Sie dankte lachend und wies auf unsere ganz durchnässten Kleider hin, aber den Pickel nahm sie ihm aus der Hand. Nun ging es schnell vorwärts. In dem Fremden hatte ich zuerst einen jungen Führer vermutet, es war aber der Träger der Hütte, geschickt vom Besitzer, der in Sorge um uns war. Wenige Minuten vor der Hütte hörte das Schneetreiben auf. Dann riß der Nebel, wir sahen die italienische Fahne wehen, in der offenen Tür stand der alte Hüttenwart Forcher mit seiner Frau



Am Furglerseelein (Samnaungruppe)

Phot. Otto Steiner, Schruns

Aus Blodigs Alpenkalender 1933, Verlag Paul Müller, München 2 NW 8, Preis RM 2.90

und sie begrüßten uns, froh, daß wir heil daher kamen. Sie nahmen uns die Rucksäcke ab und bemühten sich, mit Besen den festgefrorenen Schnee abzukehren. In der Hütte erwartete uns ein rotglühender Ofen, alte Kletterschuhe standen daneben als Hauschuhe bereit, schnell waren wir umgezogen, dann sorgte eine heiße Suppe für die Heizung von innen — so kehrte bald die Lebenswärme wieder in unsere schneegefühlten Leiber, und wenn wir auch bedauerten, die Fernsicht vom Einsberggipfel nicht genießen zu haben, so hätten wir für sie hier im sicheren Hafen, doch nicht unser

Bergerleben in Schnee und Gewitter hingeben mögen.

Unser Selbstvertrauen war durch die flaglos bestandene Gefahr gewachsen, unsere Ruhe im schweren Fels und unsere Geduld im Durchhalten hatten sich bewährt. Leicht war es manchmal nicht gewesen und meine wortkarge Begleiterin hatte sich angesichts der nahen Hütte noch einmal umgedreht und in ihrer unverfälschten heimatlichen Mundart zu mir gemeint: „Weßt de, wenn mir ne su ej Viech wier, mir hätte gleibn känn, mir gieht druff!“

Das große Schweigen

Fritz Müller-Partenkirchen

Auf der großen Promenade von Interlaken zerfloß der Abend. Viele, viele Leute schlenderten auf und ab und unterhielten sich.

Es war das übliche: Wenn man einen hörte, sprach er. Wenn man zwei hörte, redeten sie. Wenn man drei hörte, schnatterten sie. Und wenn man das Ganze überhörte, war es ein schwirrendes Getöse.

Dann und wann zwischen zwei Sätzen warfen sie einen geschwinden Blick über die große Wiese, hinüber zu den Bergen.

„Sie ist noch nicht zu sehen“, sagte einer. „Nein, um diese Zeit legt sie gern Schleier vor“, sagte ein anderer.

„Aber vielleicht kommt sie doch noch?“

„Wollen sehen — aber was ich sagen wollte, Frau Geheimrat, machen Sie heute Abend den Cercle im Kurfaal mit?“

„Gewiß, gewiß, ich habe es der Komtesse versprochen. Der Fürst von Völdern soll ja auch zugegen sein und . . .“

„Können Sie was sehen, Brinkmann?“

„Ne — nu bin ich seit zwei Tagen im Hotel, und noch keinen Zipfel habe ich von ihr gesehen.“

„'n netter Mumpitz, dafür gibt man nun kein schönes Geld aus.“

„Sag' ich auch — aber hören Sie mal, Peterfen, was ich fragen wollte, glauben Sie nicht auch, daß es mit der Konjunktur bald alle sein wird — hr — hr — hr?“

„Hm, Herr Brinkmann, mit Ihrem Husten würde ich doch nicht ins Freie . . .“

„Ach was, Husten — nach Ihrer Meinung über die Konjunktur hab' ich Sie gefragt, Peterfen.“

„Hm, die führenden Montanpapiere sind wieder gefallen — ich habe es in den Fingerspitzen . . .“

„Was, Peterfen, was?“

„. . . in den Fingerspitzen, als sollte man mit den Dingen jetzt nach unten gehen — ich sage Ihnen, in der Baisse . . .“

„Glauben Sie, Kollege Rettenmaier, daß sie heute Abend noch herauskommt?“

„Das ist so 'ne Sache, lieber Doktor.“

„Na, wenn nicht, dann eben nicht. Ich reise jedenfalls morgen mit dem ersten Zuge ab. Man kann sich doch nicht seine schöne Reiseroute wegen der Launen eines Frauenzimmers . . .“

„Haha, Launen eines Frauenzimmers, sehr gut, haha, sehr gut — aber was ich sagen wollte, Kollege Rettenmaier, was Sie da im letzten Jahresbericht unserer Schule über Schweigen 2

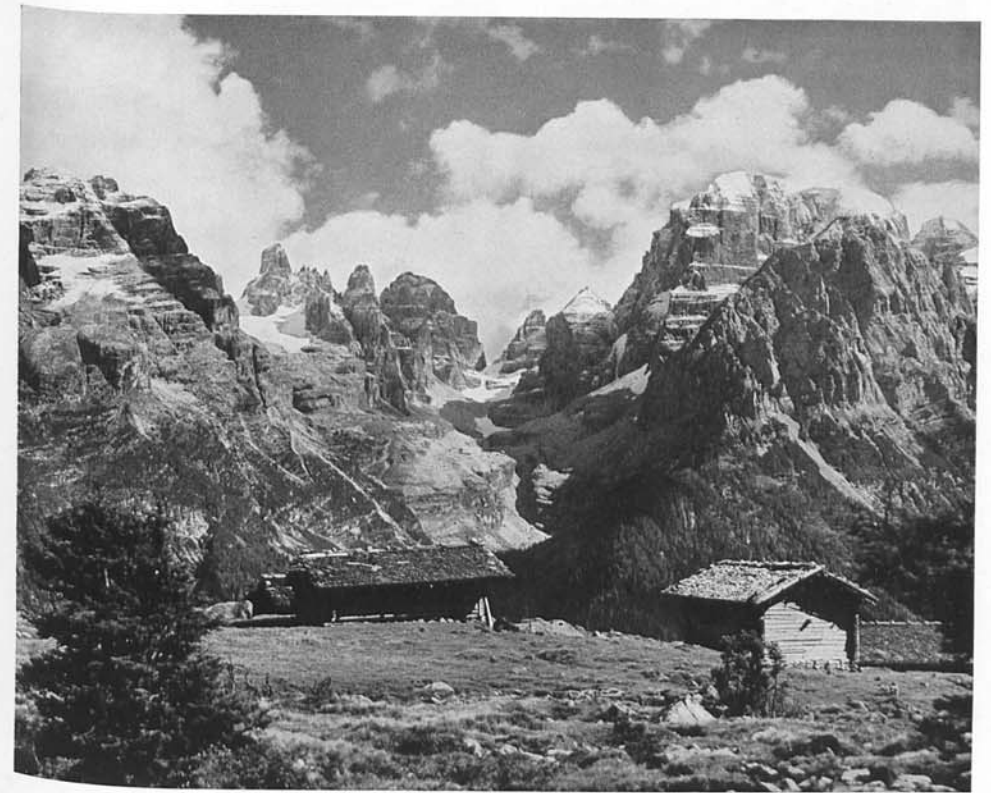
Äschylus . . .“

„Ah!“

„Aah!“

„Aaah!“

Drüben über der Wiese war der große Wolfenschleier aufgerissen. Die Jungfrau sah herab. Erst nur ein Schneefeld — dann ein zweites — dann ein wilder Grat . . . Und jetzt tat eine Riesenhand mit einem Gnadengriff den ganzen Vorhang auf die Seite — da lag sie und sah mit unverwandtem Auge herab. Sie sagte nicht: „Da bin ich.“ Denn sie war ja immer da, vor hunderttausend Jahren schon wie heute. Sie lächelte nicht: „Guten Abend, meine Herrschaften.“ Denn ihr unverwandtes Auge kennt das Lächeln nicht. Sie schaute nur still und hochtravoll ins Tal, über die Wiese hinüber, auf die große Kurpromenade in



Aus der Brentagruppe

Phot. Georg Neumann, München

Aus Blodigs Alpenkalender 1930, Verlag Paul Müller, München 2 NW 8, Preis RM 2.90

Interlaken und darüber hinaus in eine ungeheure Ferne.

Die schlendernden Leute waren stehengeblieben. Die schlendernden Leute hatten sich auf die vielen Bänke der Allee gesetzt. . . . Viele schwiegen. Der Oberlehrer sagte noch: „. . . und sehen Sie, lieber Doktor, das ist meine Meinung über Äschylus“. Dann schwieg auch er zusammen mit dem Doktor. Aber das redende Getöse der anderen ging weiter und ertrank im weißen Schweigen da droben.

Jetzt schickte die Jungfrau ihr großes weißes Schweigen ins Tal. Da verstummten wieder ganze Reihen. Sogar die Frau Geheimrat

blieb mitten in einem Satze über den Fürsten Völdern stecken und machte für sich selber „Bsch.“

Blau spielte es über die ewigen Flächen da droben. Jetzt sandte die Jungfrau ihr großes blaues Schweigen ins Tal, und da geschah das Merkwürdige, daß in der ganzen Allee das redende Getöse ganz und gar erstarb. Und alle diese Menschen, die geschminkten und die ungeschminkten, die von der Kultur verbogenen und die noch nicht ganz verbogenen, saßen da und sahen der Jungfrau ins Gesicht. Und da war kein Herz so verkrüppelt, das nicht in diesem Augenblick gebetet hätte.

Morgen-Anbruch in den Alpen

F. K. Benndorf

Die Musik der Nacht stirbt hin. Sternenschimmer, ein letzter am Horizont, verflüchtigt sich. Gelbliche Röte schießt über den Himmel; eine Helle haftet im Zenith. Der Bergriesen Schneemantel nah und fern glüht purpurn auf. Die Gletscherumflämmerten Jochte erglitzern. Allenthalben erwachende Wolken, sich hebend und senkend -- Wolkenverwandlung.

Nur noch der bläuliche Nachtdunst in den unteren Tälern schlummert.

Weite Bewegung des Lichts und der Luft! Über den See in der Tiefe läuft ein Gefräusel, gleitet milchiger Glanz. Die Berghänge atmen: -- unendliches Lispeln im Baumlaub. Die Traumessruhe der Matten verschwebt. Gräser, Morgenluft witternd, richten sich auf. Gezwitzcher, zahlloser Zuruf! Hoch der schrille Schrei eines Raubvogels.

Lauter hört sich das Rauschen der Gießbäche, die nicht mehr fürchten, den Schlaf der Wälder zu stören. Stärker bläst der Stirnwind daher, fauchend in der Frühe seiner Kraft. Und jetzt die Sonne!

Die Symphonie des Tags, so alt, so neu, so still erbrausend mit allen farbenreichen Tönen! Strahlender Zusammenklang, der die Erde verjüngt, der die Menschen zur Freude befreit:

Sonnen-Aufgang im Herzen!

Totenkirchl

P. v. W.

Der Mond ist da, der kühne Gipfelsteiger.

Nun werden all die schroffen Felsenzacken weicher

Und wiegen sanft sich in dem hellen Schein.

Um diese Nacht verlohnte sich mein Sein.

Die Arme breit' ich, um den Herrn zu grüßen.

Die Schluchten küssen meinen Schatten von den Füßen.

Hier wird die Ewigkeit zum einzigsten Gebot.

Ich bin geheiligt, käme jetzt der Tod.



Zwölfender

Nach einem Kunstblatt von Zimmermann, Verlag L. Müller, Lübeck, aus dem Tierschutz-Bildkalender 1933, Wilhelm-Limpert-Verlag, Dresden

Der Schlosserjahn und seine Heimat

Der Wilddieb der Sächsischen Schweiz (Verfasser J. Langer)

Wenige wissen, daß es neben einem bayrischen Hiasl, einem pfälzischen Schinderhannes, einem erzgebirgischen Stülpnerkarl auch einen Schlosserjahn der Sächsisch-Böhmischen Schweiz gab. Er hieß eigentlich Karl Gottlieb Dittrich, wurde aber in seinem Heimatort Hinterhermsdorf einfach der Jahns oder Jahnslieb genannt, weil sein Vater, der Johann geheißten hatte, schon Jahns gerufen worden war.

Es ist ein stilles Walddorf, dieses Hinterhermsdorf, liegt noch zwei Wegstunden ost-

wärts hinter'm großen Winterberg. Wer früh in Bad Schandau das Elbschiff verläßt, kann dort Mittag essen. Vom Kuhstall ab, jener trutzigen Felsfeste oberhalb des Lichtenhainer Wasserfalls, mußt Du den Schwarm der Wanderer und die Kirnitzschtalstraße verlassen und auf bergigen Waldsteigen in den breiten Waldmantel eindringen, der unser Dorf rings umgibt. Rührende Wässerlein, ernst dreinschauende Felsen, der lustige Gesang der Waldvögel sind Deine Begleiter. Dann erblickst Du

von windumstürmter Bergeshöhe das blaue dunstige Waldmeer, in dem unser Jahn hauste, hörst im Grunde die nimmermüde Rinnisch tiefe Furchen ins Erdantlitz graben. Aus einer der vielen Schluchten fräuselt still zartblauer Rauch empor und verrät, daß hier Waldarbeiter beim Baumschlag sind, oder erzählt vom ruhigen Handwerk des Köhlers. Dahinter baut sich eine Waldwand nach der anderen auf, bis am Horizont die Konturen des böhmischen Kaltenberges im heißen Luftdunst zerfließen. Wenn die trozigen Oktoberstürme im Walde rumoren, trifft Du vor dem Dorfe vielleicht auch eine lärmende Kinderschar. Barfuß laufen die sonnengebräunten Jungen und Mädchen und bringen in Körben und Wagen der Mutter Reisig, Schwarten und Äste nach Hause. Ab und zu guckt auch ein gemeaster Meterklüppel heraus.

Eigene Leute wohnen in diesem versteckten Grenzwaldtal. Das gesellige Völkchen ist reich an köstlichem Humor, aber die Tagesarbeit dieser Dorfleute erzählt vom ersten Klingen ums armselige Leben wie anderswo, wo die Menschen ebenso von der Natur in ihrer täglichen Arbeit abhängig sind. Setze Dich nur an Winterabenden hinter die Schoppenbücher, laß Dir aus ihnen erzählen, wie vor vielen Jahren die Hermisdorfer „ihren“ Wald an die Herrschaft Schleinitz abgetreten haben, laß die trozigen Bauerngestalten wieder vor Dein geistiges Auge treten, die so zäh an den erbten Walddrechten hingen, die langatmige Prozesse und blutige Gebden gegen die Förster des halb führten. Und dann wiederum wirst Du Dich herzlich freuen über die bauernschlaue Prozeßführung, Du wirst aber auch mit den trinklustigen Streitsführern trauern über den schlaunen Advokaten, der trotz aller Drohungen und Geschenke die Gemeinde als Melkkuh betrachtete.

Ich erheitere mich heute noch an den erbigsten Gesichtern der prozeßlustigen Ge-

meindevertreter, die trotz der schwierigen Führung ihrer gleichzeitigen 16 Prozesse und der chronischen Ebbe in dem Gemeindefäkel immer wieder Geldmittel irgendwo ergatterten, um wenigstens ein Loch zu stopfen, um die vielen erfolglosen Gänge des Pfändungsknechtes zu bezahlen, um einen neuen aussichtsreichen Prozeß zu führen, um Sühne für Waldfrevel zu leisten, um Wege, Stege instand zu setzen und schließlich — was in den verstaubten Akten die Vergangenheit besonders frisch erblühen läßt — um die gewaltigen Eß- und Trinkgelage zu bezahlen, die anlässlich wichtiger Ortsergebnisse stattfanden, als da sind: Kirchweih, Pfarrereinweisungen, „Schulbruben“, Visitationen weltlicher und kirchlicher Machthaber, Spritzeneinholung, Spritzenprobe, glückliche Probebeendung, verheißungsvoller Beginn eines neuen Waldprozesses oder eine neue Gemeindegeldanleihe usw.

Somit wären wir durch die Trinkgelage wieder bei den Waldprozessen angelangt. Und letztere ziehen sich wie ein roter Faden durch die Ortsgeschichte der letzten fünf Jahrhunderte bis zur Ablösung der Waldderechtsamen. Und wenn Du nun im Erbgericht Dir die Mär von dieser Ablösung erzählen läßt, dann erkennst Du in diesen Waldbauern und Holzarbeitern die echten Söhne derer wieder, die bis zuletzt trotz des reichen Geldsegers, der mit der Ablösung denn auch tatsächlich in unser stilles Walddörflein rieselte, im Geiste ihrer Vorfahren an den alten Rechten einstiger Waldderechtsamen festhalten wollten. Erst waren sie Eigentümer im Wald, dann nur berechtigt, sich Holz für Feuerung, Hausbau, Wegebau; Heu und Eicheln für Fütterung zu holen oder das Vieh im Walde weiden zu lassen. Dann wurden auch diese Rechte immer mehr geschmälert, bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts nichts mehr ihr Eigen war als Heimweh und Erinnerung an die herrliche Zeit ihrer Väter und die

Lust am Waldaufenthalt und am Jagen. Doch nun noch ein paar andere Bilder des einstigen Dorflebens, dann kennen wir das Dorf und die Gesellen unseres Wilddiebs Dittrich schon besser. Ich greife auch hier nur Charakteristisches heraus.

Die Grenzlage des Ortes lockt besonders zum Schmuggel, es ist daher kein Wunder, wenn ältere Ortsbeschreibungen stets das Schmugglerhandwerk als ergiebige Einnahmequelle mit aufzeichnen. Der reiche Wald mit seinen stillen Schluchten und versteckten Tälern mußte die meistens ärmliche Bevölkerung zu Pischerei und Holzdiebstahl begeistern, Wald- und Wildliebhaber aber zu Wilddiebereien verleiten. Selbstverständlich gab es für sie keine politischen Waldgrenzen. Sie dehnten „ihre Jagden und Holzgeschäfte“ auch auf das benachbarte böhmische Gebiet aus. War ihnen im Sächsischen der Boden zu heiß, so blieben sie solange drüben, bis daheim wieder schön Wetter war. Dazu kam, daß man in unserem abgelegenen sächsischen Walddorf nicht sogleich den strafenden Arm der Gerechtigkeit spürte und manche Vergehen, weil sie insgeheim die Zustimmung vieler Ortsbewohner fanden, verheimlicht bzw. ihre verräterischen Spuren aus dem Weg geräumt wurden. Es ergab sich von allein, daß die Förster in alten Zeiten so eine Art gefürchteter Ortspolizei für die Einwohner darstellten. Von ihrem schlechten gegenseitigen Verhältnis kann sich jeder leicht ein Bild entwerfen.

Einmal wurden Hermisdorfer Abgesandte, die ihren Waldprozeß allzu energisch vertraten, vom Lunnendorfer Oberforst- und Wildmeister Opel mit Peitsche und Hunden nach Hause gejagt. Aus den geschilderten Verhältnissen ergab sich naturgemäß, daß die Grenzlage besondere Aufmerksamkeit der Polizei verlangte. Wegen „Verschwörungen“, Aufruhr (sogar bei der Einweihung der 1689 erbauten Kirche!), Wilddiebereien wur-

den oft vom Kurfürsten „zur Beyhülfe beorderte Militari-Commandos“ geschickt. Dem Ortsrichter waren im Gegensatz zu anderen Dörfern des Hohnsteiner Amtes mehr polizeiliche Rechte eingeräumt worden. Wiederholt kommt von Dresden der Befehl, auch besser auf die Grenzsicherung zu achten, da in diesem versteckten Waldwinkel „geförlliche und verdächtige Subjekte hinüber und herüber wandeln“. „Da das Bettelngeln weder einheimischen noch fremden Personen, unter welchen letzteren auch insbesondere Handwerks-Pursche zu zählen sind, schlechterdings nicht zu gestatten ist; so haben die bemerkten Orts-Gerichte die gehörigen Tage-Wachen fleißig halten zu lassen und sind von selbigem an der Grenzortschaft bey eigner Verantwortung und Bestrafung alle Bettler, worunter auch Fremdegemeine Comedianten, Seiltänzer, Taschenspieler und diejenige, welche mit Bähren, Affen und andern Fremden oder seldenen Viehern, Marionetten und Puppenspieler, Raritäten, Kasten und Musik umhergehen, und zurechnen sind, über die Grenze zurückzuweisen sind. Dafen sich aber dennoch Bettler in hiesige Lande einschleichen und üben Betteln betreten lassen, so sind solche gleich anzuhalten und die Pässe und Kund-Schafften der Jagabonden zu prüfen und gegebenenfalls diese Subjekte ins Spritzen-Häusel einzusperrern“.

Meistens hatten die Orteseinsohner die harte Faust der Justiz zu spüren wegen Übertretung ihrer durch Ortsrügen festgelegten Walddrehte (Bau-, Brenn-, Geschirr-, Schindel-, Kienspähneholz und Hutungsrechte im Walde, den sie „in grauer Vorzeit einst den Herren von Schleinitz übergeben hatten“), wegen Wilddiebereien, Waldfrevel und Forstbeamtenbeleidigungen. Uns leuchtet es ohne weiteres ein, daß in alten Zeiten, als der Wald mit seinen Schätzen noch nicht unter einer strengen, rationalen forstfiskalischen Verwaltung und Aufsicht stand und die Einwohner in „ihrem Walde“ — d. h. „ihrer

einstigen Vorfahren" — noch so viele Rechte besaßen, sich ständige Reibereien zwischen Forstbeamten und Einheimischen entwickeln mußten. Die Waldarbeit, das gefährliche Schmuggelgewerbe, die Glöckerei, die herrschaftlichen Jagden, der stete Anblick des dorfumrahmenden, mächtigen Waldes — alles war seiner Natur nach angetan, den Wunsch reifen zu lassen oder den Trieb zu kräftigen, nun auch selbst einmal auf eigene Faust wie die Vorfahren dem Wilde nachzustellen. Wer diese örtliche Waldlage, die zum Wildern geradezu herausforderte, die sozialen Ortsverhältnisse und den Volkscharakter kennt, dessen Neigung zu Selbstherrlichkeit und Geistesgegenwart durch oben genannte Berufe noch gekräftigt wurde, der wird die gerade in unserer Gegend so lebhaft betriebenen Wilddiebereien mit milderem Augen ansehen, der Volksfunde Treibende aber findet heute einen kostbaren Schatz von Dorfgeschichten, die jener Zeit entstammen. Wir brauchen auch nicht einmal weit in die Vergangenheit zurückzugreifen, um auf die Gestalt zu stoßen, die die markantesten Wildererzüge aufweist und in den Augen der Dorfleute noch heute Ansehen genießt. Es ist der auch anderorts, vor allen im benachbarten Böhmischem, unter dem Spitznamen „Schlosserjahn" bekannte Wilddieb Dittrich. Die Waffe dieses von den Förstern gefürchteten und eifrig gesuchten, im Dorfe trotz mancher unangenehmen „Besuche" meist beliebten Wilderers war ein kurzes, Karabinerartiges Gewehr von großem Kaliber, „das nicht versagte und immer traf". Noch mehr paßte zum Wildern eine auseinandernehmbare Windbüchse alter Konstruktion, die oft im Stiefelschaft und unter der Kleidung eines solchen „Jägers auf eigene Faust" verschwand. Die Waffe kann heute noch gebraucht werden. Der Kupferkessel, auf dem der Lauf aufgeschraubt wird, ist heute noch dicht.

Die Lebensgeschichte des Schlosserjahn zeigt

das unruhige, wilde Leben im Wald, Flur und Dorf, die Zuneigung Gleichgesinnter im Orte, aber auch die Furcht des behaglich dahinlebenden kleinen Mannes vor ihm und seinen wilden Gefellen. Denn mit dem Förster mußten sie alle wohl oder übel gut stehen. Wenn wir nun von Jahns Schicksal etwas erfahren wollen, würden wir in Chroniken, alten Zeitungen, Kirchenbüchern vergebens suchen. Das Kirchenbuch teilt uns mit, daß sein Vater Johann Christ. Dittrich Totengräber, seine Mutter Leichenfrau war und beide in der Wache (Armenhaus) wohnten. Sie hinterließen einen unverheirateten und einen verheirateten Sohn, dazu vier unverheiratete Töchter. Der Vater starb am 9. April 1874. Sein Sohn, unser Jahn, starb ein Jahr später, am 9. Januar, 49 Jahre, 1 Monat, 24 Tage alt an Lungenfrankheit. Als Militärpflichtiger sei er von der Gemeinde gesucht, man sollte ihn tot oder lebendig bringen, so hat der Pfarrer beim Taufeintrag vermerkt. Er hinterließ keine Kinder, beim Begräbnis sang man „Nun ruhen alle Wälder". 25 Jahre lang hat er als Wilderer im Wald (teilweise im Gefängnis) zugebracht. Diese Jahreszahl muß man sich vor Augen halten, wenn man ihn mit dem bekannten Wilddieb Stülpner Karl vergleichen will. Ich bin zum ersten Male auf ihn aufmerksam geworden, als mir ein Hermsdorfer Bauer auf der Fahrt nach dem Dörflein geheimnisvoll zuraunte, seine „Laderhus" wäre aus dem Fell eines Hirsches geschneidert, den Jahn geschossen habe und den der vor ein paar Jahren noch lebende starkschultrige Clemens aus dem Walde in seine kleine, waldnahe Hütte geschleppt habe. Bald entdeckte ich noch einige Grau- und Weißbärte und bejahte Frauen, die als Zeitgenossen von jenen Tagen gern erzählten. Leider fehlen zu einem vollständigen Bilde noch die Nachrichten über unseren Jahn von böhmischer Seite, denn er hat fast die Hälfte seines Lebens dort zugebracht.



Sturmschäden im Walde

Aus den Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz

Die Jagdlust und Abenteuerfreude muß dem jungen Jahn schon im Blute gesteckt haben, wird doch von seinem Onkel folgendes Geschichtlein erzählt: Eines Tages wird dieser bekannte Wilddieb festgenommen, auf dem Weg nach dem Neudorf herauf gelang es ihm aber, zu entfliehen. Wie mag er da, die Hände in Ketten gefesselt, die steilen Hänge nach dem Steinberg oder dem Mühlhübel hinauf gehaftet sein, um seinen erbitterten sächsischen Feinden zu entgehen. Während in Hermsdorf Forstleute und Waldarbeiter das nächtlich finstere Revier absuchten, mühte sich der Geängstigte ab, seine Ketten unter der Kirnitzschbrücke bei der jetzigen Böhmischem Mühle an Steinen durchzuschleuern. Das seltsame, Knirschende Geräusch hörte der Müller in seinem kleinen Wohnstübchen, denn er hatte die Gewohnheit, im Sommer abends noch ein Pfeifchen am offenen Fenster zu schmauchen. Wenn man

ältere Dorfleute über das dunkle Treiben berichten hört, das gerade in dieser versteckten Mühle in früherer Zeit lichtscheue Leute mit dem Müller zusammenführte, so nimmt es nicht Wunder, daß auch unser Müller dem alten Bekannten die eisernen Armspangen hilfsbereit im Hause durchfeilte. Der Wilderer trieb sich nun noch ein paar Jahre im Böhmischem herum. Nur zweimal hat er sich noch in Hermsdorf erblicken lassen. Da hörte man auf einmal eine seltsame Mär: Er sei nach Polen gewandert, und zwar habe er sich als gefüllten Sack über die Grenze schmuggeln lassen, da er bei der damaligen strengen Grenzwahe nicht ohne große Schwierigkeit nach dem fernen Osten entkommen wäre. In der Fremde aber habe er sein Glück gefunden. Und unser Jahn? In der Schule soll er nicht irgendwie Auffallen erregt haben. Seine Eltern wohnten im Armenhaus, zeitig mußte

er Besenreifer sammeln. Oft schlug des Vaters Faust zu, da der lebhafteste Junge mit anderen oft im Walde umherstrolchte. Als er der Schule entwachsen war, wurde er Bismärker an der Elbe. Nach einem halben Jahr ging er wieder wandern, arbeitete hier und da, bis er zuletzt daheim als Waldarbeiter im Sommer, als Gelegenheitsarbeiter im Winter seinen Unterhalt verdiente. Als junger 24-jähriger Bursche sollte er wegen eines „geringen Vergehens“ sich stellen und festgenommen werden. Einer unserer Gewährsmänner konnte sich noch erinnern, daß es sich um einen sog. Waldsirene gehandelt habe, bei dem Jahn das Unglück gehabt hatte, gerade entdeckt zu werden. In den Augen seiner Dorfgenossen war er zwar kein Verbrecher, aber die erbitterte Wut der Förster und die zu gewärtigende exemplarische Strafe ahnte er zu lebhaft, daher hat er die Warnungen seiner Genossen in den Wind geschlagen und sich nicht gestellt. Dazu kam noch, daß das Mädchen, dem er, als kräftiger schmucker Bursche mit Herz und Seele treu ergeben war, sich von ihm abgewandt hatte; denn da ihr Johann nun einmal eine begeisterte Liebe für das dunkle Handwerk seiner Gesinnungsgenossen besaß und immer weghalsiger dabei zu Werke ging, brachte der Verkehr mit dem Verwegenen sie oft in Bedrängnis. Jahn soll auch „zu ihr ein ganz rabiader Kerl“ gewesen sein. Kurz, Jahn ging in seiner Verzweiflung hinaus in die Wälder, wo er früher fast jeden Tag als Waldarbeiter gearbeitet und als Junge schon Schlupfwinkel und verborgene Felsenschluchten in jugendlicher Abenteuer- und Entdeckerfreude ausfindig gemacht hatte.

Jetzt wurde das Räuberleben ernste, raue Wirklichkeit. Im Dorfe wußte er genug Freunde, die ihm Nachrichten über etwaige Gefahren, Pulver und Blei bringen, ihm in Not auch Unterhalt und Wohnung gewähren konnten, wenn er nicht imstande

sein sollte, sie sich selbst zu verschaffen. Er kannte die Häuser, wo er in stürmischer Nacht Einlaß fand, um Sachen abzuholen, er wußte, wer seine Jagdbeute abnahm und wer bisweilen selbst mit ihm wildern gehen durfte. Später hatte sich eine regelrechte Genossenschaft solcher „Dunkelmänner“ gebildet. Wenn auch ihr Oberhaupt, der Jahn, meist im Walde weilte, so hatten sie ihre Zusammenkünfte und zugleich einen Unterschlupf in einem kleinen Lehmhäusel, wo sie sich öfters mit Saupsdorfer Wilderern trafen, wo der alte Puttrich das Hauptwort führte, wo die Dorfleute Wildfleisch holten und dabei bisweilen von den ruppigen Gefellen gezwungen wurden, Schnaps mitzukaufen. Daß sie dabei über's Ohr gehauen wurden, wußte ein jeder. Aus Furcht vor der eigenen Bestrafung wegen des Kaufs verbotenen Fleisches und vor der Rache der Wilderer kam selten etwas zu den Ohren Uneingeweihter. Das war lange im Verborgenen so gegangen. So konnte Jahn schon zuversichtlicher in die Zukunft schauen. Wenn die letzten Strahlen der untergehenden Sonne die Gipfel der Bäume in feuriges Gold tauchen, wenn nur schläfrige Vogelstimmen die tiefe Waldesruhe unterbrechen und es zwischen den Stämmen aufsteigt wie ferner, blaugrauer Nebel, dann war's Zeit für unseren Jahn. Dann spukt's sowieso im Walde, dann schallt keine fleißige Art durch den düsteren Wald, dann geht der Förster seine bestimmten Pürschgänge, die Jahn kennt. Lautlos, der Katze gleich, dem freien Auge kaum sichtbar, huscht unser lichtscheuer, graugrüner Gefell durch Schonung und Dickicht, vorsichtig alles vermeidend, was Wild schrecken und den Förster aufmerksam machen könnte. Die gespannte Finte in der Rechten, jederzeit anschlagsbereit, hat er jetzt weder Sinn noch Auge für die Schönheit der Natur; all sein Trachten ist darauf gerichtet, Wild zur Strecke zu bringen, gleichviel, ob es jagdbar ist oder nicht, ob es

einem Bock oder einer hochbeschlagenen Rinde gilt. Ganz hat er sich seiner Umgebung angepaßt, oder vielmehr so verblichen und ergraut von Zeit und Wetter ist seine Kleidung, daß nur Zufall oder Unvorsicht ihn im Waldesdunkel verraten können.

Von Jahn ist mir bis jetzt noch nicht bekannt geworden, daß er zu jenen ganz heimtückischen Wilddieben gehört habe, die ganzlich lautlos arbeiten und das Wild durch Schlingen, Widerhaken, die in die Wildwechsel gestellt werden, durch Netze oder Leimruten fangen oder andere Tricks anwenden. Sein zerlegbares „Stintel“ und ein kräftiges Jagdmesser sollen seine einzigen Waffen gewesen sein. Wenn in verdächtigen Hermsdorfer Häusern die Förster unter Holzdielen, in Lampenbehältern, Butterdosen, ja in Schubabsätzen nach Teilen zerlegbarer Jagdsinten und Schrot suchten, so kann es uns nicht verwundern, daß auch unser listiger Jahn seine Verstecke hatte, wenn es einmal doch in seiner Waldburg Hausuntersuchung gegeben hätte. Unter Moos oder Gezweig hat er, wie einer seiner Freunde erzählte, sein in Teile zerlegtes Stintel bisweilen in einem hohlen Baume verborgen. Meist aber habe er es bei sich gehabt. War ihm ein guter Schuß gelungen, so benachrichtigte er den langen Clemens, und der trug das meist im Dickicht versteckte Wild in's Dorf. Jahn hatte nun viele Schlupfwinkel, aber einige bevorzugte er doch vor allen anderen. Wenn du, lieber Leser, von der Oberen Schleufe nach der Kirnitzschke durch das tiefeingegrabene Glutthal wanderst, wirst du bald bemerken, daß bisweilen der schmale Fußsteig an der steilen Wand emporklettert, und einmal liest du in halber Hanghöhe: Nach den Jansenlöchern. Auf schlüpfrigen Stein- und Waldbodenstufen kimmst du empor, und bald kriecht der Steg unter wirr über- und durcheinanderliegenden Felsentrümmern dahin. Einklemmt in eine Schlucht bilden sie mehrere

Höhlen, lassen sonst aber nur für das schmale Steglein Platz. Hier hauste unser Wilddieb die meiste Zeit in sicherer Verborgenheit; denn oben deckte reiche Vegetation die Schlucht, und im Tale verwischte die Kirnitzschke seine Fußspuren. Diese zwei Eingänge in seine Unterwelt konnte nur sein Auge entdecken. Wie ein richtiger Waldkönig besaß er mehrere Jagd- und Lustschlösser. Besonders bekannt ist da sein Unterschlupf im Böhmischen auf „Käse“ und „Brot“ als „Jahnschlösser“. So geheimnisvoll wie er mehreremals den Förstern, öfters aber Einheimischen im Walde aufgetaucht ist, ebenso geheimnisvoll ist er zwischen den Fichtenstämmen und Felswirrnissen im Waldesdunkel verschwunden und hat sich durch eine der unsichtbaren Pforten in sein Felschloß zurückgezogen. Im Walde war er Herr, hier kannte er jede Felslücke, jeden Fichtenstamm, der über eine Schlucht half. Er hat sogar so treue Spießgesellen im Dorfe gehabt, daß einer ihm bisweilen die nötigen Dinge bis in sein Junggesellenheim bringen durfte. Für gewöhnlich jedoch verschaffte er sich das Nötigste für Leben und Jagd selbst aus dem Dorfe. Damals holten die Stimmersdorfer, Hohenleipaer und Dittersbacher ihr Brot vielfach aus unserem Ort, trotzdem sie die Hermsdorfer armen Leineweber gern mit den neckigen Worten ärgerten: „Sächsischer Mucke (Mucker) freffe gerne Kratzelstucke“ (Unrat, der beim Weben übrig bleibt). Weil nun Jahn auch auf böhmischer Seite ob seines Wagemuts in hohem Ansehen stand, besorgten sie gern für ihn das Brot. Wenn die böhmischen Brotweiber am Schwarzen Tor über die Kirnitzschke kamen, lag unter einem versteckten Felsen Jahn's Brotgeld. Abends holte er die Brotlaibe dann in seine Höhle. Nach seiner letzten Gefangennahme fand man in seinem Unterschlupf „viel Eingetragenes aus den einzelnen Häusern“, denn Jahn's „besuchte“ gerade diese oft. Und was nicht nagelfest war, und er brauchen konnte, wanderte

mit in den Wald. Jahns wurde überhaupt mit den meisten Diebstählen in Verbindung gebracht — begreiflicherweise: er war ja fast immer abwesend, und seinen Feinden war jede neue Verdächtigung nur recht. Bezeichnend für die damalige allgemeine Auffassung vom Mäusen ist das Wort, das ich mehrmals hörte: „Ob er der Schlimmste war, weiß ich nicht“. Schmuggel und Diebstähle wurden sowieso nicht gern angezeigt, da jeder etwas auf dem Kerbholz hatte. Wir sahen, wie das ganze dörfliche Leben unterminiert war von Mißtrauen und Ränkespiel. Das jahrelange Prozeßführen, die Schadenfreude, der ewig zu unerlaubten Freiheiten lockende Wald taten das ihre, das Dorf vom Prozeßteufel regieren zu lassen, um Beamte der übrigen Einwohnerschaft zu verfeinden, um das Völklein in zwei Gruppen zu spalten, die einander nicht recht trauten. Die eine hielt zu den Schwarzen (Wildenern), ihr gehörten neben vielen Mitleläufern als eifrige Wildschützen Männer vom armen Habenichts bis zum reichen Müller an. Und wenn diese im Erbgericht oder beim Nachbar mit ihren Heldenstücklein prahlten, so stimmten notgedrungen auch ihre Widersacher mit in's Lob ein. Mögen sie sich heimlich mit Freude haben an den schauerlichen Wahrheiten und Märchen, oder um den Schein eines Verräters zu vermeiden oder um ihren billigen Fleischlieferanten nicht zu verlieren. Dem einen oder dem anderen half wiederum ein Wilddieb beim Schmuggeln. Kurz, unter der harmlos stillen Oberfläche eines armseligen, arbeitsreichen Lebens spielten sich die leidenschaftlichsten Szenen ab, rangen Mißtrauen und Schadenfreude mit dem Stolz, den jeder Dörfler hat, wenn er einen seinesgleichen immer höher auf dem Pfad der Berühmtheit klimmen sieht. Mag es auch eine verbotene Straße, eine gefährliche Berühmtheit und windstille Herrlichkeit gewesen sein, unser Jahns wußte doch, daß insgeheim jeder im Dorfe sich

freute, wenn den verhassten Förstern wieder ein Schnippchen geschlagen war.

Wenn Jahns nicht gerade in einer seiner Residenzen war, hätte man ihn sicher im Wald an einer lauschigen Waldquelle getroffen. Oder er sonnte sich auf einem Felsen, hielt in den Fluren sein Schläfschen oder er genoß vielleicht gerade seine Freiheit im Lehmhäusel seines intimen Freundes Puttrich, unter einer Holzkiste verborgen. Einmal, als Jahns sich lange Zeit im Orte nicht hatte sehen lassen, ging sein vor wenigen Jahren verstorbener Freund Clemens hinaus in die Berge, um nach ihm zu suchen. Nach langem Umherirren hörte er plötzlich ein Stöhnen im Busch. Sicher ein kranker Hirsch! — Doch nein — da lag ja Jahns mit offenem Hemd und blutiger Brust am Waldbach und im erschöpften Zustand das Blut stillend. Wie aufgeschrecktes Wild will der aufspringen, greift blitzschnell zur Waffe, — da erkannte er den Freund. Und damals, als Jahns am schwersten durch eine Kugel verletzt war, hat er sich nicht wie sonst draußen ausheilen können, sondern ist ein viertel Jahr bei seinem Freund untergeschlüpft. Eine Zeit war er sogar in einem Taubenschlag versteckt. Und niemand hat ihn verraten, trotzdem er schwerkrank, ja ungeschädlich war!

Beneidenswert ist die Stellung eines verantwortlichen Försters sicher nicht gewesen. Als Jahns einmal leichter verletzt im Kornfeld, das blutige Sacktuch unterm Kopf selig entschlummert war, ging ahnungslos ein Liedchen trällernd die Erzählerin Lehmann den Feldrand hin. Das Bild des struppigen Mannes mit der Klinge sehend und schleunigst Reißhaus genommen, war im Augenblick geschehen. Unten traf sie den Hauswald Gottlieb. „Wo leit'r denne?“ „Da obn“. Als sie beide — er mit der Sense, sie hinterher — zum Jahns kamen, kauerte der oben und hielt ihnen sein Flinten entgegen. Nun rissen beide Parteien aus. Jahns



Nebel im Wald

Aus den Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz

tat so, als ob er in's Dorf wollte, wurde aber durch das Geschrei: „Der Jahns ist da“, nach Böhmen verschucht. Die Förster hatten nämlich jetzt die Kopfschmisse, die auf Jahns gesetzt war, bedeutend erhöht, und uns ist's erklärlich, daß die Partei derer, die bisher eine unentschiedene Stellung eingenommen hatten, vom Mammon angelockt, die Förster unterstützten. Sie nahen jetzt mit Stangen und Knüppeln bewaffnet und mußten unverrichteter Dinge wieder abziehen. Diese Art Leisetreter hatte kein Gewehr dabei, oder wenn schon, dann kam es nie an's Tageslicht, auch jetzt nicht, wo es allein den Wildschützen hätte unschädlich machen können. Jetzt gab es eine offene Försterpartei im Orte, und von den Forstbeamten wurden vor allen die Waldarbeiter mobil

gemacht gegen Jahns und Genossen. Für letztere kam nun die Zeit äußerster Vorsicht, auch ihre Zahl war nicht mehr so zuverlässig wie früher. Jahrelang hatte man an dem Wildschützen draußen seine Freude gehabt, jetzt war es Gewohnheit, Laueheit und der Mammon, die Jahns Anhang im Dorfe immer mehr zusammenschrumpfen ließen. Besonders Oberförster Spiller, Jäger mit Leib und Seele und ein gerechter Vorgesetzter, der überall gern mit Hand anlegte, hatte diesen Umschwung der Gesinnung vorzüglich durch den Eindruck seines Charakters verstärkt.

Gerade in jenen Zeiten ist auch im Dorfe durch die Waldgerechtsamenablösung in vielen Hütten ein mittlerer Wohlstand eingezogen, der manchen unzufriedenen Geist

von dem gefährlichen Tun ablenkte. Jahns kam immer seltener in's Dorf. Und doch hätten sie ihn einmal wieder erwischt. Die Erzählerin Lehmann sagte mit ihrem Vater im Hofe Holz, „auf einmal sahen wir den armen Verfolgten vom Neudorsberg herunter auf unser Gut zu rennen, gehezt von Forstbeamten und verfolgt von schreienden Dorfleuten. Der Vater war jedenfalls nicht willens, den Wilddieb zu stellen, er rannte samt den Förstern auf der anderen Gutsseite in den Wald, Jahns einzuholen. Der aber hatte sich im Schuppen unter'm Holz versteckt. Und am anderen Morgen, als wir auf dem Grenzwiesel herumrechten, kam Jahns aus dem Böhmischen, drückte dem Vater die Hand und knallte sogar noch einen Dankesalut“. Einmal aber hatte die Herrlichkeit doch ein Ende. Allerdings nur vorübergehend.

Im Erbgericht drehten sich die Pärchen des Frauenvereins fröhlich, und heiteren Sinnes saßen die anderen beisammen. Der Oberförster spielte unten im Gastzimmer mit seinem Amtsbruder, dem Kantor und Pastor nun schon seinen 15. Skat. Da sagte ihm kurz vor Mitternacht ein Waldposten, wie ein unvorsichtiger Schuß verraten habe, daß Jahns nahe am Dorfe sei. Was Wunder? Waren doch seine Feinde bei Bier und Tanz! Die Forstbeamten verschwanden einer nach dem anderen unauffällig, und morgens gegen 8 Uhr brachten sie ihn. Unser Gewährsmann, der ihn mit auf's Amt Hohnstein befördern mußte, hörte unterwegs, daß Jahns, trotzdem er die Förster auf's bitterste haßte, äußerte, er habe den Oberförster vielmals vor seiner Flinte gehabt, aber nie Menschenblut vergießen wollen. Einmal hätte er zwei Stunden hinter einem Baumstamm den Oberförster gegenüber gestanden; bei der Erinnerung an seine Familie hätte der Förster doch lieber den Kürzeren gezogen, hätte seine Flinte dagelassen und wäre heimwärts gegangen.

Damals hat man ihn nach ein paar Jahren wieder laufen lassen in der Annahme, daß der Knöcherne, abgehärmte Mann nicht mehr an's Wildern denken werde. Aber da hatte man sich geirrt. Kaum fühlte er wieder den weichen Waldboden unter seinen Füßen, die freie Bergesluft um sein Hüftl wehen, da packte ihn die alte Leidenschaft desto stärker. Er war ja noch kein alter Mann, sondern in den besten Mannesjahren! Jetzt, wo er im Sächsischen von seinen Widersachern, auch von vielen Dorfbewohnern keine Schonung zu erwarten hatte, trieb er sich meist in Böhmen herum. Hier verlassen uns für ein paar Jahre die Nachrichten über ihn. In Nördorf, Daubitz, Schluckenau, Böhmisches-Kamnitz, selbst noch in Reichenberg soll man sich Geschichten über ihn erzählen. Uns bleibt zuletzt nur noch übrig, seine letzte Gefangennahme im Sächsischen zu schildern.

Gingen da einst Waldwärter Hille und Oberförster Spiller im Walde. Plötzlich fällt ein Schuß. Ah — der Jahns! Jetzt recht vorsichtig, um den schlauen Kerl beizukommen! Hinter drei Ellen Kasten (Holzstoß), die am heutigen Wettinplatz bei der Schutzhütte standen, versteckten sie sich. Und richtig, da kommt vorsichtig, aber auf freiem Waldweg unser Jahns, einen Bock auf dem Rücken, die Flinte unter dem Arm. Jetzt den Atem angehalten! Noch sechs Schritt, noch vier, noch zwei — und vor springt Hille, setzt Jahns einen derben Kolbenstoß vor die Stirn, und der gefürchtete Waldbeherrscher schlägt unversehens hin, der Bock und seine Flinte liegt ein paar Schritt entfernt.

Rauh wie das Ende seiner Räuberherrlichkeit muß man sich sein ganzes unruhiges Leben vorstellen. So poesievoll wir es uns jetzt ausmalen können, der harte Kampf ums Dasein hat sicher diesem armen, gehezten Waldsohn mehr Not und Gefahren gebracht als wir uns wohl träumen lassen. Waldarbeiter führten ihn dann auf's Amt.

Mehrere Jahre mußte er nun hier sein duftiges Schloß wiederum mit der öden, toten Gefängniszelle wechseln. Welche Sehnsucht mag da den Freiheitliebenden gepackt haben, der doch nur seinem inneren Trieb nicht widerstehen konnte und nach seiner Art aus der in unserem Volk nun einmal eingewurzelten Überzeugung, daß der Wald das Zwinguri des Volkes sei, seine Schlußfolgerungen zog. Nach seiner Freilassung kam er völlig gebrochen in seine Heimat. Der alte Trotz, die angeborene Abenteuerlust waren dahin. Ob auch seine Freude an Jagen? Ich glaube es nicht. Denn im Walde hatte er fast 25 Jahre seit seinem 24. Lebensjahr gewildert!

Als stiller Mann hat er nicht mehr lange Zeit im Orte zugebracht; denn wenige Jahre darauf trugen ihn seine Kameraden den Kirchberg hinan in seine letzte, enge und gar unfreundliche Wohnung. Wie freudig überrascht und stolz waren jedoch seine Spießgesellen, als sie hinter seinem Sarge auch einen böhmischen, bekannten und vielfach verfolgten Wilderer bemerkten, der seinem Freund das letzte Geleit gab. Als sie unsern Jahns, den lebensfrohen ins kalte Erdreich hinabsenkten, krachten draußen vom Waldesrande drei Schüsse zu der stillen, kleinen Schar herüber. Niemand wußte, woher die gekommen waren, die auf ihre Weise dem Toten den letzten Erdengruß, den letzten Ehrensallut als Geleit ins Jenseits gaben. Man muß selbst aus Freundesmund die begeisterten Worte gehört, in das leuchtende Auge der Erzähler dieser Abenteuer geblickt haben, und Männertränen, die ergriffen das Ende eines wechselreichen Lebens beweinen, gesehen haben, um völlig zu begreifen, welche Achtung und Liebe der Waldsohn im Dorfe bei vielen Männern genoß. Zum Schlusse lenke, verehrter Leser, Deinen Blick noch einmal auf die dörfliche Gesellschaft zurück. Ähnliche, wenn auch harmlos endende Geschichten hatten noch vielen an-

deren Einwohnern an. Wer wilderte nicht von den Männern, die wie Jahns fühlten! Aber durch Familie, Haus und Hof gehalten, konnten sie nicht im freien Waldesleben zügellos ihrer Leidenschaft fröhnen. Es ist auch nicht möglich, solche Männer mit Tamen anzuführen, da jene Tage garnicht weit zurückliegen. Einer sagte bezeichnenderweise zum Kantor auf seinem Krankenlager: „Daß mir Gott nicht vergönnt hat, den Hundertsten zu schießen“. Wie bereits erwähnt, spielte ein unscheinbares Lehmhäuschen nahe der Schule eine wichtige Rolle als Versammlungsort der tollsten und tüchtigsten Wilderer. Hier wohnte der Wilddieb Puttrich. Er war ein kleiner, verwegener und oft jähzorniger Mann, der beim Überklettern eines Wildzaunes ein Auge eingebüßt hatte. Sein Onkel war königlicher Leibjäger, er aber jagte auf eigene Faust, verschaffte seinem Dresdner Onkel einmal so schnell einen Hirsch, daß man sich in der Residenz den Kopf fast zerbrach, wie der Leibjäger in so fabelhaft kurzer Zeit sein gegebenes Wort einlösen, einen so kapitalen Hirsch abliefern konnte. P. hatte am Tage oft weiter nichts zu tun als die Leute an der Nase herumzuführen, seine Randglossen zur Dorfgeschichte zu machen, aber des Tages hätte man ihn nie ein so feines Gehör, so feurige Augen, eine solche Geistesgegenwart zugertraut, wie er sie bei seinen nächtlichen Streifzügen entwickelte. Wenn es ruchbar wurde, daß der hünenhafte Clemens wieder einmal Wild ins Dorf geschleppt hatte, gab es zuweilen auch im Lehmhäusel Hausuntersuchung. Aber da wußten sich die Hermsdorfer seither immer zu helfen. Die Fleischstücke verschwanden im Handumdrehen in den Pferdestall oder die „Kranke Frau“ hat fast das ganze Reh mit im Bett usw. Während die Forstbeamten alles durchstöberten, schickten die Eltern andermal ihr Töchterchen mit dem Eimer voll Fleisch hinaus: „Geh, Liesel, hol mal schnell Wasser“!

Die wilden Gefellen vertrugen sich, ihrem Charakter entsprechend, nicht immer gut. Oft gab es Janz und Streit. Einmal wurde unser Gewährsmann als Streitschlichter angerufen, aber der Kampf ging fort. Der kleine P. slog in die Ecke, Froch aber dem langen Cl. unter die Beine, warf ihn hin . . . am Ende sahen beide blutig und zerfaust aus. Einer erwischte das Beil und wollte damit den durch die Tür Enteilenden erschlagen. Zum Glück blieb die Waffe im Türpfosten stecken. Wenige Minuten später tranken beide wieder vergnügt ihren Schnaps. Das sind charakteristische Augenblicksbilder, die das derbe, gesellige Leben kräftig widerspiegeln. Natursohne, die trotz ihres innigen Verkehrs mit der Mutter Natur, durch zügellose Leidenschaften und ihr blutiges Handwerk, immer mehr sich von ihren leidenschaftlichen Instinkten tyrannisieren ließen, bis sie schließlich selbst ruhmlos in der heimatlichen Scholle vermoderten. Trotzdem man auch an unserem Jahns wenig sympathische Züge entdecken kann, so entbehrt doch sein Leben eines gewissen Reizes, einer dramatischen Entwicklung, eines tragischen Endes nicht. Jene dagegen setzten nicht Glück und unstetes Wilderleben auf eine Karte wie er. Noch ruhmloser als seine Einwohner endete das Lehmhäusel. Dieses spaßige Ereignis wirkt noch zuletzt ein Streiflicht auf das allmähliche Verklumpen der Insassen, auf ihre Geringschätzung bei den Ortsbewohner und zeigt auch, daß keine Geldgier oder andre geldbringende Zweckidee sie zum Wildern verleitet hatte, sondern nur ihre angeborene Jagdleidenschaft. Da P. völlig heruntergekommen war und die Miere nicht mehr bezahlen konnte, er aber auf die Kündigung auch nicht ausziehen wollte, nahm der Hausbesitzer die Steine unter der Stube weg. Nun kamen die Hühner zu P. auf

Besuch. Das half aber nichts. Da griff man zu einem Universalmittel: nach und nach nahm man das Dach herunter. P. war nicht zu erweichen. Der Nachbar brachte jetzt die Esse ein. Doch sollen ihm dabei bittere Tränen in die Augen gekommen sein, da P. unten alles Unmögliche versuchte und damit einen bestialischen Gestank verbreitete. Endlich zog P. ab. So war das unrühmliche Ende des Lehmhäuschens, dessen Bewohner und Besucher manche Freudenfeste mit vollen Fleischröpfen, umheimlichen Gefellen und Geschichten und ernststen Gefahren sahen oder durchlebten. Heute findet man an der Gartenstelle noch viele eingetretene Wildknochen im Erdreich. Wir können nur wünschen, daß von den Geschichten, die über Jahns noch irgendwo kursieren, nichts verloren geht, damit Licht in die Lebensgeschichte dieses Mannes kommt, die ein Schlaglicht nicht nur auf die Hermsdorfer ehemaligen Verhältnisse wirft, sondern auch typisch für andere Hinterwalddörfer ist. Zum Schluß kann der Verfasser nicht umhin, darauf aufmerksam zu machen, daß noch viele Schätze in unseren Dörfern vergraben liegen, die nur darauf warten, von liebevoller Hand an's Tageslicht gezogen zu werden. Also nicht alte Geschichten zum nutzlosen Gerümpel rechnen und als wertlose Dinge der Vergessenheit anheimstellen! Wenn Du verehrter Leser, in dem wohlgemeinten Aufsätzchen manche Lücke verspürt haben solltest, so nimm die Versicherung als Entschuldigung entgegen, daß es dem Schreiber dieser Zeilen in erster Linie darauf ankam, die bunten Geschichten nicht in dunkle Vergessenheit versinken zu lassen, sie der Wahrheit nachzuerzählen, daß er aber nichts sehnlicher wünscht, als daß durch Sammelfleiß aus dem Stoff eine schön, abgerundete Erzählung einmal entsteht.

Ein Wort an die deutsche Jugend

Ansprache zum Wochenbeginn an einer höheren Schule
dem Andenken der am Nanga-Parbat gefallenen deutschen Bergsteiger geweiht
von Stud.-Rat Walter Martin, Oschatz (Mitgl. d. SBB)

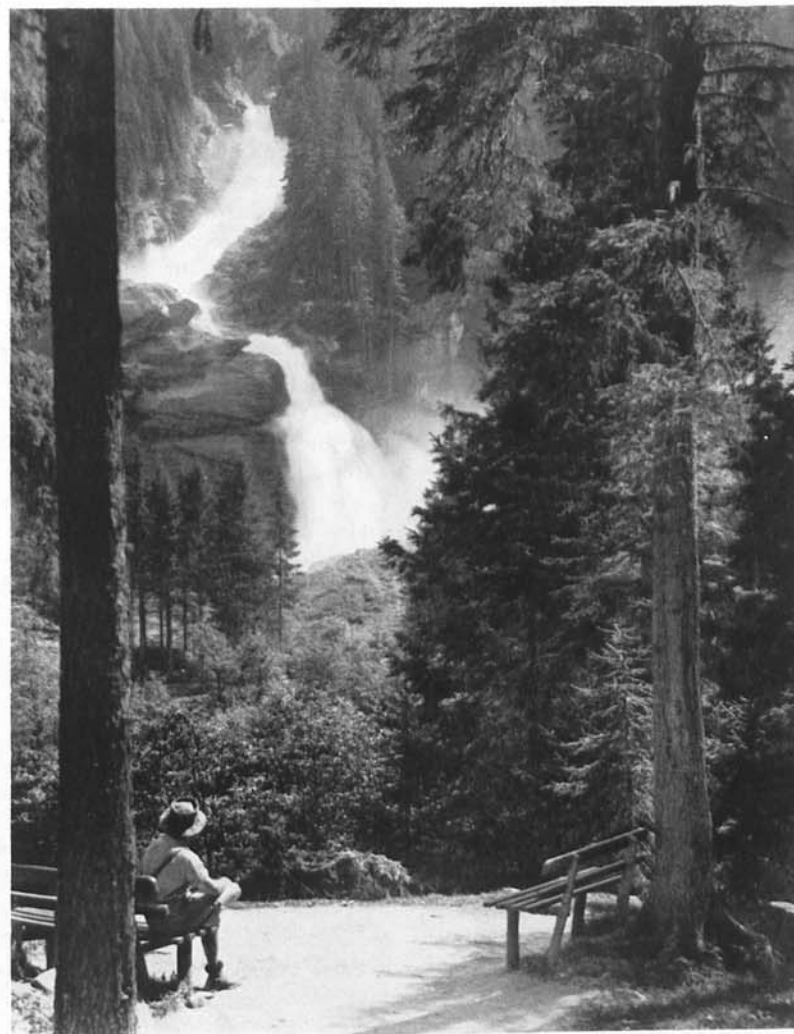
Vier wackere deutsche Männer waren es, die als Führer und Mitglieder einer groß angelegten deutschen Himalaya-Expedition von ihrem zähen Kampf um einen der höchsten Berge der Erde, den 8100 m hohen Nanga Parbat nicht wieder zurückkehren sollten. Alfred Drexel als erstes Opfer, dann Ulli Wieland und Willy Welzenbach, und als letztes auch Willy Merkl, der zähe wohlerfahrene Leiter des ganzen kühnen schwierigen Unternehmens, sie alle wurden von einem ungnädigen Geschick mitten in ihrem unerschrockenem fast erfolg-gekrönten Ringen in der Vollkraft ihrer Mannesjahre hingerafft. Das Andenken an diese Männer, an ihr Wirken, Streben und Sterben in unserer schnelllebigen Zeit uns einmal ins Gedächtnis zurückzurufen, erscheint uns als eine deutsche Ehrenpflicht. Daß gerade diese uns durch ein tragisches Geschick entrisen wurden, muß uns mit stolzer Trauer erfüllen. Denn — kurz gesagt — es waren echte deutsche Männer! Was wir heute wieder als die alten gediegenen deutschen Charakter-Eigenschaften, als die uns vorwärtstreibenden seelischen Kräfte erkannt haben, das besaßen gerade sie in höchstem Maße: Kämpfergeist, Energie, für ein gestecktes hohes Ziel auch das letzte einzusetzen und Kameradschaftsgeist. Ein gewisses faustisches Streben wirkte in ihnen. Wir wissen, daß eben diese Tugenden nur zu oft durch Lauheit, Gleichgültigkeit und Eigensucht verflüchtigt worden sind, und daß jene Tugenden in unserem Volke immer wieder geweckt und in der Jugend großgezogen werden müssen. Es scheint ein unbegreifliches Naturgesetz

zu sein — und eine tiefe Tragik liegt darin — daß der Tod sich oft die fähigsten, die tapfersten und besten in der Blüte ihrer Jahre als Opfer sucht. Doch überall — nicht nur beim Kampf um einen hohen gefährlichen Berggipfel — wiederholt sich dieselbe Tragik: Beste deutsche Männer starben für ihr Ideal, ihr Ziel. Ohne ihren Kampf, der oft den Einsatz ihres Lebens verlangte, wäre der Fortschritt der Forschung, der Wissenschaft und somit der deutsche Anteil an der allgemeinen Kulturarbeit und Förderung nicht möglich gewesen. Und somit ergibt sich, daß dieses Unternehmen jener Nanga-Parbat-Männer mit seinem unglücklichen Ende nicht etwa bloß als die Angelegenheit einer kleinen, rein sachlich eingestellten Gruppe angesehen werden kann — oder etwa so, als ob hier ein leicht vorauszu sehendes Schicksal von ein paar wagehalsigen, tollkühnen Menschen besiegelt worden sei, von Menschen, die nur ein hochgespannter rein persönlicher sportlicher Ehrgeiz hinaustrieb — nein! Es handelt sich hier vielmehr um eine allgemeine deutsche völkische Sache, und es ist deutsche Ehrenpflicht, dieser Männer in stolzer Trauer zu gedenken. Mit berechtigtem Stolz hatte man in der Todesanzeige einer Münchener Zeitung u. a. die Worte geschrieben: „Für des Vaterlandes Ruhm und Ehre kämpften und starben auch sie“. — Zwar tritt bei ihnen der Wert ihres Lebens und Schaffens für das Gemeinwohl des Volksganzen nicht so unmittelbar vor die Augen wie etwa bei den politischen Kämpfern und Märtyrern unserer Zeit. Doch das steht fest: Jene im fernen Asien gefallenen Männer verkörpern

ein Kernstück echt deutschen idealen Wesens: Die innige Naturliebe des Bergsteigers paart sich bei ihnen mit zähem kämpferischerem Forschertrieb, willensstarke Einsatzbereitschaft mit dem Geiste echter Kameradschaft. — Ganz Deutschland begleitete diese Männer, als sie im Frühjahr zu dem gewaltigen Unternehmen auszogen, mit den innigsten Wünschen für einen Erfolg. Wäre ihnen ein voller Sieg beschieden gewesen, so hätte das ganze deutsche Volk seine wackeren Söhne mit jubelnden Stolz empfangen.

Die Vorsehung hat es anders gewollt. Die entfesselten Elemente des Hochgebirges, Schneesturm, Eis und Kälte waren stärker als ihr starker Wille. Aber mit ihnen starb nicht der Geist, der in ihnen lebte! Es ist keine Vermessenheit, wenn in einem Nachruf einer alpinen Zeitschrift*) u. a. zu lesen steht: „Aber eines wissen wir, der Nanga Parbat ist und bleibt eine deutsche Angelegenheit. Es werden deutsche Bergsteiger sein, die diesen Gipfel erreichen“. Verkennen wir nicht den höheren Sinn und Zweck dieser Gedanken! Nicht bloß auf die erstmalige Bezwingung dieses oder jenes schweren Hochgipfels an sich kommt es an, nicht auf die rein alpinistische Leistung — nein! Noch etwas anderes ist es, was das Tun dieser Männer adelt: Sie, die Gefallenen und ihre überlebenden Kameraden sind den großen deutschen Kulturpionieren gleichzusetzen, die durch ihr überragendes Können und zähes Wollen der Erweiterung wissenschaftlicher Forschung dienen, die damit der deutschen Leistung geistiger, seelischer und körperlicher Art in der Welt Klang und Geltung verschaffen und erhalten helfen. Als Vertreter edelsten deutschen Wesens, echter deutscher Tugenden haben sie in unseren Völke als Vorbild und Leitstern weiter zu leben Anspruch. — Unter jenen edlen Tugenden nimmt echte Kameradschaft — der Treue nahe verwandt — eine

hervorragende Stellung ein. Kameradschaft bis in den Tod ist für eine so auserlesene Schar unerschrockener Männer eine Selbstverständlichkeit. Diese fand aber auch hier ihre herrlichste Gegenwirkung sogar bei den einheimischen Helfershelfern unserer Männer. Sechs von den treuen sogenannten Darjeeling-Trägern sanken gleichzeitig mit den Unseren ins eisige Grab — ein erschütterndes Beispiel dafür, wie edler Kameradschaftsgeist selbst auf diese fremdstämmigen Männer überstrahlte. Wenn sogar jene Angehörigen fremder Rassen von diesem edlen Geiste treuer Verbundenheit befeelt waren, um wieviel stärker und inniger muß das Band sein, das uns mit unsern blutverbundenen Himalaya-Kämpfern verknüpft; ist doch mit ihrem tragischen Geschick ein Stück unseres eigenen besten Deutschtums bloßgelegt worden. — Ihr hört ja so oft in den Geschichtsstunden oder anderswo von Beispielen deutschen heldischen Ringens und Sterbens. Was hätte es für Sinn, diese Beispiele uns immer wieder in Erinnerung zu bringen, wenn wir uns dadurch nicht selbst begeisternden Ansporn, erzieherischen Wert versprächen? Wir senken auch vor diesen Helden vom Nanga Parbat im Geiste die Fahnen — in Schmerz und Stolz zugleich — Stolz, weil sie die Unseren waren und sich würdig einreihen in die Ehrentafel großer vorbildlicher deutscher Männer. Gerade in euch, der Jugend, wird das fühne heldenhafte Ringen und Kämpfen jener Männer einen lebhaften Widerhall finden, denn in ihnen verbindet sich jugendlich-draufgängerisches Wesen mit reifer Erfahrung und großen Fähigkeiten. Lassen wir auch etwas von ihrem Geist in uns wirksam werden, wenn uns einmal in Stunden der Niedergeschlagenheit das Leben zu fade, zu schal vorkommen will. Dann ist ihr heldenhaftes Streben und Sterben nicht vergeblich gewesen.



Ein Wasser stürzt zu Tale

Aus dem Vimpert-Wander-Kalender 1926 - Photo: Artur Diele, Vöcklabruck

In das Waldtal stürzt ein wildes Wasser nieder. Wie es durch die Felsen troht und weißgigend sich zerprüht; junges Wasser, das stürmend vorwärtsdrängt! In dem weiten Tale hernach zieht es ruhevoll in der breiten Bette hin, bis es sich heimfindet in das ungeheure Beden Meer: Wanderer in Ewigkeiten . . .

Biwak

In memoriam Fritz Rödiger

Ich hatte von jeher ein geheimes Grauen davor und ein gütiges Geschick bewahrte mich auf meinen Hochtouren bisher vor einem solchen Erlebnis. Oftmals schon betrat ich die Hütte, als es schon viele Stunden Nacht war, aber ich hatte es gerade noch so geschafft, wenigstens soweit, daß ich bei beginnender Dämmerung die Fels- oder Kletterarbeit beenden konnte. Dann lief oder stolperte ich so gut es gerade ging, mehr oder weniger schnell, dem schützenden Hüttendach zu. Diesmal war ich auf meiner Hochtour mit Wetter- und Gipfelglück recht stiefmütterlich, dafür aber mit Bergerlebnissen recht reich bedacht worden. Zwei Biwaks gleich waren mir auf dieser Fahrt beschied, Erlebnisse, die in unserer heute schnell vergehenden Zeit doch nicht so rasch in unserem Gedächtnis verblässen werden. An einem Freitag im August, nachmittags 3 Uhr waren wir nach fünftägiger Fahrt über die Schweiz im Lande Laurins, den Dolomiten, eingetroffen. Auf dem Rollepäß, in der Palagruppe, erwartete uns getreu seinem Versprechen noch ein Bergkamerad, den die Eisenbahn über Österreich nach hier entführt hatte. Wir luden ihn gleich mit in unseren Wagen und suchten bald unterhalb der Waldgrenze, zwischen Rollepäß und San-Martino di Castrozza, einen Zeltplatz für uns und einen Ruheplatz für unseren guten „Simfon Supra“ aus. Er hatte für die kommende Zeit weiter nichts zu tun, als abends unseren Zeltpalast zu beleuchten oder später, als er auch dieser Arbeit müde schien, nur noch etwas zu blinzeln. Am nächsten Tage schon hatten wir fünf Mann in drei Partien den NW-Grat des Casaglio durchstiegen und schmiedeten den Plan, die Durchsteigung der Südwand (Leuchsweg) der Cimone della Pala,

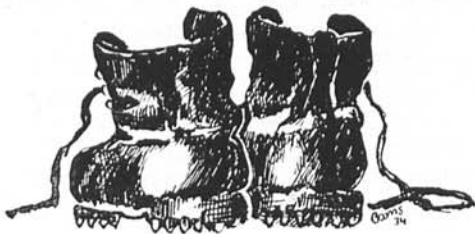
des Matterhorns der Dolomiten zu wagen. Diese Felsfahrt hatten wir, nachdem am Sonntag alles vorbereitet worden war, für Montag früh angesetzt. Am Abend wollten wir schon am Zeltplatz wieder zurück sein, denn wir erwarteten noch zwei Bergfreunde, die mit dem Motorrad nachkommen wollten. Der Wettergott hatte es aber anders bestimmt. Als am Montagmorgen drei Uhr der Wecker rasselte und wir uns zum Aufbruch rüsteten, verschwand bald unser schöner Sternenhimmel hinter einer Wolkendecke und fernes Donnergrollen kündete uns ein nahendes Gewitter. Unser Plan mußte aufgeschoben werden. Endlos zogen die Gewitterwolken von Süden kommend, nach dem Rollepäß, endlos war das Blitzen und das sich weit in den Bergen fortpflanzende Echo des Donners. Das Wetter hatte sich nicht gebessert, als am Abend dann auch die erwarteten Freunde eintrafen. Der folgende Tag verlief genau so, von früh bis in die späte Nacht mit zahllosen Gewittern, bis wir Kälte verspürten und gewahrten, daß es draußen schneite. Das Wetter mußte nun also besser werden. Am Mittwochmorgen lag richtig der Cimone im weißen Kleid vor uns, die Wolken zogen nach dem Süden ab und bald lugte, wenn auch nur schüchtern, die liebe Sonne durch die zerrissene Wolkendecke. Wir mußten wegen des gefallenen Schnees den Tag noch müßig verbringen. Nur einer hatte es wegen des schlechten Wetters im Zelt nicht mehr ausgehalten und war schon am Dienstag bis zur Besserung des Wetters nach Venedig gereist. Zwei andre hatten sich das viel versprechende Wetter zunutze gemacht und waren mit dem Motorrad zu einer Fahrt aufgebrochen, um am Abend wieder am Lagerplatz zurück zu sein. Wir übrigen vier hatten

San Martino einen Besuch abgestattet, etwas Post nach der Heimat abgefertigt und so waren wir alle sechs abends auf dem Lagerplatz mit Vorbereitungen beschäftigt. Bald nahm uns Morpheus in seine Arme, bis uns abermals drei Uhr der Wecker rief. Diesmal war uns der Himmel gut gesonnen. Die Sterne flimmerten am Firmamente und es war grimmig kalt. Schweigend nahmen wir etwas Tee und Brot zu uns, packten die Rucksäcke, hingen die Seile um und brachen einhalb vier Uhr auf. Ein schmaler Steig, er war uns vom Wasserholen bekannt, führte uns durch Lärchengebüsch am murmelnden, gurgelnden Bergbach steil bergauf. Wir hatten längst die Waldgrenze überschritten und flommen im graublen Morgen immer höher auf Geröllfeldern und Felsterrassen, bis wir gegen sieben Uhr den Felseinstieg zum Leuchsweg des Cimone della Pala erreichten. Wir stiegen nach kurzer Rast, in drei Partien eingeteilt, zunächst die Westseite des der Südwand des Cimone vorgelagerten Pfeilers an, bis zu dessen Spitze vom Einstieg aus im Führer 3½ Stunde angegeben war. In diese Zeit war natürlich ein Versteigen, wie es oft in den Wänden schwieriger Felsriesen vorkommt, nicht inbegriffen. Wir hatten natürlich auch das Pech, verstiegten uns in schwere Wand, mußten einige Mauerhaken schlagen und erreichten nach langen schweren Quergängen wieder die im Führer beschriebene Route. Die Spitze des Pfeilers hatten wir gegen 14 Uhr erreicht, also die doppelte Zeit benötigt, als angegeben war. Wir gönnten uns eine Rast von wenigen Minuten, um uns durch einen Schluck Wasser, ein paar Tüffe und Seigen zu stärken. Dann brachen wir wieder auf. Ein etwa 30 m langer zünftiger Quergang führte uns, immer Gefahr laufend, mit herabtaufenden Felsplatten nähere Bekanntschaft zu machen, in eine große geröllgefüllte Mulde, diese querten wir einige Seillängen

in Ostrichtung, stiegen etwa 10 m ab und erreichten gemäß der Beschreibung des Führers nach einer überhängenden Wandstelle den Einstieg zu einem Kamin. Die Zeit drängte, wir mußten uns beeilen, wußten wir doch, daß uns ein Biwak sicher war, so wollten wir es wenigstens schon im Abstieg beziehen. Unaufhörlich lösten sich von den beiden über uns steigenden Partien die Steine und piffen erbarmungslos an uns vorüber, um wieder auf dem nächsten Absatz aufschlagend, in der schier endlosen Tiefe zu verschwinden. Von den drei Partien ging jede ihren eigenen Weg. Jede glaubte, den richtigen Kamin in der wieder ganz unübersichtlichen Wand gefunden zu haben und alle hatten sich wieder in die schwere Wand hinausgewagt. Die vier über uns in zwei Partien steigenden Kameraden waren bald unseren Blicken verschwunden. Manchmal glaubten wir noch Hammerschläge zu vernehmen, aber sie konnten auch von fallenden Steinen herrühren. An eine Verständigung war nicht mehr zu denken. Als wir wieder in einer Schnerinne ausstiegen, glaubte ich noch den Gipfel der Cimone erreichen zu können. Ein schwieriger Quergang führte uns aufwärts, erst links, dann rechts auf einen Absatz. Die Sonne war schon hinter den Bergen verschwunden und die Dämmerung brach mit aller Macht herein. Wir glaubten kurz unter dem Gipfel zu sein und wollten ihn unbedingt noch erreichen. Aber der Berg war stärker als wir. Außerdem kam ihm noch die Nacht zur Hilfe. Ich erreichte noch ein kleines Plätzchen etwa einen qm groß und konnte gerade noch meinen Gefährten nachholen. Hier mußten wir bleiben, der Absatz 30 m tiefer, wäre ja bequemer und größer gewesen, aber an ein Zurück war nicht mehr zu denken. Unglücklicherweise traf meinen Gefährten noch im letzten Augenblick, gerade als er bei mir anlangte, ein Stein und zerschlug ihm die Lippe. Streichhölzer

oder Taschenlampe hatten wir nicht bei uns. Ich bemühte mich, einen Mauerhaken in die Wand zu treiben, aber alle Mühe schien vergebens. Entweder ich schlug in der Finsternis neben den Haken, oder ich hatte ihn zwar getroffen, er fand aber keinen Halt in der Wand. Die Geduld wurde endlich doch noch mit Erfolg gekrönt. Zwei Karabiner und zwei Seilschlingen verbanden uns eng miteinander. Nun blieb uns nur die Hoffnung, daß der Mauerhaken hielt. Wir konnten uns ja jetzt zu allem viel Zeit nehmen, um so eher verging die Nacht. Unserem Kletterrucksack entnahm ich den Zeltsack, stülpte ihn über unsere Köpfe und bald kauerten oder knieten wir nebeneinander. Ein kleines rundes etwa 20 cm großes Fenster erlaubte uns einen Blick aus unserer Behausung. Über uns wölbte sich ein wolkenloser, sternenklarer Himmel, unter uns die gährende endlose Tiefe. Wir wagten nicht hinunter zu schauen, fürchteten wir doch, dabei vielleicht die Fahrt trotz des Mauerhafens auf den dunklen Geröllfedern im Tale zu beenden. Südwestlich von uns, 1700 m tiefer strahlten die Lichter des Kurortes San Martino. Da unten herrschte in den Hotels reges Leben und Treiben, während uns Vermessene der gewaltige Berg gefangen hielt. Wir hatten uns ihm auf Gnade oder Ungnade verschrieben. Die Nacht schlich nur so hin, die Lichter in San Martino brannten immer noch. Wie spät mochte es wohl sein? Durch den Spalt unseres

Zeltsackes, aus dem das Seil nach dem Mauerhaken lief, drang die Kälte und ließ uns bald erschauern. Die Füße waren fast erstarrt und doch übermannte uns die Müdigkeit. Wir schlieften aneinandergelehnt bald ein. Der Schlaf war aber immer nur von kurzer Dauer, bald erwachte der eine und riß den anderen mit hoch, bald der andere. Bei beiden trat durch die langanhaltende knieende Stellung immer wieder Wadenkrampf ein. Waren wir nun wieder beide munter, so gedachten wir der fehlenden Kameraden, ob sie wohl den Gipfel noch erreicht hatten, oder ob auch sie noch irgendwo in der Wand den grauenden Morgen genau so sehnächtig wie wir erwarteten? So schlichen die Stunden bald im Wachsein, bald im Halbschlaf an uns vorüber. Zuletzt mußten wir doch einmal längere Zeit fest geschlafen haben, denn als wir erwachten, warf die Sonne ihre ersten Strahlen an die Wand. Es war $\frac{1}{2}$ 5 Uhr. Wir machten uns fertig, krochen aus dem Zeltsack heraus, mußten aber gleich erkennen, daß ein Versuch die letzten Meter bis zum Gipfel jetzt zu durchsteigen, Wahnsinn gewesen wäre. Wir standen am Mauerhaken nebeneinander wie zwei vom Nervenschock befallene und krochen bald reumütig wieder in unseren Zeltsack hinein. Drei Stunden später betraten wir dann den Gipfel und drückten unseren Kameraden, die ihn noch am Abend zuvor $\frac{1}{2}$ 9 Uhr erreicht hatten, stumm die Hände.



Neuschwanstein, das Märchenschloß

Aus dem Vimpert-Kalender: Das schöne Deutschland. Photo: H. Haber, Garmisch

Südwestlich von München, wo der schäumende Lech den Austritt aus den Tiroler Bergen ertrotzt hat, liegt das uralte Städtchen Füssen (d. h. Engpäß). Tausende von Malern, Forschern und Wanderern kommen alljährlich herher, um den nahe bayrischen Königsschlössern Hohenschwangau und Neuschwanstein inmitten der herrlichen Bergwelt einen Besuch abzustatten.

Neuschwanstein, ein Märchenschloß von phantastischem Zauber, wurde für König Ludwig II. von Bayern erbaut (1868). Es erhebt sich in schwindelnder Höhe über der Pöllatschlucht und ist meisterhaft in die alpine Naturgegend hineingestellt. Was menschlicher Geist an Pracht und Luxus erdenken kann, hat hier Gestalt gewonnen. Außen Türme und Zinnen, Erker und Terrassen in verschwenderischer Fülle, innen kostbare Säle mit reichem Frestenschnud. Vor allem sind die gewaltigen Gemälde aus der germanischen Sagenwelt bewundernswert, die nach Motiven aus Richard Wagners Musikdramen geschaffen worden sind. Das Auge des Naturfreundes freilich betrachtet den feingegliederten Bau inmitten dunkelgrüner Wälder und ragender Berggipfel am liebsten aus weiter Ferne.

L.

Die letzte Fahrt

F. Gerhardt

Des Schicksals Rad ist schneller gerollt,
Du fandest eher, als Du gewollt
Das eine, das letzte Ziel.
Nun ruhst Du von allem Irrweg aus,
Es schweigt Deiner Wünsche Sturmgebräus,
Es schloß das rastlose Spiel.

Und ob die Sonne Dir nimmer scheint,
Du bist dem helleren Licht vereint,
Das leuchtet Dir unverwandt.
Der Bergwind singt Dir ein letztes Lied,
Indeß Deine Seele weiterzieht
Ins ureigne Heimatland.

Vorüber ist alles, was Dich bedrückt,
Dem kalten Erdentraum bist Du entrückt,
Und ruhst Du nicht weich noch warm:
Schlaf aus Deine Sehnsucht, schlaf aus Dein Leid,
Die Liebe Gottes ist Dir bereit
Und nimmt Dich in ihren Arm!

Unseren Toten

Walter Lange

Mit Aufnahmen des Verfassers



*Ehrenmal
der gefallenen
Bergsteiger
auf dem Gipfel
der Hohen Liebe*



Im Dämmerchein der untergehenden Sonne
steig ich den schmalen Weg empor durch
dichten Wald. An knorrigen Wurzeln und
an Felsenbrocken erklingt der Widerhall
des Nagelschuhs. Geradewegs hoch führt
mich die schmale Spur, schier in die Un-
endlichkeit. Zum Ende noch über einige
in Fels geschlagene Stufen und ich steh
auf der Hohen Liebe.

Die schon verglühte Sonne wirft letzten
Schimmer auf die Abendwolken. Tief unter
mir breitet die Nacht dunkle Schatten aus.
Von den Wiesen am Königsplatz und aus
dem Nassen Grund wallen Nebelschleier
auf. In verschwommenen Umrissen hebt
sich vom dunklen Himmel das flüsterreiche
Bild der Schrammsteinkette ab. Davor
aber steht finster und erdenschwer der
Falkenstein in der Erhabenheit seiner ge-

waltigen Gestalt. Tief unten im Tal blinken
Lichter auf, die Ferne um das Vielfache
steigernd. Glutrot hebt sich die Scheibe des
Mondes aus dem Dunst der Niederung.
Ich steh allein auf doppelt geheiligten Boden.
Heimat umfängt mich, heilige Heimat, und
doppelt heilig ist die Stätte, denn sie ist
unseren Toten geweiht.

Stille ringsum. Kein Lärm hastet zu mir
herauf. Die Natur ist schlafen gegangen,
und nur leise, fast wie im Traum, wiegen
sich Wipfelkronen im Abendwinde.

Durch das Raunen des Waldes hör ich
die Stimmen der Geister, denen diese Ein-
samkeit geweiht ist. Selten nur stört ein
Unberufener ihren Frieden. —

Einst habt auch Ihr im frohen Spiel der
Kräfte Luth Leib und Seele gestählt in
der Bergwelt Eurer Heimat. Doch das ist

schon lange her. Ihr zogt hinaus für die Heimat, für Eure und für unsre Heimat — für Deutschland.

Dann hat man Euch, fern von dem Heimatboden, in fremder Erde gebettet. — Fremde unter Fremden.

Der Freund, dem Ihr Euch einst auf Leben und Tod verbunden, der in guten und in schlechten Zeiten Euch stets Gefährte war, blieb fern. Vielleicht ruhte auch er irgendwo, ein Unbekannter unter Unbekannten. Viele Jahre schließt Ihr so, voller Unrast und bangen Harrens. Die fremde, kalte Erde drückte Euch, sie wurde zur bitteren Last.

Wohl wünschten Euch Eure Kameraden, die Euch betteten, einen stillen Schlaf, doch Ihr konntet ihn nicht finden. Fremd bleibt Ihr unter Fremden.

Bis Euch Eure Bergfreunde heimriefen. Auf einsamer Höhe, inmitten Eurer Heimatfelsen, für die Ihr Euer Leben eingesetzt hattet, weihten sie Euch diese Stätte.

Die halbe Stunde

Fritz Müller-Partenkirchen

In der Berghütte saßen wieder einmal gute Gefellen ihrer sechs. Sie waren verschneit. Die Pfeifen rauchten. Die Lampe rußte. Die Stürme draußen liebten die Hütte auf Bergart, daß ihr fast die Rippen brachen. Sie rückten um den Tisch zusammen. „Jetzt grad extra erzähl'n wir uns ein paar Geschichten — der Jüngste fangt an —“

„Thema?“ fragte der Jüngste sachlich.

„Die Berge natürlich.“

„Die sind groß — was Umgrenzt's wäre besser.“

„Umgrenzt? — umfränzt?“ spielte der Zerlederte, „meinetwegen also: Jedem sein tiefstes Bergerlebnis —“

„Sein höchstes, meint ihr?“

„Höchst und tiefst ist allemal beisammen,

Wie gern kamt Ihr zurück. Ihr alle eilte, den Heimatboden wieder zu erreichen. Keiner fehlte. Die große Heerschar der Toten hält stumme Wacht auf dem Gipfel der Hohen Liebe. Inmitten Eurer Felsen, im Kranz der Wälder, Eurer heimatlichen Gefilde, schaut Ihr über die Ferne, schaut in die Ewigkeit.

Und steigt einer der Berggesellen zu Euch empor, haltet Ihr stumme Zwiesprache mit ihm. Euer Erbe übertragt Ihr ihm, auf daß es fortbestehe unter den Lebenden.

Bei Euch ist Frieden und ist Seligkeit. Sollen wir deshalb trauern um Euch? Das höchste was dem Menschen beschieden sein kann, war Euch zuteil, Ihr durftet Euer Bestes einsetzen für die deutsche Erde. Voller Stolz blicken wir zu Euch auf, Euch nachzueifern sei unser Gebet für Euch. — Durch Nacht stieg ich zu Tal. Noch lange klang das Raunen der Geister auf der Hohen Liebe in mir nach.

das weiß jeder Berglehrling“, murkte der Zerlederte, „heraus mit eurem Glederwisch!“ Der Jüngste legte los. Es war die Geschichte seiner Erstbesteigung. Schneidig führte er das Bergrapier: „So lag ich und so klonn ich . . .“

Die Runde nickte. Da saß keiner ohne eine Erstbesteigung. Und die Pfeifen rauchten. Und der Bergwind draußen hielt nicht ein mit Kosen: „Mehr! mehr! ich ruhe nicht, ich hält' dir denn das letzte aus dem Leib geschmeichelt.“

„Jetzt der nächste — los!“

Der nächste griff in den versunkenen Krieg hinunter. Von einem Gletscherkampf erzählte er. Eis splitterte in seinen Worten, Pulverdampf lag auf der Stirne.

Die Runde nickte. Da saß keiner, den der Krieg nicht irgendwie gezeichnet hatte. Und die Pfeifen rauchten. Und der Bergwind draußen raste: „Mehr! mehr!“

„Nun der dritte!“

Der dritte erzählte abgehackt und widerstrebend, wie er einen totverstiegenen Kameraden das verspielte Leben aus dem Berggebiß herausriß.

Die Runde nickte. Da saß keiner, der nicht in der Stunde der Gefahr dem andern Arm und Fuß und Aug geliebt. Und die Pfeifen rauchten. Und der Bergwind draußen raste: „Weiter! weiter!“

So sagte jeder seinen Spruch auf. Alle, bis auf einen. Der blieb über. Der wurde lachend angerempelt: „Na, und du?“

„Ich? Ich weiß nichts von mir —“

„Haha — hoho!“ höhnte der Wind draußen, „der hat's euch gegeben! Ihre mit eurem ich und ich und weiter nichts als ich!“

Die Runde hörte wohl das Höhnen. Murrend schoben sie die Pfeifen aus dem einen Mault in das andere: „Wenn wir schon das tiefste Bergerlebnis sagen sollen, müssen wir doch selber mittendrin —“

„Wenn ich auch von mir nichts Errigs weiß, so vielleicht von einer Gams —“

Die Runde nickte nachsichtig. „s wird eine von den sattsam ausgewalzten Gamsgeschichten sein“, dachten sie.

Wie Geröll sich lockert unter einem Gamsprung, jetzt im Schuß, jetzt schleifend und jetzt zögernd holpernd, ging die Rede des Zerlederten: „Also, daß a Gams kein Schwindel kennt, dös wißt's doch, net?“

„Dös werd'n ma net wissen!“ lag es in der Runde.

„Also guat, dann wißt's was Falsch's!“ Der Bergwind hörte auf zu stürmen. An den Hüttenritzen lag er horchend: „Sappawolt, von dem kann ich sogar was lernen, scheint es.“

„Ich sag's wie's is. Mir werd ein'm geschenkt auf dera Welt. Auch die Schwindel-

freiheit net. Schwindelfrei kommt auch die Gams net auf die Welt. Die erste halbe Stunde wär's glatt verloren —“

„Woher wißt's das wissen?“

„Daher. Ich halt Raß am Wilden Kogel. Ist so wild net, wißt's ja. Hätt sonst bei Mittagsschlaferl machen können auf'n Gras. Hätt mi sonst net strecken können, wie i aufwacht bin und gähnen: „Heut ist's sad, was packst jetzt an?“ Rolt aus dem Rucksack mein Selbststecker. „Schaugn wir amal.“ Natürlich such ich drüben den Teufelsgrad, weil er gar so truhi herschaut. Auf a Armsläng hab i'n hergschraubt. Haarscharf liegt er da. Is mir's gwesen, jeds Kleins Schrudelr kannst derglangen mit der Hand. Staad liegt alles in der wunderschönen Herbstsonn. Mir rührt sich. Halt, net wahr is's. Auf dem Jackerl drüben liegt a Gams —“

„Lügt?“ schaltete ein Gescheiter boshaft ein. Der Zerlederte ist nicht beleidigt. „Recht hast. Auf einem Felsenjacker steht a Gams. Und doch, die meinige is glegn. A Jungs hat's friegt.“

Sie schau'n ihn an. Sie platzen los. Die Lampe pfaucht. Der Hüttenritsch biegt sich vor Gelächter. „Haha, alter Spitzbua! — hätten net glaubt, daß d' auf deine alten Täg no so an Luagenschippel machtest . . .“ Der Zerlederte ließ sie toben. Keinen Mucker machte er. Erst als der Bergwind draußen auf der Lauer murkte: „Weiter, weiter?“ setzte er wieder ein.

„Wenn a Gams a Jungs friegt, verziagt sie sich in einen staaden Winkel bei der ebenen Alm. Die mei' muß's aber übersehng hamn. Die hat's überrascht auf einem Felsenjackerl. Da war's schwär.“

„Ah so, ah so.“

„Sie hat's dermacht. Zsammagewufelt hat sie sich auf eim Plazerl, net größer als dreimal der Fußabstreifer vor der Hüttenrür. Da san's glegn die zwoa. In der Herbstsonn. Grad grüawi. Gschert hamn's, d' Alte mit dem Jungen.“

„Auf dem floanen Gled?“

„Daß ich's gleich sag, der Gspäß war ernst. Die erste halbe Stund von einer Gams ist tappig. Torfelt umeinander wie betrunken. Betrunkn von der Welt. Hat kein Gleichgewicht. Muß 's erst lernen. Lernen kann's nur mit die Süß. Hupf, Gamsl, hupf! Hupf aber einer, wo ein Schritt weit links der gache Tod herauflangt von Tirol, und ein Schritt rechts der selbig Herr von Bayern.“

„Hm! Wär ich das Gamsl, hätt ich überhaupt net ghupft.“

„Und wärst unghupft vermodert auf den Zacken — hilf nichts mein Lieber, du hast nur die Wahl.“

„Zwischen Absturz und vermodern, danke bestens.“

„Dazwischen ist noch etwas. Etwas Schmales. Schmal, wie die Schnauze einer Gamsmutter. Mit dieser Schnauz hat sie ihr Kind gelenkt. Jeder Hopser war umwittert. Einen Stupfer um den andern hat sie ausgereilt. Scheinbar Kreuzvergnügt: Hupf, Gamsl, hupf! Aber ich hab's gespürt mit meine Aug'n am Glas, das Mutterzittern: „Eine Handbreit weiter — hin is'!“ Die Runde nickte. Da war keiner, den's nicht überrann. Schwer zogen sie an ihren Pfeifen.

„Hat eine halbe Stund lang dauert. Gab fein Aug' verwandt. Runnt mich an keine längere halbe Stund erinnern, an keine liebere Mutter und an keine weichere Schnauz. Und wie's aufpaßt hat beim nächsten Stupfer, wenn das Junge unbewußt hat geschauert vor dem Abgrund: Nir da, erst wird glernt. Erst muß sich's weisen, ob in deine Tappesfuß erst der Tod hineinlangt oder's Gleichgewicht!“

Er schwieg. Die Runde auch. Endlos dehnte sich das Schweigen. War's schon eine halbe Stunde?

„Und dann?“ sagt einer.

Dann holt die Mutter endlich aus zu einem letztem Stupfer. Einem Stupfer, Kinder,

der das Gamsel unerbittlich übern Zackenrand hinunter in die Tiefe werfen muß, wofern nicht — einem Stupfer, Freunde, der mit Muttergüte aus der Gams fährt: „Wenn du's jetzt nicht glernt hast, lernst du's nimmer und ein schnelles End' is eine Gnad“. Wupp fliegt das Gamsel hin zum Rand, steht mit schrägen Beinen, in die es plötzlich aus dem Fels hineinfährt, straffend, richtunggebend. Das Tier hat Gleichgewicht, zerflattert ist der Schwindel — Tor, tu dich auf zum Leben!“

„Und wenn“, sagt einer, „wenn es nicht hineingefahren wäre?“

„Hört auf“, sagt einer rauh, „was liegt an einer Gams!“

„Wir liegen dran“, sagt der Wetterharte seltsam ruhig, „in jener halben Stunde ist mir's aufgegangen. Wir haben nichts voraus vor jenem Gamsl. Auf einen Zacken über Schroffen schmeißt uns das Geschick. Drei Fußabstreifer im Geviert der ganze Tummelplatz. Und eine Schicksalschnauze, die uns stößt: „Lerne oder geh zugrund“ — eine halbe Stunde hast du — hupf!“ Und fühlen trotz der Härte einen warmen Mutterodem sorgend um uns wehen: „Lernt er's? — lernt er's nicht?“ Wir tappen und holpern spielerisch am Abgrund. Da, einen letzten Seufzer! „Wenn er's nicht gelernt hat.“

Der Wetterharte sah sich langsam um im Kreise: „Oder wäre einer unter uns, der's nicht gelernt hat? Dem es nicht aus Felsen straffend, richtunggebend aufgefahren wäre in schräge Beine?“

Keine Antwort. Die Pfeifen waren ausgegangen. Der Bergwind draußen hatte wieder das Geheul begonnen. Mit steifen Beinen tappten die Gesellen nach dem Lager. Den Wetterharten streiften sie: „Dein Erlebnis war das tiefste Alter.“

Der nickte nur. Er saß noch lange vorn am Fenster, wo die Sternennacht föhlig flimmerte, und sah hinaus.



Schweigende Pracht

Das wichtigste der Winter-Photographie

Eberhard Seifert

Bei tonwertig richtiger Wiedergabe eines Winterphotos ist ein Gelbfilter unerlässlich, denn dieses filtert das blaue Licht weg. Diese Notwendigkeit bedingt jedoch eine längere Belichtungszeit, die wir dadurch etwas ausgleichen können, wenn wir höchstfarbenempfindliches Aufnahmematerial verwenden; einen Film oder eine Platte von 23° Scheiner. Selbstverständlich genügt eine Platte von 17° Sch. auch; für manche Spezialaufnahmen ist gerade eine 17°-Sch.-Platte am geeignetsten; nur hat sie den Nachteil, daß wir etwas länger belichten müssen. Deshalb nimmt man meistens das höchstempfindliche Aufnahmematerial mehr bei

Sportaufnahmen, während bei Landschafts- und Detailaufnahmen eine geringer empfindliche Platte den Vorzug hat, denn die Feinkörnigkeit ist gerade bei solchen Photos sehr wichtig. Die Quintessenz aus oben Gesagtem: Gelbfilter — bestorthochromatisch. Aufnahmematerial — Schnee; das sind die drei wichtigsten Faktoren bei der Winterphotographie.

Wenden wir uns zuerst den reinen Winterphotos zu! — Gerade auf diesem Gebiet werden, in bezug auf die bildmäßige Wirkung, sehr viel Fehler gemacht. Warum photographiert man denn immer ganze Schneelandschaften? — Gewiß, auch diese Auf-

nahmen sind reizvoll, z. B. bei Gegenlicht. Aber liegt nicht die Größe im Detail?! — Warum vergrößert man denn soviel Teilausschnitte aus Großaufnahmen? Gerade diese Kleinmalerei des Winters, die gleißenden und glitzernden Schneekristalle, durch die sich beispielsweise eine Skispur zieht, oder ein Ast im Raubreißschmuck erwecken immer mehr die Liebe zur Natur und zu unserer Schwarz-Weiß-Kunst. Sind nicht die Farben unserer Photopalette mit ihren vielen Abstufungen diejenigen des Winters mit seinen unendlich vielen zarten Halbönen? Deshalb sind gerade Großaufnahmen des Winters bei spätem, seitlichen Licht das Gegebene, um in die Herrlichkeit und Größe der Natur einzudringen.

Doch die sportbegeisterten Amateure wollen die Gelegenheit im Winter wahrnehmen, um sportliche Leistungen auf die Platte zu bannen. Bei Momentaufnahmen von Ski-, Quer-, und Umsprüngen oder bei allen anderen Momenten heißt es stets, folgende Faustregel festzuhalten: Bei Sportaufnahmen halte man den charakteristischsten Moment derart fest, daß man stets auf die vorhergegangenen und nachfolgenden Bewegungen schließen kann. Das Hauptarbeitsgebiet bei Sportaufnahmen wird meistens unter Mittag liegen. Die Belichtungszeiten schwanken bei schnell bewegten Objekten zwischen $\frac{1}{100}$ und $\frac{1}{1000}$ Sekunde. Nun aber bitte nicht die Glinte ins Korn werfen, wenn der Verschuß $\frac{1}{100}$ Sekunde nicht zulassen sollte! Denn da gibt es einen Trick, der bei oben genannten Objekten schon mit einer ganz einfachen Kamera gute Aufnahmen zeitigt. Man zieht die Kamera mit, so lautet der Sachausdruck dafür und zwar derart, daß die Geschwindigkeit des Bildes auf der Platte gleich der Bewegung des Objekts ist. Das Geheimnis liegt darin, daß das Fortbewegen des Objektives in der Bewegungsrichtung gleichförmig mit dem Ob-

jekt erfolgt. Dadurch wird der Hintergrund etwas unscharf werden, aber das steigert nur die Wirkung der Schnelligkeit. — Will man die oft im Film gezeigten Effekte des stäubenden Schnees, der Staubsäden hinter einem Skifahrer in schneller Fahrt erzielen, dann muß man am späten Nachmittag photographieren, wenn die Sonne tief steht. Man nimmt mit seinem Apparat gegen die Sonne oder etwas seitlich Aufstellung, nimmt vielleicht hinter einer kleinen Geländewelle Schutz, damit die Sonne nicht in den Apparat hineinscheint. Kommt nun das Objekt schnell angefahren und wirbelt Schnee hinter sich auf, dann erhält man den Skiläufer als eine golden umrandete Silhouette und sprühenden, von der Sonne beschienenen Schnee. Allerdings bedingen diese Aufnahmen einige Übung, einen sicheren Fahrer, damit er nicht in den Apparat hineinfährt, sondern bei einem vorher bezeichneten Punkt einen Schwung oder Sprung ausführt und . . . Pulverschnee! Diese Aufnahmen sind nicht als Spielerei anzusehen, denn Schneewolken sind ein ungemein künstlerisches Moment für den Ausdruck des Schwunges und der Schnelligkeit. — Wie wohl bekannt sein dürfte, nimmt man Skisprünge selbst unterhalb des Schanzentisches am geeignetsten auf, denn man braucht bei diesem Standort keine allzu hohen Verschußgeschwindigkeiten, da der Springer sich in der Richtung der Kameraachse bewegt. Ganz allgemein sei noch folgendes gesagt: Gelbfilter 1 bedingt doppelte, während Filter 2 die vierfache Belichtungszeit erfordert. In den meisten Fällen wird jedoch Filter 1 genügen, da das Aufnahmematerial schon an und für sich sehr gut farbenempfindlich ist. — Im Winter belichte man stets auf die Schatten und lieber etwas zu lange; denn Überbelichtungen sind immer besser als Unterbelichtungen. Bei manchen Aufnahmen wird man ohne das Stativ nicht auskommen, und es ist sehr unan-

genehm, wenn die Stativbeine in den Schnee versinken. Da hilft man sich auf ganz einfache und kostenlose Weise: man nimmt Bierdeckel, bohrt in die Mitte ein kleines Loch durch, so daß die Spitze in dem Deckel sitzt und das Einsinken ist restlos beseitigt. Sehr nette Wirkungen ergeben auch Winternacht-Aufnahmen bei Mondlicht. Auf gutem Material belichtet man bei Blende 6,3 ungefähr 3–6 Minuten. Um Mißerfolge zu vermeiden, sehe man sich vor jeder Aufnahme das Objektiv an, um es, falls es beschlagen ist, mit einem reinen, weichen Lappchen abzuwischen. Zum Schluß noch einiges über die Entwicklung und Kopierung. Im Winter wässere man nie unter fließendem Leitungswasser, sondern stelle die Platten in ein

großes Gefäß mit temperiertem Wasser und schwenke sie darin aus; Filme hängt man schwimmend an Klammern auf. — Für Winternachtsaufnahmen ist ein Ausgleichentwickler sehr empfehlenswert. Kontrastlose Negative entwickelt man kräftig mit Glycin 1:4, während kontrastreiche Negative in einem Spezialausgleichentwickler oder in Glycin 1:20 entwickelt werden. Für besonders weich erwünschte Negative ist das Rodinal am besten. — Doch nie darf der Entwickler noch das Fixierbad weniger als 17° haben! — Hat man ein besonders schönes Negativ erhalten, dann ist eine Kopie mit blauschwarzen Tönen auf mattem, elfenbeinfarbigem Papier eine Delikatesse für verwöhnteste Ansprüche!



Es weihnachtet

Paul Großmann

Bevor ich an die Vergangenheit des Wortes herangehe, muß ich dich, bereitwilliger Leser, anreden. Ich will dir die alten, schönen Formen eines deutschen Wortes nicht vorhalten wie die Wörter einer fremden Sprache, zu denen ich noch die Bedeutung hinzuschreiben müßte, um das Verstehen vollständig zu machen. Sprache ist gesprochener Umgang mit seinesgleichen. Du mußt die angeführten Beispiele sprechen. Vielleicht findest du dich in dem merkwürdigen Buchstabenbestand dieser Wörter beim ersten Male nicht zurecht. Du mußt zwei-, dreimal oder öfter laut lesen. Vielleicht mußt du eine andere Betonung versuchen, um ganz hinter den Sinn zu kommen. Es fehlt manchmal ein e, ein g, ein c, ein s, ein h. Zuweilen ist ein Buchstabe doppelt,

den wir nur einfach schreiben. Für „die“ wurde früher *diu* geschrieben und *dü* gesprochen.

Wenn du also ob der seltsamen Rechtschreibung mutlos zu werden drohst, dann belebe nur den taubstummen Buchstabenbestand mit deinen Sprechwerkzeugen. Dann wirst du die Ähnlichkeit mit unserer neuhochdeutschen Sprache leicht erkennen und wirst dich imstande sehen, die Sprache deiner Vorfahren in einem winzigen Teil zunächst erfaßt und lautlich gemeistert zu haben. Du hast das freudige Gefühl, den Zusammenhang mit unserem früheren Wortschatz neu erstehen zu sehen, und erlebst die Genugtuung, die Lautgebung deiner Vorfäter neu zu gewinnen und also bereichert unsere gegenwärtige Sprache nicht

als leeren Schall von dir zu geben, sondern als Kraft- und sinnbefrachteten Wohlklang auszusprechen. Du erlebst ein Stück vom Glück der deutschen Sprache.

Wir singen: O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit. Schon im 12. Jahrhundert hören wir unsere Vorfahren von der Gnade dieses Festes sprechen:

diu gnade diu anengengete sih in dirre
(dieser) nacht:

von den heizet sie diu wihe nacht.

Und die lichte Gestalt, die allem Irdischen den Himmelsglanz verleiht, besingt der Dichter Spervogel:

er ist gewaltic unde starc

der ze wihe nacht geboren ward.

„Ze den wihe nachten“ oder „umb wi-nachten“ heißen die häufigsten Wendungen. Zwei Bestandteile lassen sich unterscheiden: wihe und nachten. Der zweite Bestandteil tritt in der Mehrzahl auf, und dabei ist es geblieben bis heute, obwohl wir nur eine Nacht meinen. Früher war die Mehrzahl noch deutlich im Bewußtsein: die heiligen weynachten sich nachten (die heiligen Weihenächte brechen an). Im Schwäbischen und Schweizerischen erkennen wir die Mehrzahl genau. Wihe nachten und zuo wihe nachten klingen unverkennbar an unsere Mehrzahl Nächte an. Im 18. Jahrhundert verliert sich der Sinn für die Mehrzahl und wir hören: Weihnachten kommt heran, statt Weihnachten kommen heran. Die Mehrzahl will uns Heutigen schon gar nicht mehr ins Ohr eingehen.

Der erste Bestandteil von Weihnachten hat einige Mißdeutungen durchgemacht, ehe er wieder zu seinem Recht kam. Ein Sprachgelehrter schreibt vor ein paar hundert Jahren: „weihnachten haben den namen vom weine, weil mitten in der nacht alle wasser zu weine werden“. Ein frommer Prediger beklagt sich in einer Sittenpredigt: „wie oft wird dir die h. weynacht zu einer wein-nacht“. Und Luther denkt bei

wyge-nacht: wir wiegen das Christkindlein Ohne weiteres fühlen wir den Irrtum und erkennen die Bedeutung als richtig, die auf Weihe und geweiht hinführt und in unserem schönen Weihnachtslied „Stille Nacht, heilige Nacht“ wieder auflebt.

Allerlei Sitten und Gebräuche gehören zur Weihnachtszeit. Jede Geschäftigkeit ruht seit alters: daz an dem sunnentage niemand niht veiles habe . . . die dri hochzit (hohen Festtage): wihe nachten, östern und phingsten“, bestimmt eine alte Rechtsordnung, der Schwabenspiegel.

Kirchgang oder Mertenbesuch gibt dem Tag die kirchliche Weihe: „in der weihnacht, da er die erst meiz zu mitternacht an sieng zu singen“. In manchen Gegenden wachen sogar Gespenster auf: in unserm Thüringen werden um die heiligen weynachten ein ziemlich menge gespenster gesehen“.

Wunscherfüllungen, Überraschungen, Kinderjubiläum, Geschenke, Geldgaben bringen eitel Freude und versetzen die Menschen in gehobenste Stimmung und in die hohen Gefilde ungetrübten Zusammenlebens mit allen Menschenkindern. Unsere Vorfahren nannten solche Zeiten Hochzeit, ohne zunächst an eine Vermählung, an die hohe Zeit eines glücklichen Brautpaares zu denken:

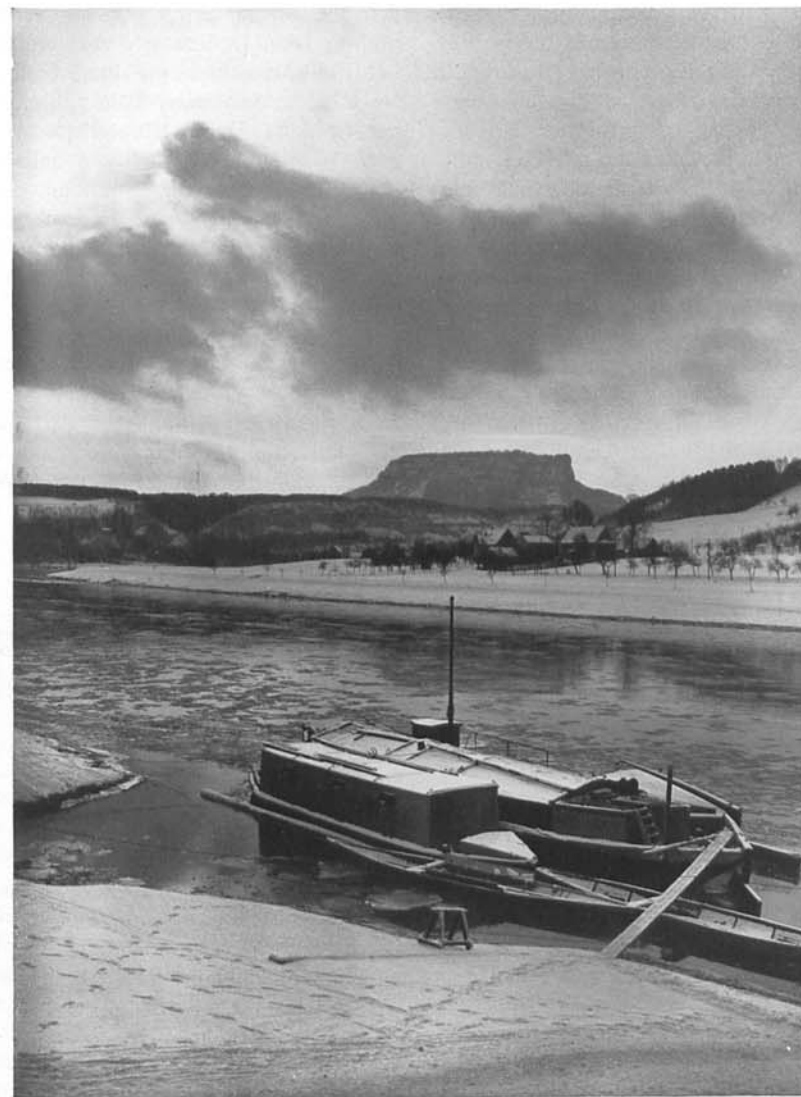
nü was es vor der hochzit,

diu in dem winter lit

und wihe nacht ist genannt.

Um die Festfreude voll zu machen, muß es nach Gebäck und Süßigkeiten, nach Braten und Schmaus duften: „es gibt zu weynachten gute kophannen und alte hünner.“ Wer freilich ausgegeschlossen wird von den Freuden des Gaumes, wird sich bitter beklagen. Wir verstehen den Jammer dessen, der uns folgendermaßen anspricht:

denn als ich fressen solt gut christstollen,
mußt ich mich mit den meinen trolen
aus ganz Böhmen, war das nicht ein
die zu weihnachten mir widerfuhr? [schur



Wintermorgen bei Rathen

Aus den Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz

Ohne Geschenke geht es wohl nirgends ab, es sei denn, daß Tot und Verlassenheit jemand aus aller menschlichen Gemeinschaft verstoßen hat. „Das Weihnachten“ bedeutet schlechtthin eben die Geschenke, die man erhalten hat. Mit Recht heißt es: die treueste magt pruhster wie eine Katze auf, wenn ihr „weihnachten“ zu gering ausfällt. Dem Nichtstuer aber, der alle Tage weihnachtliche Gaben und Genüsse schlemmen möchte, weist Hans Sachs humorvoll den Weg zu solcher Seligkeit:

ein gegent haist schlauraffenland,
den sawlen lewten (Leuten) wol be-
fanndt,

das liegt drey meyl hinder weynachten.
Weihnachtsbaum und Bescherung kamen erst
in der Zeit der Reformation auf. Dadurch
wurde das Fest erst recht zu einem Fest
der Kinder. Uns allen huscht, auch wenn

wir erwachsen sind, noch gern einmal das
Lied durch den Sinn: Morgen, Kinder,
wird's was geben. Wenn auch viele herr-
liche Sachen in diesem Kinderlied aufge-
zählt werden, so sind wir doch bescheiden
und begehren nicht allzuviel aus dem Sack
des Weihnachtsmannes. Wir wissen, nicht
nur Äpfel, Nuß und Mandelkern machen
das Fest aus, sondern Freude und Mit-
freude, Liebe und Treue, Traum und Stim-
mung und der Wille, nach einem Tag, der
reich an Gaben war, das Leben mit rei-
nerem Willen und geläuterten Absichten
fortzusetzen.

* * *

Damit sind wir auf die edelste und reinste
Bedeutung des Wortes gestoßen, die wie
die Botschaft der himmlischen Heerscharen
für alle Menschen bestimmt ist und aus
dem Glanz der Christnacht auf uns leuchtet.



Weihnachtsbücher für den Bergsteiger

Martin Wächtler

Reich gedeckt ist in diesem Jahre der Tisch
für den Bergsteiger, dessen Bergsteigertum
sich nicht nur auf die körperliche Tätigkeit
im Feld und Eis beschränkt.

Einen kurzen Überblick über das, was bis-
her vorliegt, wollen diese Zeilen geben, und
Luft machen zum Selbstlesen und Besitzen.
Gerade auf das Selbstbesitzen kommt es
an, denn die großen Bergsteigerbücher sind
mit einmaligem Lesen nicht auszuschöpfen.
Immer wieder greift der Bergsteiger, dem

die Berge zu einem wesentlichen Teil seines
Lebensinhaltes geworden sind, zu den
Büchern, die ihm die Größe und Schön-
heit unserer Berge schildern und von Mannes-
tat und Bergfreundschaft erzählen.

Diese vier Punkte sind das Merkmal des
nach meinem Geschmack schönsten Berg-
steigerbuches dieses Jahres: „Kampf um
den Himalaja“ das Ringen der Deutschen
um den Kantsch, den zweithöchsten Berg
der Erde, von Paul Bauer. Dem Verlag

Knorr und Hirth in München ist es hoch
anzurechnen, daß er dieses Heldenlied von
Bergkameradschaft und deutschem Angriffs-
geist in einer neuen, billigen Ausgabe her-
ausgebracht hat. Über das Werk selbst, das
bisher in zwei Teilen erschienen war, deren
erster 1932 mit der Goldenen Olympiame-
daille ausgezeichnet wurde, ist nichts als
Lob zu sagen. Die schlichte und dadurch
doppelt eindringliche Schreibweise Paul
Bauers wird jeden Leser vom ersten Wort
an in ihren Bann schlagen. In dieser billigen
Ausgabe hat man auf die Wiedergabe der
wissenschaftlichen Berichte verzichtet. Das
Buch gewinnt dadurch nur an Geschlossen-
heit. 82 Tafelbilder, 5 Kartenskizzen ergänzen
den Text. Sehr schöner, klarer Druck, erst-
klassige Ausstattung. Preis RM 4.80

Ein zweites, nicht minder gewichtiges und
stolzes Buch ist Th. Herzog: „Der Kampf
um die Weltberge“. Der sehr rührige Ver-
lag J. Bruckmann in München, der uns
in den letzten Jahren schon so viele schöne
Bergbücher schenkte, hat damit wieder ein
klassisches Buch geschaffen. Th. Herzog ist
uns als Verfasser des vor Jahren erschienenen
Werkes „Bergfahrten in Südamerika“ noch
in bester Erinnerung. Seine Mitarbeiter
sind: Ph. Borchers (Pamir) — Kurt Leuchs
(Tianshan) — W. Raechl (Kaukasus) —
Peter Aufschneider und Paul Bauer (Hi-
malaja) — Oskar Erich Meyer (Afrika) —
Marcel Kurz (Neuseeländische Alpen) —
H. Paumgarten (Alaska) — E. Hein (Tro-
pische Cordillern) — A. Maas (Mittelchile-
nisch-Argentinische Anden.) Durch die Zu-
sammenarbeit so vieler und so bedeutender
Bergsteiger ist ein überaus interessantes
Werk entstanden, das uns in bunter Folge
in alle Erdteile führt. Jeder schreibt einen
anderen, seinen eigenen Stil, nur einer fehlt:
der langweilige. 114 große Bilder können
nur einen schwachen Abglanz ergeben von
der Herrlichkeit dieser großen Höhen, die
wohl uns allen unerreichbar bleiben werden;

Bilder von teilweise unvorstellbarer Schön-
heit einer heroischen Landschaft, wie sie
großartiger und eindrucksvoller nicht vor-
stellbar ist.

Wer z. B. die Bilder aus dem Karakorum
(Paijurtürme, Mustagturm usw.) gesehen hat,
wird sie so leicht nicht wieder vergessen.
Druck, Papier, Einband ohne Tadel, höchstens
für die beigegebenen Kartenskizzen würde
ich mir größere Ausführung und damit
bessere Lesbarkeit wünschen. Die Beschrif-
tung ist teilweise ein schlimmes Augenpulver.
Aber das ist nur ein ganz kleiner Schön-
heitsfehler. Schöner Leinenband RM 6.50.
Im gleichen Verlag (Bruckmann, München)
wird erscheinen: Deutsche am Tanga-Parbat
Der Angriff 1934. Von Fritz Bechtold.
Format 18×25 cm, 128 Seiten mit 130
Abbildungen in Tiefdruck. In Leinenband
RM 3.50. Das Buch selbst ist, als diese
Zeilen geschrieben wurden, noch nicht er-
schienen. Mir liegen aber zwei Bogen Bilder
vor, die alle Herrlichkeit dieses Landes ahnen
lassen. Ich glaube, nach dem bereits vor-
liegenden Werturteil des Leiters der Alpen-
vereinsbücherei, Dr. H. Bühler, keinen Fehl-
griff zu begehen, wenn ich empfehle: Berg-
freunde, kauft Euch dieses Buch.

Da wir gerade beim Verlag Bruckmann
sind, möchte ich noch einmal auf das vor
zwei Jahren erschienene Werk „Die Front
in Fels und Eis“ von Dr. Gunter Langes
hinweisen, das in Wort und Bild die bis-
her beste Darstellung des Alpenkrieges gibt.
Das Buch ist heute so aktuell wie bei seinem
Erscheinen, und die Worte und Bilder des
Werkes lassen uns erneut in ehrfürchtiger
Bewunderung staunen vor den Taten, die
unsere Brüder dort vollbracht haben. (Halb-
leinen Band RM 4.80)

Luis Trenker bringt ein neues Buch „Berg-
helden“ im Verlag Genius und Co., etwa
300 Seiten mit vielen Zeichnungen, Preis
geheftet 4.50, gebunden 5.50, das von Berg-
helden vom Montblanc-Balmat über Palla-

vicini, den Herzog der Abruzzzen, Inner-
föfler usw. bis zu den Toten vom Tanga-
Parbat erzählt. Es liegt bei der Nieder-
schrift dieses Berichtes noch nicht vor, Be-
sprechung wird nachgeholt.

Frantz Schmid — Rudolf Peters:
Gefährten am Seil. Verlag Grethlein
& Co., G. m. b. H., Nachf., Leipzig mit
70 ausgezeichneten Lichtbildern in geschmack-
vollen Leinenband RM 5.20. Ein Buch
von Bergkameradschaft und schwersten
Kletterfahrten.

Frantz Schmid schildert die Bezwingung der Natterhorn-Nordwand mit seinem Bruder Toni und dessen letzte Bergfahrt in die Nordwestwand des Großen Wiesbachhorn. Rudolf Peters berichtet u. a. über den Kampf um die Nordwand der Grandes Jorasses, bei dem Rudolf Haringer zu Tode stürzte. Tiefer Ernst am Anfang und am Ende des Buches, dazwischen kommen Gefährten zu Wort, wechseln Bergfahrten über schwierige Fels- und Eiswände mit stimmungsvollen Naturmalereien. Sehr sorgfältig ist auch die Bildauswahl getroffen. Vom Erhabenen bis zum Lächerlichen ist es bekanntlich nur ein Schritt. So auch hier. Hubert Mumelter bringt als drittes lachendes Buch nach der Schi- und der Bergfibel nun die „Schifahrt ins Blaue“. Die Erlebnisse eines Spießers, den die Lust überkommt, seiner Frau zu zeigen, daß er ein Mann ist. Konnte ich die Bergfibel aus vergnügtem Herzen loben, so muß ich mich bei der Schifahrt ins Blaue in dieser Hinsicht ein wenig einschränken. Zwar die Bilder sind noch genau so lustig und bunt, und die Verse sind noch ebenso gewollt holprig und rauh, aber man hat bei der Betrachtung des Buches das leise Gefühl, daß hier ein ursprünglich verdienter Erfolg weidlich ausgeschlachtet werden soll. Und dazu ist Hubert Mumelter zu schade, der „Die zwei ohne Gnade“ schrieb! Für solche, die das Buch überhaupt angeht, insbesondere für den

darin in all seiner Kleinheit gezeichneten Spießer, ist es zweifellos ein sehr passendes Geschenk. (Pappband 3.80 RM, Rowohlt-Verlag).

Jetzt kommt die Lantschnerei! Das ist nicht etwa ein neu entdecktes Land weit hinter Swanetien, sondern es ist einfach der weitverzweigte Stamm der Familie Lantschner in und um Innsbruck. Bei Seite 156 seht ihr sie alle abgebildet. Den Otto und den Ludwig, die Inge und die Grete, die Hadwig und den Guzzi und zum Schluß den Hellmut, der uns dieses entzückende Buch geschenkt hat: „Die Spur von meinem Ski“ (Rowohlt-Verlag, kartoniert RM 4.—, Leinenband RM 4.80) Ein reizendes Buch, ebenso fern von literarischem Ehrgeiz wie von überheblichem Startum, schlicht und urwüchsig erzählt, wie der Schnabel gewachsen ist. Außerordentlich schöne und interessante Bilder, lustige und ernste Erlebnisse in wirbelndem Durcheinander. Dazwischen eingestreut ganz unauffällige Bemerkungen über die Technik der hohen Schule des Schneelaufes. Alles in allem ein Buch, das jedem Betister Freude machen wird.

Zum Schluß ein kurzer Hinweis auf drei Bücher, die im Schrank jedes Bergsteiger stehen müßten: Der köstliche Springenschmid: „Am Seil von Stabeler Muth“ eins der prächtigsten Bergbücher, das ich kenne (Leinen RM 3.80, Bergverlag). Weiter in billiger Neuausgabe Ompredas „Excellior“ (Leinen RM 3.60, Deutsche Verlagsanstalt), für mich noch immer der unübertroffene Bergsteiger-Roman. Und endlich eine schöne Neuausgabe des berühmten Buches „Berge und Menschen“ von Heinrich Federer (Leinen RM 3.75 G. Grote, Berlin), das in seiner herben Größe noch heute so frisch und lebendig ist, wie bei seinem ersten Erscheinen vor 22 Jahren. Ich wünsche allen Lesern der hier empfohlenen Bücher so viel Freude, wie ich sie selbst daran gehabt habe.



Tanne im Schnee

Hans Moldenhauer

über dem seltsam verzauberten Land,
über den schäumenden Wogen des Schnees
leuchtet ihr Wipfel als silbernes Kreuz.

Eiszapfen schwingen wie Glocken im Wind
Ist nicht die Tanne ein festlicher Dom?
Wohnt nicht im Walde am schönsten der Gott?

Nachdenkliches

Albert Goldammer

Wenn man drei Dutzend Lenze gesehen hat, so will das im Grunde nicht viel sagen. Und dann stimmt die Rechnung noch nicht einmal.

Mit großen leuchtenden Kinderaugen, die vom ersten Tage an zu sehen vermögen, lassen sich nur Dinge erblicken, denen notwendig die inneren Zusammenhänge fehlen müssen. Noch lange bevor das Kind Worte zu formen vermag, lernt es unbewußt sehen im Sinne des Erkennens. Mit Recht erfüllt es die Mutter mit Stolz, wenn sie merkt, wie ihr Kind sie freudig zappelnd erkannt hat. Es kann dieses glückhafte Gefühl auch nicht verringern, daß sie es nur ihrer unermüdlichen Fürsorge, von der Nahrungsaufnahme angefangen bis zum Trockenlegen, zu verdanken hat. Kinder kommen eben gleich als Egoisten zur Welt. Um so besser für sie. Eine richtig bemessene Portion Egoismus ist im Anfang von nicht zu unterschätzendem Wert. Wenn es zum Übel auswachsen sollte, läßt sich das später immer noch forriginieren.

In völlig neue Richtungen wird das Sehen geleitet, sobald dadurch Denkvorgänge im Menschen ausgelöst werden. Dann erst geschieht das Sehen bewußt, es wird im Gehirn verarbeitet, registriert. Deshalb kann man sich auch bei gutem Gedächtnis immer nur soweit zurückerrinnern, als und inwiefern damals bereits Denkfähigkeit vorhanden war.

Nun tritt neben das Sehen und Denken noch ein Drittes: Die Erfahrung. Ein Schulkind wird anders sehen, als ein Mann von zwanzig Jahren. Dieser wiederum anders, als einer in meinem Alter. Schließlich ließe sich das noch weiter steigern. Es scheint aber, als ob das Alter hierbei nicht die ausschlaggebende Rolle zu spielen hat. Ich kann mir vorstellen, daß ein junger Mann,

der früh auf eigenen Füßen stehen lernte, mehr Lebenserfahrung besitzt, als sein um Jahre älterer Kamerad, den das Leben noch nie hart angepackt hat.

Und dann: Sieht nicht ein Bergsteiger die Berge mit ganz anderen Augen, als einer, dem sie nur unüberwindliche Hindernisse bedeuten?

Eine Landschaft richtig sehen, heißt: sie empfinden, sie erleben. —

Ich erinnere mich des Schulausfluges, der mich das erste Mal die Berge sehen ließ. Diesmal trug der Lehrer zum Rodenanzug benagelte Bergschuhe. Am Hut glänzte das silberne Edelweiß des Alpenvereins. Ich weiß heute nicht mehr zu sagen, was mich mehr bewegte, die Bergschuhe, das Edelweiß, oder die zerklüfteten Rauensteine, über die hinweg, öfters auf- und absteigend, unsere Wanderung führte. Nur eines wird mir immer klarer bewußt, damals schon wurde das erste Saat Korn gelegt, das mich einmal für immer an die Berge fetten sollte. Jahre später, als ich bereits meine erste Kletterei (Hoher Torstein, Alter Weg) in Strümpfen hinter mir hatte, zog es mich wieder nach dem Rauenstein. Und da geschah etwas ganz merkwürdiges. Ich erkannte die in meiner Erinnerung lebenden mächtig hohen Felswände nicht wieder. Das, was ich da vor mir sah, war nichts als das verkleinerte Abbild meiner Phantasie. Ich war um einiges gewachsen und dann hatte ich ja auch den Hohen Torstein bestiegen . . .

Nicht selten ist einer den Bergen im Allgemeinen und zugleich einem Berg im Besonderen verfallen. So weiß ich von Bergfreunden, die es immer und immer wieder, bei jedem Wetter, im Sommer, wie im Winter zum Falkenstein hinaufzieht. Beileibe nicht jeden Sonntag, oder in ganz

regelmäßigen Zeitabständen, aber immer, wenn der Berg wieder seinen Magneten spielen läßt. Für gewöhnlich geschieht das wenigstens einmal im Laufe eines Jahres. Bei manchen heißt der Berg Heringstein, Goldstein . . ., bei mir Hoher Torstein. Jede Jahreszeit sah mich auf diesem Gipfel, der gewiß nicht schwer zu erreichen ist, — besonders wenn man den Alten Weg über den Mittleren Torstein, die Schuster'sche Variante, zur Abwechslung auch einmal die Seyde'sche Variante benützt —, der aber im Winter bei Schnee und Eis begangen, immerhin einen ganzen Kerl verlangt.

Ganz von selbst haben sich mit den Jahren die Ansprüche, die man an die Schwierigkeiten eines Weges stellt, um ein oder zwei Grade gemindert. Das fällt bei einem, der auch in gesunden Tagen selten über die Durchschnittsschwierigkeiten hinausgekommen ist, doppelt ins Gewicht.

Was hat es nun mit dem Berg im besonderen für eine Bewandnis? Ist es für mich deshalb der Hohe Torstein, weil er mir die erste Gipfelrast schenkte? Vielleicht — es ist aber keineswegs ausgeschlossen, daß da noch andere Momente mitzusprechen haben.

Wenn man fern der Heimat weilt, denkt man oft an sie, lernt sie schätzen, träumt von ihr, sehnt sich nach ihr. Eine alte Geschichte, die jedem erst selbst passieren muß, bevor er ganz sicher an sie glaubt. Nur mag es den Einen näher angehen als den Anderen.

Ich sah jedenfalls während meines unfreiwilligen Aufenthalts in einem Kriegslazarett oft die Heimat in Gestalt der Schrammsteinkette sowohl im Traum, als auch am hellen Tage. Ich sah sie, wie mir ihr Bild von der Ostrauer Scheibe her in Erinnerung war und immer hob sich der Hohe Torstein in der Mitte besonders scharf ab, während beide Seiten nach dem Falkenstein und dem Vorderen Torstein zu weniger

deutlich in meiner Vorstellung lebten. Das mußte wohl damit zusammenhängen, daß ich einmal den schwachen Versuch gemacht hatte, den Hohen Torstein zu zeichnen.

Das Bild, was vor meinem geistigen Auge erstand, wurde mir zum Symbol. Es hat sich gewandelt, aber es hat mich nie verlassen. So unbedeutend an sich die Wandlungen erscheinen mögen, die das Bild im Laufe der Jahre erfuhr, so interessieren im Rahmen dieser Betrachtungen die Umstände, wodurch sie hervorgerufen worden sind. Wenn man im Wiederholungsfalle vor die gleiche Landschaft tritt, entdeckt man nicht selten etwas ganz Neues, etwas, was man schon bei früheren Gelegenheiten hätte sehen müssen, aber im Bestreben, rasch einen Gesamteindruck zu gewinnen, wohl übersehen hat. Das setzt sich so lange fort, bis man über beschauliches Studium aller Einzelteile hinweg wieder zum Bildganzen kommt, das auf solche Weise immer mehr an Tiefe gewinnt.

Der nun folgende Versuch, einmal das Bild so zu beschreiben, wie es mir von einem Sommertage her in Erinnerung lebt, soll zum Nachdenken anregen. Manch einer wird dabei feststellen müssen, daß ihm dies oder jenes entgangen ist, oder umgekehrt wahrnehmen, was zu erkennen mir vielleicht noch vorbehalten ist.

* * *

Die Vorderen Schrammsteine zeigen sich dem Wanderer am eindrucksvollsten von der oberhalb von Bad Schandau gelegenen Ostrauer Scheibe aus. Dort, wo die Hochfläche nach dem Zahnsgrunde abfällt, werden Äcker, Wiesen und Felder von einem scharf gegen den Hintergrund abstehenden Wäldchen begrenzt. Rechts schließt sich eine gepflegte Parkanlage an, deren Schönheit mit der des Wäldchens zu wetteifern scheint. Und jenseits steigt der Wald aus dem Grunde, dessen Tiefe wir nur ahnen, da sie nicht im

Bereiche unseres Blickfeldes liegt.

Weit hinter der ersten Steilstufe leuchten die hellen Kronen der Birken aus dunkelfarbigen Kiefernwipfeln hervor und lassen den Verlauf des Elbleitenweges erkennen. Dann überwindet der Wald die letzten Steilhänge, um erst dicht am Fuße der Felsen halt zu machen. Vereinzelte Birken und Kiefern finden freilich noch in den wilden Schluchten Nahrung und zwängen sich gar in enge Felspalten hinein.

An den jäh aufragenden senkrechten Felswänden der langgestreckten Schrammsteinkette bricht das schrägansteigende Vorgebäude plötzlich ab. Wie eine unbezwingbare Steinmauer, die oft durch tiefe Spalten und Schluchten in einzelne fahle Felstürme aufgelöst wird, erscheint sie dem Wanderer. Und dennoch sind all diese Gipfel allein durch Einsatz von Kraft, Gewandtheit, Mut und Ausdauer vom Menschen bezwungen worden. Das Landschaftsbild wird vom Hohen Torstein, dem nördlichen Eckpfeiler der Gebirgskette, deren höchste Erhebung er darstellt, beherrscht. Aber nicht nur an Höhe übertrifft er die ihm benachbarten Felsen, sondern vielmehr an Masse. Er ist ein ausgesprochener Felsberg im Gegensatz zu den bei uns öfter vorkommenden schlanken Felsgestalten, die gewöhnlich als Nadeln, Spitzen, Säulen und Türme bezeichnet werden. Tiefe Winkel und scharfkantige Wandverschneidungen an seiner Westflanke bedingen eine ganz eigenartige Verteilung von Licht und Schatten. Hier lagert dem mächtigen Gipfelbau in etwa zweidrittel Höhe eine breite, bewachsene Terrasse vor, die an der etwa hundert Meter senkrecht abfallenden Nordwand nur noch durch ein schmales Band fortgesetzt wird; dem bloßen Auge gar nicht mehr sichtbar. Der durch eine bis zur Terrasse einschneidende Scharte in zwei Teile gespaltene Gipfel ist von zäh dem Wetter trotzendem Baumwuchs bestanden. Dem Mittleren Torstein als Neben-

gipfel kommt nur insofern Bedeutung zu, als über ihn hinweg der älteste Anstieg führt, der bei nur mäßigen Anstrengungen noch heute zu den lohnendsten Kletterwanderungen des ganzen Gebirges zählt. Nach Süden zu läuft die Terrasse immer breiter aus. Sie scheint nur wenig abzufallen und liegt immer noch höher, als die anschließenden selbständigen Felsen, deren südlicher Eckpfeiler, der Vordere Torstein, gleich einem Wartturm überm Elbströme sich erhebt. Der am weitesten nördlich ganz isoliert stehende, allseitig steil abfallende und doch so massig wirkende Falkenstein wird allgemein zur Schrammsteinkette gerechnet, da mit Recht angenommen werden kann, daß er früher einmal mit ihr ein mächtiges Ganzes gebildet hat. Er gilt als der Glanzpunkt und der bedeutendste Kletterfels des Sächsischen Felsengebirges.

* * *

Obgleich diese Beschreibung unverändert einem Abschnitt aus meinen Tagebuchblättern entnommen wurde, deckt sie sich im Wesentlichen mit dem hier als Symbol bezeichneten Bild. Freilich findet sich neben dem Erschauten manches, was nur der Erfahrung zu danken ist.

Der Bergsteiger, der ja gewöhnt ist, das Geschaute gedanklich so zu verarbeiten, daß ihm daraus sieghaft die Tat erwächst, hat bei seiner oft schweren Felsarbeit nicht nur Körperlichen, sondern auch hohen geistigen Gewinn.

Man sollte viel öfter über diese Dinge nachdenken. Es ist viel, viel mehr, was einer den Bergen zu danken hat, als daß es mit einem Male erkannt und abgetan wäre. Darum Bergfreunde, falls es Euch in der Silvesterstunde drängt, den Frauen ein Glas zu weihen, füllt es zum anderen Male und leert es im Bewußtsein tiefer Verbundenheit mit Euren Heimatbergen, die Euch allzeit reiches Erleben schenken.

B e r g h e i l !